

JEREMY DRONFIELD

Der Junge,
der seinem
Vater nach
Auschwitz
folgte



EINE WAHRE GESCHICHTE

DROEMER*

Gemeinsam stärker als der Tod

Wien, 1938. Gustav Kleinmann und sein Sohn Fritz werden von den Nazis verhaftet, weil sie Juden sind. Im Konzentrationslager Buchenwald beginnt für beide eine unvorstellbare Tortur, die mehrere Jahre dauern wird. Doch der Liebe und dem Vertrauen zwischen Vater und Sohn kann die nationalsozialistische Vernichtungsmaschinerie nichts anhaben: Als Gustav nach Auschwitz deportiert wird, beschließt Fritz, ihm zu folgen ... Aus nächster Nähe erzählt Jeremy Dronfield die erschütternde Geschichte zweier Holocaustüberlebender: von Hunger, Misshandlungen und ständiger Todesangst – aber auch von Freundschaft, Solidarität und tiefster Menschlichkeit im Angesicht des Unmenschlichen.

»Die Geschichte, die in *Der Junge, der seinem Vater nach Auschwitz folgte* erzählt wird, ist einzigartig; sie gleicht einem Wunder.« *The Times*

39189 Buchmann & Co Lab 15834
Alleestr. 7 CH 3550 Langnau i. E. Ref LIECHTI311
978-3-426-27804-8 23116813 / 14.01.20 1 CHF inkl. MwSt 1
BZ 30774 855 | **23.90**
Dronfield J: Der Junge, der seinem Vater
nach Auschwitz folgte
Droemer



9783426278048

Mit dem »Anschluss« Österreichs an das Deutsche Reich ändert sich für den Wiener Polsterer Gustav Kleinmann und seine Familie alles. Als Juden müssen sie fortan um ihr Leben fürchten. Den zwei jüngsten Kindern der Kleinmanns gelingt die Flucht ins Exil, doch der älteste Sohn Fritz wird mit seinem Vater verhaftet, beide werden nach Buchenwald deportiert. Bis Kriegsende stehen sie unmenschliche Qualen durch, leiden zusammen mit tausend anderen unter Zwangsarbeit, Prügelstrafen und der brutalen Willkür der SS-Wachmannschaften. Doch in allen Konzentrationslagern, von Buchenwald über Auschwitz bis nach Mauthausen und Bergen-Belsen, zeigt sich: Ihr enges Band ist stärker als die nationalsozialistische Vernichtungsideologie.

Basierend auf heimlich in den Lagern verfassten Aufzeichnungen zeichnet Jeremy Dronfield den Überlebensweg von Fritz und Gustav Kleinmann nach. Ihre Geschichte steht für die entsetzliche Realität des Holocaust – und zugleich für unerschütterliche Courage, Zusammenhalt und Widerstandskraft.

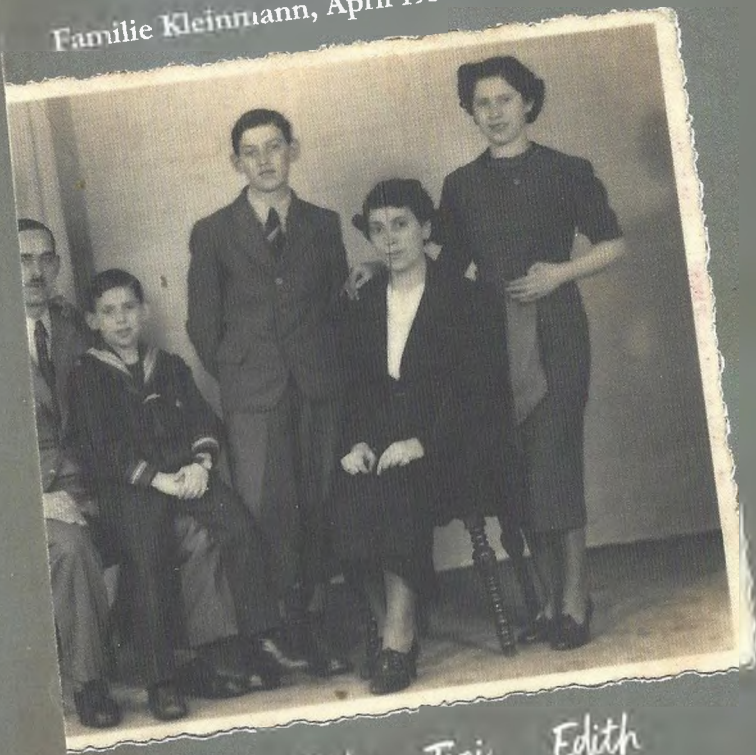


Jeremy Dronfield, geboren 1965, ist Geschichtswissenschaftler und Archäologe. Nach dem Abschluss seiner Doktorarbeit in Cambridge wandte er sich dem Schreiben zu. Er ist Autor mehrerer preisgekrönter Romane und historischer Sachbücher.



Fritz und Gustav
wiedervereint in Wien, 1945

Familie Kleinmann, April 1938



Gustav Kurt Fritz Toni Edith

JEREMY DRONFIELD

**Der Junge, der seinem Vater
nach Auschwitz folgte**

EINE WAHRE GESCHICHTE

Aus dem Englischen von
Ulrike Strerath-Bolz

DROEMER

Die englische Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
«The Boy Who Followed His Father into Auschwitz»
bei Michael Joseph.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.droemer.de

FSC

www.fsc.org

MIX

Papier aus ver-
antwortungsvollen
Quellen

FSC® C014496

© 2019 Michael Joseph

© 2019 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit

Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Gisela Fichtl

Covergestaltung: Rothfos & Gabler

Coverabbildungen: getty images / Bernard Bisson;
courtesy of Rebecca Hagler

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pössneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-27804-8

2 4 5 3 1

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

*Für Kurt
und in Erinnerung an
Gustav
Tini
Edith
Herta
Fritz*

Der Zeuge zwingt sich, Zeugnis abzulegen.
Für die Jugend von heute, für die Kinder,
die morgen geboren werden.
Er will nicht, dass seine Vergangenheit
zu ihrer Zukunft wird.

Elie Wiesel

(aus dem Vorwort einer
englischen Übersetzung
von *Die Nacht*)

Inhalt

Vorbemerkung 11
Vorwort von Kurt Kleinmann 13

Prolog

15

Teil 1

Wien

19

- | | | |
|---|--|----|
| 1 | «Wenn's Judenblut vom Messer spritzt...» | 21 |
| 2 | Volksverräter | 47 |

Teil 2

Buchenwald

65

- | | | |
|----|---|-----|
| 3 | Blut und Steine: Konzentrationslager Buchenwald | 67 |
| 4 | Der Steinbrecher | 87 |
| 5 | Der Weg ins Leben | 99 |
| 6 | Eine günstige Entscheidung | 117 |
| 7 | In der Neuen Welt | 135 |
| 8 | Unwertes Leben | 150 |
| 9 | Tausend Küsse | 169 |
| 10 | Himmelfahrtskommando | 192 |

Teil 3

Auschwitz

203

11 Eine Stadt namens Oswięcim	205
12 Auschwitz-Monowitz	227
13 Das Ende des Juden Gustav Kleinmann	236
14 Widerstand und Kollaboration: der Tod von Fritz Kleinmann	250
15 Unerwartete Menschlichkeit	275
16 Fern von der Heimat	293
17 Widerstand und Verrat	309

Teil 4

Überleben

331

18 Der Todeszug	333
19 Mauthausen	349
20 Das Ende aller Tage	365
21 Der lange Weg nach Hause	383

Epilog

Jüdisches Blut

393

Anhang

Dank	409
Glossar	412
Bibliografie und Quellen	413
Anmerkungen	423
Bildnachweis	460

Vorbemerkung

Dies ist eine wahre Geschichte. Die Personen und Ereignisse, jede Wendung und jeder noch so unglaubliche Zufall sind historischen Quellen entnommen. Man wünschte, die Geschichte wäre nicht wahr, wäre nie geschehen, viel zu schrecklich und schmerzhaft sind die geschilderten Erlebnisse. Aber sie ist geschehen, und die Überlebenden erinnern sich noch.

Es gibt viele Holocaust-Geschichten, doch keine ist so wie diese. Die Geschichte von Gustav und Fritz Kleinmann, Vater und Sohn, enthält Elemente anderer Schicksale, und doch ist sie ganz anders. Nur wenige Juden erlebten die Konzentrationslager der Nazis von den ersten Massenverhaftungen Ende der Dreissigerjahre durch die Jahre der sogenannten Endlösung bis zur Befreiung. Und ich kenne keinen Fall, wo Vater und Sohn das gesamte Inferno zusammen durchlebt haben, vom Anfang bis zum Ende, vom Leben unter der Nazi Herrschaft über die Haft in Buchenwald und Auschwitz, den Widerstand der Häftlinge gegen die SS, die Todesmärsche, schliesslich Mauthausen, Mittelbau-Dora und Bergen-Belsen. Nur ganz wenige haben all das überlebt. Glück und Mut spielten eine Rolle dabei, aber was Gustav und Fritz letztlich am Leben gehalten hat, war ihre Liebe zueinander und ihre Hingabe. «Der Junge ist meine grösste Freude», schrieb Gustav in sein geheimes Buchenwald-Tagebuch. «Wir geben einander Kraft. Wir sind eins, sind untrennbar.» Ihre enge Verbindung wurde ein Jahr später auf eine harte Probe gestellt, als Gustav nach Auschwitz deportiert wurde – was einem Todesurteil gleichkam – und Fritz beschloss, seine eigene Sicherheit hintanzustellen und ihn zu begleiten.

Ich habe ihre Geschichte mit viel Herzblut zum Leben erweckt. Sie liest sich wie ein Roman, denn ich bin ebenso sehr Geschichten-

erzähler wie Historiker. Doch es war nicht nötig, etwas dazuerfinden oder auszuschnücken, selbst die Dialogfragmente sind den Primärquellen entnommen oder daraus rekonstruiert. Die Grundlage bildet das Lagertagebuch, das Gustav Kleinmann von Oktober 1939 bis Juli 1945 führte, ergänzt durch Aufzeichnungen von Fritz und ein Interview mit ihm aus dem Jahr 1997. Keine dieser Quellen ist leichte Kost, weder emotional noch sprachlich. Das Tagebuch, das unter extremen Bedingungen entstand, ist skizzenhaft und voller kryptischer Anspielungen, die dem normalen Leser nichts sagen. Selbst Holocaust-Spezialisten mussten für manche Passagen ihre Referenzwerke zurate ziehen. Gustav schrieb es nicht, um einen Bericht zu verfassen, sondern um sich selbst bei Verstand zu halten. Für ihn waren die Anspielungen damals vollkommen klar. Einmal erschlossen, gewährt diese Quelle einen detailreichen, erschütternden Einblick in das Leben unter den Bedingungen des Holocaust, Woche für Woche, Monat für Monat und Jahr für Jahr. Und sie legt Zeugnis von Gustavs unverwundlicher Kraft und seinem Optimismus ab: «Jeden Tag spreche ich leise dieses Gebet», schreibt er im sechsten Jahr seiner Lagerhaft. «Nicht verzweifeln, Zähne zusammenbeißen, die Mörder der SS dürfen nicht siegen.»

Gespräche mit überlebenden Mitgliedern der Familie haben zusätzliche persönliche Details beigezeichnet. Den Hintergrund bilden ausgiebige Recherchen in Dokumenten über das Leben im Wien der Dreissigerjahre, die Konzentrationslager und die Personen, die in dieser Geschichte eine Rolle spielen. Diese Dokumente umfassen Aufzeichnungen von Überlebenden, Lagerakten und andere offizielle Schriftstücke. Sie belegen, dass diese Geschichte wahr ist, in ihrem gesamten Verlauf und Schritt für Schritt, selbst dort, wo sie völlig abwegig erscheint und gar unglaublich klingt.

Jeremy Dronfield, März 2018

Vorwort von Kurt Kleinmann

Liebe Leserin, lieber Leser,

seit den schrecklichen Tagen, die in diesem Buch beschrieben werden, sind bereits mehr als siebenzig Jahre vergangen. Die Geschichte meiner Familie, ihres Überlebens, ihres Sterbens und ihrer Rettung steht für alle Menschen, die in jener Zeit inhaftiert waren, Familienmitglieder verloren oder das Glück hatten, dem Naziregime zu entkommen. Sie steht für alle, die während jener Tage gelitten haben, und darf deshalb niemals vergessen werden.

Die Erfahrungen meines Vaters und meines Bruders über sechs Jahre in fünf verschiedenen Konzentrationslagern geben ein lebendiges Zeugnis von den Ereignissen und Tatsachen des Holocaust. Ihr Überlebenswille, die enge Bindung zwischen Vater und Sohn, ihr Mut, aber auch ihr Glück liegen jenseits aller heutigen Vorstellungskraft, doch sie waren es, die die beiden während aller Qualen am Leben hielten.

Meine Mutter erkannte sofort die Gefahr, in der wir uns befanden, als Hitler Österreich annektierte. Sie ermutigte meine älteste Schwester, nach England zu fliehen, und half ihr 1939 bei der Flucht. Ich lebte für drei Jahre in Wien unter dem Naziregime, bis meine Mutter im Februar 1941 meine Ausreise in die USA ermöglichte. Das rettete mir nicht nur das Leben, sondern gab mir auch ein neues Zuhause, inmitten einer liebevollen Familie, die mich als einen der Ihren aufnahm. Meine Schwester hatte dieses Glück nicht. Sowohl sie als auch meine Mutter wurden eines Tages verhaftet und gemeinsam mit Tausenden anderen Juden in ein Vernichtungslager bei Minsk deportiert. Seit Jahrzehnten weiss ich, dass sie dort getötet wurden, ich habe sogar den abgelegenen Ort besucht, an dem es passierte, und

dennoch war ich tief berührt, ja am Boden zerstört, als ich in diesem Buch zum ersten Mal las, was genau sich dort abspielte.

Dass mein Vater und mein Bruder ihre Qualen überstanden, ist auf wunderbare Weise in diesem Buch dargestellt. Ich traf sie wieder, als ich 1953 während des Militärdienstes nach Wien zurückkehrte, fünfzehn Jahre nach meiner Abreise. In den darauffolgenden Jahren fuhr meine Frau Diane mit mir viele Male nach Wien, gemeinsam mit unseren Söhnen, die ihren Grossvater und Onkel dort trafen. Es hatte eine enge familiäre Beziehung bestanden, die die Trennung und den Holocaust überlebte und bis heute fortbesteht. Deshalb leide ich unter keinem Trauma oder hege gegenüber Wien und Österreich feindselige Gefühle. Dennoch heisst das nicht, dass ich vollständig verzeihen oder Österreichs Geschichte vergessen kann. 1966 besuchten mein Vater und meine Stiefmutter mich in den USA. Abgesehen davon, dass wir ihnen unsere wunderbare neue Heimat zeigten, hatten sie so die Möglichkeit, meine Pflegefamilie in Massachusetts kennenzulernen. Dieses Treffen voller Dankbarkeit und Freude brachte all jene zusammen, die mir am Herzen liegen und denen ich meine Existenz und mein Überleben zu verdanken habe.

Der Junge, der seinem Vater nach Auschwitz folgte ist die einfühlsame, lebhaft und zugleich bewegende und gut recherchierte Geschichte meiner Familie. Es fällt mir fast schwer, meine Dankbarkeit gegenüber Jeremy Dronfield in Worte zu fassen, dafür, dass er alle Teile zusammengefügt und dieses Buch geschrieben hat. In wunderschöner Sprache verwebt es meine Erinnerungen und die meiner Schwester mit der Geschichte meines Vaters und Bruders in den Konzentrationslagern. Ich bin dankbar und weiss zu schätzen, dass die Geschichte meiner Familie während des Holocaust nun breite Aufmerksamkeit erfährt und nicht vergessen werden wird.

Kurt Kleinmann, August 2018

Prolog

Österreich, Januar 1945

Fritz Kleinmann nahm die Bewegungen des Zuges mit dem gesamten Körper auf. Er zitterte im eisigen Wind, der über die Seitenwände des offenen Güterwaggons pfiff. Neben ihm, zusammengekauert, döste sein erschöpfter Vater. Um die beiden herum schattenhafte Gestalten. Das Mondlicht hob die hellen Streifen ihrer Häftlingskleidung und die Gesichtsknochen hervor. Es wurde Zeit, dass Fritz flüchtete, sonst war es zu spät.

Seit acht Tagen waren sie jetzt unterwegs von Auschwitz. Die ersten sechzig Kilometer waren sie zu Fuss gegangen; die SS-Leute hatten Tausende Häftlinge durch den Schnee nach Westen getrieben, auf der Flucht vor der vorrückenden Roten Armee. Gelegentlich waren aus dem hinteren Teil der Kolonne Schüsse zu hören gewesen, wo diejenigen, die nicht mithalten konnten, ermordet wurden. Niemand blickte zurück.

Dann hatte man sie in Züge verladen, die sie in Lager im Inneren des Reichs bringen sollten. Sie hatten es geschafft, zusammenzubleiben. Wie immer. Ihr Ziel war Mauthausen in Österreich, wo die SS-Leute die letzten Reste von Arbeitskraft aus ihnen herauspressen wollten, bevor sie sie in den Tod schickten. Einhundertvierzig Männer in jedem offenen Güterwaggon. Am Anfang hatten sie stehen müssen, aber nach ein paar Tagen waren so viele von ihnen vor Kälte gestorben, dass man sich setzen konnte. Die Leichen wurden am Ende des Waggons aufgestapelt, ihre Kleidung wurde verteilt, um die Lebenden zu wärmen.

Sie standen an der Schwelle des Todes, und doch, gehörten sie zu den Glücklichen, denn sie waren immer noch als Arbeitskräfte einsetzbar. Die meisten ihrer Brüder und Schwestern, Ehefrauen, Mütter und Kinder waren längst ermordet worden oder starben auf den Todesmärschen gen Westen.

Fritz war noch ein Junge gewesen, als der Albtraum vor sieben Jahren begonnen hatte. In den Lagern der Nazis war er zum Mann herangewachsen, hatte gelernt, war gereift und hatte dem Druck widerstanden, die Hoffnung aufzugeben. Er hatte diesen Tag vorhergesehen und sich darauf vorbereitet. Unter ihrer Lagerkleidung trugen er und Papa Zivilkleidung, die er von Freunden aus den Widerstandsgruppen in Auschwitz bekommen hatte.

Der Zug war durch Wien durchgefahren, die Stadt, die einmal ihr Zuhause gewesen war. Dann ging die Fahrt weiter nach Westen, jetzt waren sie nur noch fünfzehn Kilometer von ihrem Ziel entfernt. Sie waren wieder in ihrer Heimat, und wenn ihre Flucht gelang, konnten sie als einheimische Arbeiter durchgehen. Jetzt oder nie!

Nur aus Sorge um seinen Vater hatte Fritz die Entscheidung hinausgeschoben. Gustav war dreiundfünfzig Jahre alt und erschöpft – ein Wunder, dass er überlebt hatte. Und jetzt konnte er nicht versuchen zu fliehen. Seine Stärke war dahin. Doch er wollte seinem Sohn nicht die Chance verbauen zu überleben. Der Schmerz, sich nach so vielen Jahren der gegenseitigen Hilfe und Unterstützung zu trennen, würde entsetzlich sein, aber er drängte Fritz, es allein zu versuchen. Fritz flehte ihn an mitzukommen, vergeblich. «Gott schütze dich», sagte sein Vater. «Ich schaffe es nicht, ich bin zu schwach.»

Wenn Fritz es nicht bald versuchte, wäre es zu spät. Er stand auf, zog die verhasste Häftlingskleidung aus, umarmte und küsste seinen Papa und kletterte mit seiner Hilfe die eisglatte Seitenwand des Wagens hinauf.

Der Wind und die Kälte von minus zwanzig Grad trafen ihn mit

voller Wucht. Vorsichtig schaute er zu den Bremserhäuschen der anderen Waggons, in denen bewaffnete SS-Wachen sassen. Der Mond schien hell, zwei Tage vor Vollmond, und tauchte die verschneite Landschaft in einen geisterhaften Schimmer. Er würde viel zu gut zu sehen sein.¹ Der Zug donnerte mit Höchstgeschwindigkeit dahin. Fritz nahm all seinen Mut und seine Hoffnung zusammen und sprang in die eiskalte, windige Nacht.

Teil 1

Wien

Sieben Jahre zuvor

«Wenn's Judenblut vom Messer spritzt ...»

Gustav Kleinmanns schlanke Finger schoben den Stoff unter den Nähfuß, die Nadel ratterte und führte den Faden in einem langen, perfekten Bogen. Neben dem Arbeitstisch stand der Sessel, für den der Stoff bestimmt war, ein Skelett aus Buchenholz mit fester Verspannung und einem Polster aus Rosshaar. Als der Bezug fertig war, legte ihn Gustav über die Armlehne und nagelte ihn mit seinem kleinen Hammer fest: einfache Nägel für die Innenseite, Ziernägel mit runden Messingköpfen für aussen, eng beieinander wie kleine Soldatenhelme. Taptapatap.

Es war gut, arbeiten zu können. Sein Verdienst reichte nicht immer für einen Mann mittleren Alters mit Ehefrau und vier Kindern. Gustav war ein begabter Handwerker, aber kein besonders gewiefter Geschäftsmann. Doch irgendwie waren sie immer über die Runden gekommen. Er war in einem kleinen Dorf an einem See in Galizien geboren, das zu jener Zeit zu Österreich gehörte (heute ist es auf Polen und die Ukraine aufgeteilt). Mit fünfzehn war er nach Wien gekommen, um eine Ausbildung als Polsterer zu machen, und hatte sich dort niedergelassen. Mit einundzwanzig war er zum Militär eingezogen worden, hatte im Weltkrieg gedient, war zweimal verwundet worden und hatte einen Tapferkeitsorden bekommen. Nach Kriegsende war er nach Wien zurückgekehrt, hatte sein bescheidenes Handwerk wieder aufgenommen und die Meisterprüfung gemacht. Seine Freundin Tini hatte er noch während des Krieges geheiratet, und ge-

meinsam hatten sie vier gute, fröhliche Kinder. So sah sein Leben aus: bescheiden, arbeitsam und wenn nicht rundum zufrieden, so doch meistens gut gelaunt.

Flugzeugdröhnen unterbrach seine Gedanken. Es schwoll an und ab, als würden die Maschinen über der Stadt kreisen. Neugierig geworden, legte Gustav sein Werkzeug hin und trat auf die Strasse.

«Im Werd» war eine geschäftige Strasse, in der ständig das Klappern von Pferdehufen und das Rumpeln von Wagenrädern zu hören waren. Es roch nach vielen Menschen, Rauch und Pferdeäpfeln. Einen verwirrenden Moment lang dachte. Gustav, es würde schneien – im März! –, aber dann sah er, dass Papier vom Himmel regnete und sich auf dem Kopfsteinpflaster und den Ständen des Karmelitermarktes niederliess. Er hob ein Blatt auf.

VOLK VON ÖSTERREICH!

Zum ersten Mal in der Geschichte unseres Vaterlandes verlangt die Führung des Staates ein offenes Bekenntnis zur Heimat

Es ging um die Abstimmung an diesem Sonntag. Im ganzen Land redete man darüber, die gesamte Welt schaute auf Österreich. Es ging um viel, aber für Gustav, der Jude war, ging es um alles. Eine Volksabstimmung über die Frage, ob Österreich unabhängig bleiben sollte von der deutschen Tyrannei.

Seit fünf Jahren blickte das nationalsozialistische Deutschland gierig auf den österreichischen Nachbarn. Adolf Hitler, selbst gebürtiger Österreicher, war geradezu besessen von der Idee, sein Heimatland dem Deutschen Reich anzuschliessen. Es gab durchaus österreichische Nazis, die diese Vereinigung eifrig unterstützten, aber die

meisten Österreicher waren dagegen. Bundeskanzler Kurt Schuschnigg stand unter starkem Druck, Mitglieder der nationalsozialistischen Partei in seine Regierung aufzunehmen. Hitler drohte mit heftigen Konsequenzen, wenn dies nicht geschah: Man werde Schuschnigg stürzen und durch einen Marionettenkanzler ersetzen, das Land ans Deutsche Reich anschliessen und schlucken. Bei den hundertdreiundachtzigtausend österreichischen Juden löste diese Vorstellung Entsetzen aus.²

Die Welt beobachtete den Ausgang der Abstimmung mit regem Interesse. In einem letzten verzweifelten Akt hatte Schuschnigg sie angesetzt, um den Österreichern selbst die Entscheidung zu überlassen, ob sie die Unabhängigkeit behalten wollten. Ein mutiger Schachzug: Schuschniggs Vorgänger war bei einem fehlgeschlagenen nationalsozialistischen Staatsstreich ermordet worden, und Hitler versuchte alles, um die Volksbefragung zu verhindern. Sie war für Sonntag, den 13. März 1938 angesetzt.

Nationalistische Parolen wie «Ja zur Unabhängigkeit!» waren an allen Wänden und auf dem Strassenpflaster zu sehen. Und heute, zwei Tage vor der Abstimmung, liessen Flugzeuge Schuschniggs Propaganda vom Himmel regnen. Gustav las weiter.

*Für ein freies und deutsches, unabhängiges und soziales, für ein christliches und einiges Österreich! Für Friede und Arbeit und die Gleichberechtigung aller, die sich zu Volk und Vaterland bekennen. ... die Welt soll unseren Lebenswillen sehen; darum, Volk von Österreich, stehe auf wie ein Mann und stimme mit Ja!*³

Für Juden enthielten diese eindringlichen Worte eine gemischte Botschaft. Sie hatten ihre eigenen Vorstellungen vom Deutschsein. Gustav war sehr stolz darauf, seinem Land im Weltkrieg gedient zu haben, er fühlte sich in erster Linie als Österreicher und erst dann als

Jude.⁴ Doch in Schuschniggs germanisch-christlichem Ideal kam er nicht vor. Auch Schuschniggs austrofaschistische Regierung betrachtete er mit Zurückhaltung. Er war Mitglied der Sozialdemokraten gewesen, die seit dem Aufstieg der Austrofaschisten 1934 ebenso unterdrückt und illegalisiert worden waren wie die Nationalsozialistische Partei.

Doch für die österreichischen Juden war im Moment alles besser als die offene Verfolgung, wie sie in Deutschland vor sich ging. Die jüdische Zeitung *Die Stimme* schrieb in ihrer aktuellen Ausgabe: «Wir unterstützen Österreich! Alle zu den Wahlurnen!»⁵ Und auch die orthodoxe Zeitung *Jüdische Presse* schrieb: «Niemand muss die österreichischen Juden eigens auffordern, abzustimmen. Sie wissen, was dies bedeutet. Jeder muss seine Pflicht erfüllen!»⁶

Über geheime Kanäle hatte Hitler Schuschnigg gedroht, Deutschland würde Massnahmen ergreifen, um die Abstimmung zu verhindern, wenn er sie nicht absagte. Und tatsächlich wurden in diesem Augenblick, als Gustav auf der Strasse stand und das Flugblatt las, deutsche Truppen an der Grenze zusammengezogen.

Tini Kleinmann warf noch einen Blick in den Spiegel, strich ihren Mantel glatt, nahm ihre Einkaufstasche und ihren Geldbeutel und verliess die Wohnung. Ihre kleinen Absätze klackten auf den Stufen, dass es im Treppenhaus hallte. Als sie auf die Strasse trat, sah sie Gustav vor seiner Werkstatt, die im Erdgeschoss des Hauses lag. Er hielt ein Flugblatt in der Hand, die ganze Strasse war voll davon, sie hingen in den Bäumen, lagen auf den Dächern, überall. Als sie einen Blick darauf warf, schauderte sie. Tini hatte böse Vorahnungen, die der stets optimistische Gustav nicht teilte. Er war nicht besonders re-



Tini Kleinmann, um 1939

ligiös, doch er rechnete immer mit einem guten Ausgang. Das war seine Stärke und Schwäche zugleich.

Mit raschen Schritten ging Tini über das Kopfsteinpflaster zum Markt. Viele Händler waren Bauern, die am Morgen in die Stadt kamen, um ihre Waren zu verkaufen, aber es gab auch Wiener Händler, etliche davon Juden. Mehr als die Hälfte der Geschäfte in der Stadt waren in jüdischem Besitz, gerade auch in dieser Gegend. Die Nazis betonten das immer wieder, um den Antisemitismus der Arbeiter zu schüren, die unter der Wirtschaftskrise litten – als würden die Juden nicht selbst darunter leiden.

Gustav und Tini waren beide nicht sehr religiös. Ein paarmal im Jahr, zu hohen Fest- und Feiertagen, gingen sie in die Synagoge, aber ihre Kinder trugen deutsche Namen, wie es bei den meisten jüdischen Familien in Wien der Fall war. Trotzdem folgten sie den alten Bräuchen wie alle anderen. Tini kaufte beim Metzger Zeisel dünn geschnittene Kalbsschnitzel, aus denen sie Wiener Schnitzel machen würde. Die Abendsuppe am Sabbat würde sie mit Resten von Hühnerfleisch zubereiten.

Sie kaufte frische Kartoffeln und Salat, Brot, Mehl, Eier, Butter... Auf ihrem Weg durch den geschäftigen Karmelitermarkt wurde ihre Tasche immer schwerer. An der Ecke zur Leopoldsgasse, der Hauptstrasse, fielen ihr arbeitslose Putzfrauen ins Auge, die eine Anstellung suchten. Sie standen vor der Pension Klabouch und dem Kaffeehaus. Wenn sie Glück hatten, kamen wohlhabende Frauen aus den umliegenden Strassen vorbei und nahmen sie mit. Wer den Eimer mit Seifenwasser selbst mitbrachte, bekam einen Schilling Lohn, was einer heutigen Kaufkraft von zwei bis drei Euro entspricht. Tini und Gustav hatten manchmal Mühe, über die Runden zu kommen, aber so tief waren sie zum Glück noch nicht gesunken.

Überall las man die Pro-Unabhängigkeit-Slogans. Sie waren in grossen Lettern aufs Strassenpflaster gemalt – «Wir sagen Ja!» Und überall sah man das Kruckenkreuz-Zeichen der Austrofaschisten. Aus offenen Fenstern ertönte laut patriotische Radiomusik. Tini beobachtete einen Lastwagenkonvoi mit uniformierten Jugendlichen, die rot-weiße Flaggen wehen liessen und noch mehr Flugblätter verteilten.⁷ Ein paar Zuschauer jubelten ihnen zu, begrüsst sie mit flatternden Taschentüchern, warfen die Hüte in die Luft und riefen: «Österreich! Österreich!»

Es sah ganz so aus, als würde die Unabhängigkeit siegen ... solange man die grimmigen Gesichter in der Menge nicht beachtete. Die Sympathisanten der Nazis waren heute sehr still. Und ihre Zahl war klein – sehr seltsam.

Plötzlich verstummte die fröhliche Musik, und aus den Radios ertönte eine dringliche Ankündigung: Alle unverheirateten Reservisten wurden sofort zum Dienst einberufen. Der Grund, so der Sprecher, sei die Sicherung der Abstimmung am Sonntag, aber sein Ton verhies nichts Gutes. Wofür brauchte man denn da zusätzliche Soldaten?

Tini wandte sich ab und ging durch den geschäftigen Markt nach Hause.

Was auch immer in der Welt passierte, wie nah die Gefahr auch sein mochte, das Leben ging weiter. Was konnte man denn sonst tun als weiterleben?

In der ganzen Stadt lagen die Flugblätter: im Wasser des Donaukanals, in den Parks und Strassen. Am späten Nachmittag, als Fritz Kleinmann von der Handelsschule an der Hütteldorfer Strasse im Westen der Stadt kam, lagen sie auch dort auf dem Pflaster und hingen in den Bäumen. Eine Lastwagenkolonne nach der anderen, voll mit Soldaten, dröhnte die Strasse entlang in Richtung der zweihundert Kilometer entfernten Grenze. Aufgeregt, wie Jungs eben sind, beobachteten Fritz und die anderen Jungen die Reihen von bewaffneten Männern mit Helmen.

Fritz war vierzehn Jahre alt und sah seinem Vater sehr ähnlich – dieselben Wangenknochen, dieselbe Nase, derselbe Mund mit vollen, geschwungenen Lippen. Aber während Gustav eher einen sanften Eindruck machte, wirkten Fritz' grosse, dunkle Augen eindringlich wie die seiner Mutter. Er war von der Oberschule abgegangen und lernte seit sechs Monaten das Handwerk seines Vaters.

Auf dem Heimweg durch die Stadtmitte spürten er und seine Freunde den Stimmungswechsel in den Strassen. Um drei Uhr am Nachmittag verstummte die Propaganda der Regierung für die Volksabstimmung. Es gab keine offiziellen Nachrichten mehr, nur noch Gerüchte von Kämpfen an der deutsch-österreichischen Grenze, von Naziaufständen in den Provinzstädten und – besonders beunruhigend – dass die Wiener Polizei sich im Fall einer Konfrontation den Nazis anschliessen würde. Gruppen von begeisterten Männern liefen jetzt durch die Strassen, manche riefen «Heil Hitler!», während andere trotzig mit «Heil Schuschnigg!» antworteten. Doch die Nazis waren

lauter, wurden mutiger, die meisten jung, ohne Lebenserfahrung und vollgepumpt mit ideologischem Gedankengut.⁸

So ging es schon seit Tagen, und es hatte sogar gelegentliche Übergriffe gegen Juden gegeben,⁹ aber heute fühlte es sich anders an.

Als Fritz zum Stephansplatz kam, wo die Wiener Nazis mitten in der Stadt ihr geheimes Hauptquartier unterhielten, wimmelte es vor dem Dom von herumbrüllenden, grölenden Menschen. Hier hiess es nur noch «Heil Hitler», ohne dass sich Widerstand regte.¹⁰ Polizisten standen in der Nähe, beobachteten das Ganze, redeten miteinander, unternahmen aber nichts. Auch die geheimen Mitglieder der österreichischen SA standen beobachtend am Rand, ohne sich zu erkennen zu geben. Diszipliniert hielten sie sich an ihre Befehle – noch war ihre Zeit nicht gekommen.

Fritz vermied die Begegnung mit den Demonstranten, überquerte den Donaukanal und ging in die Leopoldstadt, wo er bald die Nummer 16 erreichte und die Treppe hinaufpolterte. Zuhause, Wärme, Familie.

Der kleine Kurt stand auf einem Hocker in der Küche und sah seiner Mutter zu, die den Pfannkuchenteig für die Hühnersuppe vorbereitete, das traditionelle Essen am Freitagabend. Es war eine der wenigen Traditionen, die die Familie einhielt. Tini zündete keine Kerzen an und sprach auch nicht den Segen. Kurt war da anders. Er war erst acht Jahre alt, aber er sang schon im Chor der Synagoge und war ziemlich fromm. Er hatte sich mit einer orthodoxen Nachbarsfamilie angefreundet, und dort schaltete er am Sabbatabend das Licht an.

Er war der Jüngste, das geliebte Nesthäkchen. Die Kleinmanns waren alle eng verbunden, aber Kurt war Tinis Liebling. Und er half ihr gern beim Kochen.



Während die Suppe köchelte, beobachtete er mit offenem Mund, wie sie den Eierteig schlug und die dünnen Pfannkuchen briet. Das war eine seiner Lieblingsbeschäftigungen, aber am allerliebsten half er beim Braten der Wiener Schnitzel. Seine Mutter klopfte das Kalbfleisch mit dem Fleischklopfer, bis es so dünn und weich wie Samt war. Dann durfte er es dünn mit Mehl bestreuen, in Ei und Milch wälzen und panieren. Immer zwei Scheiben wurden in die Pfanne mit dem siedenden Butterfett gelegt, bis der Duft die ganze kleine Wohnung erfüllte und die Schnitzel aufgingen und goldbraun wurden. Heute Abend jedoch duftete es nach gebratenen Pfannkuchen und Hühnerfleisch.

Aus dem Nebenzimmer, das als Wohn- und Schlafzimmer diente, war Klavierspiel zu hören. Kurts Schwester Edith, achtzehn Jahre alt, spielte sehr gut und hatte ihm ein hübsches kleines Lied namens «Kuckuck Kuckuck» beigebracht, an das er sich immer erinnern würde. Seine andere Schwester, die fünfzehnjährige Herta, betete er geradezu an. Sie stand ihm auch im Alter näher als die erwachsene



Herta Kleinmann, um 1939

Edith. Hertas Bild von Schönheit und Liebe würde immer einen Platz in Kurts Herzen einnehmen.

Tini lächelte über die Ernsthaftigkeit ihres Jüngsten, der ihr half, die Pfannkuchen aufzurollen und in dünne Streifen zu schneiden, die sie dann in die Suppe gab.

Die Familie setzte sich im warmem Sabbatlicht zum Essen – Gustav und Tini, Edith und Herta, Fritz und der kleine Kurt. Ihr Zuhause war klein, es umfasste nur dieses Zimmer und das gemeinsame Schlafzimmer, wo Gustav und Fritz sich ein Bett teilten, Kurt und seine Mutter das zweite. Edith schlief in einem eigenen Bett und Herta auf dem Sofa. Doch es war eben ihr Zuhause, und hier waren sie glücklich.

Draussen jedoch zogen dunkle Wolken auf. An diesem Nachmittag war aus Deutschland ein Ultimatum gekommen, das die Absage der Volksabstimmung und den Rücktritt von Kanzler Schuschnigg verlangte. Er sollte durch den rechten Politiker Arthur Seyss-Inquart,

heimliches Mitglied der Nationalsozialistischen Partei, ersetzt werden, der eine nazifreundliche Regierung errichten sollte. Hitler begründete das Ultimatum damit, dass Schuschniggs Regierung die «wahren Deutschen» Österreichs – in seinen Augen gleichbedeutend mit «Nazis» – unterdrückte. Zusätzlich verlangte er, dass die ins Exil verbannte Österreichische Legion, ein Trupp von dreissigtausend Nazis, zurück nach Wien beordert würde, um die Ordnung auf den Strassen zu sichern. Die Frist des Ultimatus lief um halb acht an diesem Abend ab.¹¹

Nach dem Abendessen musste Kurt sich beeilen, um zum Abendgottesdienst in der Synagoge zu kommen. Er bekam fürs Singen einen Schilling, der am Samstagmorgen in Schokolade umgesetzt wurde – es handelte sich also zugleich um eine wirtschaftliche *und* religiöse Pflicht.

Fritz begleitete Kurt wie üblich. Er war der ideale grosse Bruder: Freund, Spielgefährte und Beschützer gleichermaßen. Auf den Strassen war an diesem Abend viel los, aber die Unruhe und der Lärm hatten sich gelegt und einer lauernden Bosheit Platz gemacht. Normalerweise begleitete Fritz seinen kleinen Bruder nur bis zu der Billardhalle auf der anderen Seite des Donaukanals und ging dann eine Runde Billard spielen. Aber an diesem Abend reichte das nicht. Sie gingen zusammen bis zum Stadttempel.

Als Fritz zurück nach Hause kam, lief das Radio. Das übliche Programm wurde durch eine Ankündigung unterbrochen: Die Volksabstimmung war verschoben worden. Es fühlte sich an wie ein drohendes Tippen auf die Schulter. Dann, kurz nach halb sieben, verstummte die Musik wieder, und eine Stimme erklärte: «Achtung! In wenigen Minuten hören Sie eine sehr wichtige Ankündigung.» Dann folgte eine Pause, drei Minuten war nur Knistern und Rauschen zu hören. Und dann kam die Stimme von Kanzler Schuschnigg, die vor Erregung zitterte.

«Österreicher und Österreicherinnen! Der heutige Tag hat uns vor

eine schwere und entscheidende Situation gestellt.» Jeder, der in der Nähe eines Radios war, hörte gespannt zu, viele in Angst, manche voller Begeisterung, während der Kanzler das deutsche Ultimatum beschrieb. Österreich musste sich dem deutschen Befehl unterwerfen, sonst drohte seine Zerstörung. Man habe beschlossen, der Gewalt zu weichen, sagte er. «Wir haben, weil wir um keinen Preis, auch in dieser ernsten Stunde nicht, deutsches Blut zu vergiessen gesonnen sind, unserer Wehrmacht den Auftrag gegeben, für den Fall, dass der Einmarsch durchgeführt wird, ohne wesentlichen Widerstand ...», er zögerte, «... ohne Widerstand sich zurückzuziehen ...» Seine Stimme brach, er musste sich zusammenreißen, um seine Rede zu beenden. «So verabschiedete ich mich in dieser Stunde von dem österreichischen Volke mit einem deutschen Wort und einem Herzenswunsch: Gott schütze Österreich!»¹²

Gustav, Tini und ihre Töchter sassen wie erstarrt da, während die Nationalhymne gespielt wurde. Im Rundfunkstudio, von den Menschen weder gesehen noch gehört, brach Schuschnigg in diesem Moment weinend zusammen.

Die süßen Klänge des Hallelujas, geleitet vom Tenor des Kantors und erfüllt von den Chorstimmen, ertönten durch das grosse Oval des Stadttempels, umfingen die Marmorsäulen und vergoldeten Verzierungen der Emporen mit ihren Harmonien. Von seinem Platz im Chor auf der obersten Empore konnte Kurt direkt auf den Thoraschrein und die Gemeinde schauen. Es war voller als sonst, als suchten die Menschen angesichts der grossen Unsicherheit Trost in ihrer Religion. Rabbi Dr. Emil Lehmann, der von den neuesten Nachrichten noch nichts gehört hatte, hatte bewegend über Schuschnigg gesprochen, die Volksabstimmung betont und mit dem längst verklungenen Ruf des Kanzlers geendet: Wir sagen Ja!¹³

Nach dem Gottesdienst begab sich Kurt nach unten, nahm seinen Schilling entgegen und fand Fritz vor der Tür, der auf ihn wartete. Draussen drängten sich die Gemeindemitglieder auf dem Kopfsteinpflaster. Von hier sah man die Synagoge kaum, sie verbarg sich in der Reihe der Wohnhäuser. Der Hauptteil lag hinter der Fassade, eingeklemmt zwischen dieser und der nächsten Strasse. Die Leopoldstadt war inzwischen das wichtigste jüdische Viertel der Stadt, doch diese kleine Enklave im alten Stadtkern, wo seit dem Mittelalter Juden gelebt hatten, war das kulturelle Herz des jüdischen Lebens in Wien. Man erkannte es an den Häuser- und Strassennamen – Judengasse, Judenplatz. Jüdisches Blut war auf diesem Kopfsteinpflaster geflossen, seitdem die Pogrome des Mittelalters die Menschen in die Leopoldstadt getrieben hatten.

Tagsüber war die enge Seitenstettengasse vom Lärm der Stadt abgeschirmt, aber in der Dunkelheit des Sabbatabends erwachte sie zum Leben. Nicht weit von hier, in der Kärntnerstrasse, einer langen Durchgangsstrasse auf der anderen Seite der Nazienklave am Stephansplatz, versammelte sich jetzt ebenfalls eine Menschenmenge. Die Braunhemden der SA hatten den Befehl bekommen, ihre Waffen aus dem Versteck zu holen und die Armbinden mit dem Hakenkreuz anzulegen. Sie marschierten, und die Polizei marschierte mit ihnen. Lastwagen voller SA-Leute fuhren vorbei, Männer und Frauen tanzten und brüllten im Licht von Fackeln.

Durch die ganze Stadt dröhnte es: «Heil Hitler! Sieg Heil! Nieder mit den Juden! Nieder mit den Katholiken! Ein Volk, ein Reich, ein Führer, ein Sieg! Nieder mit den Juden!» Grobe, fanatische Stimmen grölten «Deutschland über alles» oder «Heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt». ¹⁴ Der Dramatiker Carl Zuckmayer hat geschrieben: «Die Unterwelt hatte ihre Pforten aufgetan und ihre niedrigsten, scheusslichsten, unreinsten Geister losgelassen ... Was hier entfesselt wurde, war der Aufstand des Neids, der Missgunst, der

Verbitterung, der blinden böswilligen Rachsucht.. .»¹⁵ Ein britischer Journalist, der die Vorgänge beobachtete, sprach von einem «unbeschreiblichen Hexensabbat».¹⁶

Das Echo erreichte auch die Seitenstettengasse, wo sich die Juden vor dem Stadttempel zerstreuten. Fritz führte Kurt durch die Judengasse und über die Brücke. Minuten später waren sie wieder in der Leopoldstadt.

Die Nazis kamen, begleitet von Horden von wetterwendischen neuen Freunden, zogen zu Zehntausenden durch die Stadtmitte in den jüdischen Bezirk. Die Flutwelle überschwemmte die Brücken, drang in die Leopoldstadt, in die Taborstrasse, die Leopoldsgasse, den Karmelitermarkt und Im Werd. Hunderttausend grölende, brüllende Männer und Frauen, trunken von Triumph und Hass. «Sieg Heil! Tod den Juden!» Die Kleinmanns sassen in ihrer Wohnung, hörten den Tumult draussen und erwarteten, dass ihre Tür eingetreten würde.

Doch das passierte nicht. Stundenlang beherrschte der Mob die Strassen, laut und voller Wut, richtete jedoch wenig materiellen Schaden an. Einige unglückliche Juden wurden auf der Strasse erwischt und misshandelt, «jüdisch aussehende» Leute wurden zusammengeschlagen, bekannte Schuschnigg-Anhänger wurden angegriffen, und einige Wohnungen und Geschäfte wurden geplündert. Aber der Sturm der Zerstörung brach in dieser Nacht noch nicht los. Verwundert fragten sich manche, ob die legendäre zivilisierte Art der Wiener vielleicht selbst das Benehmen der Nazis mässigte.

Doch diese Hoffnung erwies sich als trügerisch. Der Grund für die Zurückhaltung war ganz einfach der, dass die SA die Strassen regierte. Diese Leute waren diszipliniert, sie wollten ihre Beute methodisch fangen und vernichten, nicht im Zuge eines wilden Auftritts. Zusammen mit der Polizei, die bereits mit Hakenkreuz-Armbinden ausgestattet war, besetzte die SA öffentliche Gebäude. Prominente Mitglieder der Regierungspartei wurden verhaftet oder flo-

hen. Schuschnigg wurde ebenfalls in Haft genommen. Aber das war nur das Vorspiel.

Am nächsten Morgen drangen die ersten deutschen Truppen ins Land.

Die europäischen Mächte – Grossbritannien, Frankreich, die Tschechoslowakei – verurteilten den deutschen Einmarsch in ein souveränes Land, aber Mussolini, der doch angeblich ein Verbündeter Österreichs war, verweigerte jedes militärische Eingreifen. Er wollte Deutschland nicht einmal verbal verurteilen. Der internationale Widerstand zerfiel, bevor er überhaupt entstanden war. Die Welt liess Österreich vor die Hunde gehen.

Und Österreich hiess die Hunde willkommen.

Gustav erwachte von Motorengeräuschen. Ein dumpfes Dröhnen, das schleichend wie ein Geruch in seinen Schädel drang und immer lauter wurde. Flugzeuge. Einen Moment lang dachte er, er stünde wieder auf der Strasse vor seiner Werkstatt, als wäre es noch gestern, vor dem Albtraum. Es war noch früh. Tini klapperte in der Küche schon mit ihren Töpfen, aber die Kinder schliefen noch.

Als Gustav aufstand und sich anzog, wurde das Dröhnen noch lauter. Vom Fenster aus sah man nichts, nur Dächer und ein Stückchen Himmel, also zog er die Schuhe an und ging nach unten.

Auf der Strasse und am Karmelitermarkt sah man kaum Spuren des nächtlichen Terrors. Nur ein paar verlorene «Stimmt mit Ja!»-Flugblätter lagen zertrampelt in den Ecken. Die Händler bauten ihre Stände auf und öffneten ihre Läden. Alle schauten in den Himmel, wo das Dröhnen immer lauter wurde, sodass die Fenster zitterten und die Strassengeräusche übertönt wurden. Es war ganz anders als gestern – das hier war ein Gewitter, das sich näherte. Jetzt sah man die Flugzeuge über den Dächern, Dutzende Bomber in dichter Forma-

tion und schnelle Kampfflugzeuge, die über sie hinwegflogen. Sie flogen so niedrig, dass man die deutschen Abzeichen selbst von hier unten sehen konnte. Die Bombenklappen öffneten sich.¹⁷ Ein Schaudern durchlief die Menge auf dem Marktplatz.

Doch es fielen keine Bomben, sondern wieder Papier, das über die Dächer und Strassen flatterte. Das politische Klima bestimmte die Wetterlage, es schneite wieder. Gustav hob ein Flugblatt auf. Der Text war kürzer und schlichter als gestern. Unter dem Nazi-Reichsadler stand zu lesen, dass das nationalsozialistische Deutschland das nationalsozialistische Österreich und seine neue Regierung grüsse. «Vereint durch ein treues, unlösbares Band. Heil Hitler!»¹⁸

Das Motorengeräusch war ohrenbetäubend. Nicht nur die Bomber flogen über die Menschen hinweg, sondern mehr als hundert Transportflugzeuge. Während die Bomber über der Stadt kreisten, begaben sich die übrigen Flugzeuge Richtung Südosten. Noch wusste niemand, dass diese Truppentransporter auf dem Flugplatz Aspern ausserhalb der Stadt landen würden und die ersten Truppen in die österreichische Hauptstadt brachten. Gustav liess das Papier fallen, als wäre es vergiftet, und ging wieder ins Haus.

Das Frühstück an diesem Morgen war eine traurige Mahlzeit. Von diesem Tag an verfolgte ein Gespenst jede Bewegung, jedes Wort und jeden Gedanken der österreichischen Juden. Sie alle wussten, was in Deutschland in den letzten fünf Jahren passiert war. Was sie nicht wussten: In Österreich würde die Verfolgung nicht schleichend vor sich gehen, hier würden sie alle Schrecken auf einmal zu spüren bekommen.

Die Wehrmacht kam, die SS und die Gestapo, und es wurden sogar Gerüchte laut, der «Führer» selbst sei in Linz und würde bald nach Wien kommen. Die Nazis der Stadt drehten fast durch vor Begeisterung und Triumph. Die Mehrheit der Bevölkerung, die sich vor allem Stabilität und Sicherheit wünschte, passte sich den neuen Ver-

hältnissen an. Jüdische Läden in der Leopoldstadt wurden systematisch von SA-Trupps geplündert, ebenso wie die Wohnungen wohlhabender Juden. Der Neid und Hass gegen jüdische Geschäftsleute, Handwerker, Anwälte und Ärzte war während der Wirtschaftskrise gestiegen, und jetzt entlud sich all das mit einem Schlag.

Man hatte immer behauptet, es läge nicht in der Natur der zivilisierten Wiener, mit Strassenkämpfen und Aufständen Politik zu machen. «Der echte Wiener», so hiess es naserümpfend, als die Nazis die Strassen mit Lärm und Wut erfüllten, «diskutiert Meinungsunterschiede im Kaffeehaus und geht zur Wahl wie ein zivilisierter Mensch.»¹⁹ Doch es sollte nicht lange dauern, bis die «echten Wiener» sich höchst zivilisiert in ihr Schicksal ergaben. Das Land wurde von Wilden regiert.

Gustav Kleinmann, der unverbesserliche Optimist, glaubte seine Familie immer noch in Sicherheit. Schliesslich waren sie viel mehr Österreicher als Juden. Die Nazis würden doch sicher nur die frommen, die offen jüdischen, die Orthodoxen verfolgen, oder?

Edith Kleinmann ging hoch erhobenen Kopfes durch die Strassen. Wie ihr Vater fühlte sie sich mehr als Österreicherin denn als Jüdin. Überhaupt dachte sie nicht viel über derlei nach. Sie war achtzehn Jahre alt, lernte Hutmacherei und wollte bald ihre eigene Kollektion entwerfen. In ihrer Freizeit amüsierte sie sich, ging mit jungen Männern aus, liebte Musik und Tanz. Edith war ganz einfach eine junge Frau mit allen Wünschen und Sehnsüchten der Jugend. Die jungen Männer, mit denen sie ausging, waren meistens keine Juden. Gustav war das nicht recht. Es war schon in Ordnung, sich als Österreicher zu fühlen, aber Bindungen sollte man mit seinen eigenen Leuten eingehen, fand er. Den Widerspruch nahm er nicht wahr.

Seit dem Einmarsch der Deutschen waren ein paar Tage vergangen. An diesem Sonntag, Tag des Einmarsches, hätte die Volksabstimmung stattfinden sollen. Die meisten Juden waren zu Hause geblieben, aber Ediths Bruder Fritz, mutig wie immer, war natürlich auf den Strassen unterwegs. Er berichtete, dass ein paar tapfere Wiener die deutschen Soldaten mit Steinen beworfen hatten. Aber sie waren bald von der jubelnden Mehrheit überwältigt worden. Als die deutschen Truppen in voller Stärke und im Triumphzug die Hauptstadt einnahmen, mit Adolf Hitler an der Spitze, schienen ihre Kolonnen endlos: ein Strom glänzender Limousinen, Motorräder, Panzerwagen, Tausende feldgraue Uniformen, Helme und Stiefel. Überall flatterten die roten Hakenkreuzfahnen, gehalten von Soldaten, von Gebäuden hängend, an Autos. Hinter den Kulissen war Heinrich Himmler eingeflogen worden und hatte die Übernahme der Polizei ins Werk gesetzt.²⁰ Die Plünderungen in den Wohnungen und Geschäften wohlhabender Juden gingen weiter, und täglich hörte man von Selbstmorden.

Edith ging mit schnellen Schritten. Irgendetwas tat sich an der Ecke Schiffamtsgasse/Leopoldsgasse. Vor der Polizeiwache dort hatte sich eine grosse Menschenmenge versammelt.²¹ Edith konnte Lachen und Jubelrufe hören. Sie wollte die Strassenseite wechseln, wurde dann aber langsamer, weil sie ein vertrautes Gesicht in der Menge sah: Vickerl Ecker, ein alter Schulfreund. Seine strahlenden, gierigen Augen begegneten ihrem Blick.

«Da! Das ist eine!»²²

Gesichter wandten sich ihr zu. Sie hörte das Wort «Jüdin», dann wurde sie am Arm festgehalten und mitgerissen. Vickerl trug ein braunes Hemd und eine Armbinde mit Hakenkreuz. Vorbei ging es an lüsternen, böartigen Gesichtern. Ein halbes Dutzend Männer und Frauen knieten auf dem Gehweg und schrubbten mit Bürsten das Strassenpflaster. Alles Juden, alle gut gekleidet. Eine Frau umklammerte fassungslos ihren Hut und ihre Handschuhe mit einer Hand

und schrubhte mit der anderen, während ihr feiner Mantel über die nassen Steine schleifte.

«Auf die Knie mit dir!» Jemand drückte Edith eine Bürste in die Hand und schubste sie zu Boden. Vickerl zeigte auf die Kruckenkreuze am Boden und die «Sagt Ja!»-Slogans. «Weg mit der dreckigen Propaganda, Judensau!» Die Zuschauer johlten, als Edith anfang zu schrubben. Einige Gesichter kannte sie, Nachbarn, Bekannte, gut gekleidete Geschäftsleute, brave Hausfrauen, derbe Arbeiterinnen und Arbeiter. Sie alle hatten zu ihrer Welt gehört, doch jetzt verwandelten sie sich in einen grölenden Mob. Edith schrubhte, aber die Farbe ging nicht weg. «Die richtige Arbeit für Juden!», rief jemand, und die anderen lachten. Einer der SA-Leute nahm einen Wassereimer und schüttete ihn einem der knienden Männer über den Kopf, sodass sein Kamelhaarmantel durchnässt wurde. Die Menge jubelte.

Nach etwa einer Stunde bekamen die Opfer eine Bescheinigung für ihre Arbeit und durften gehen. Edith taumelte nach Hause, mit zerrissenen Strümpfen und schmutzigen Kleidern. Sie konnte kaum an sich halten, so sehr schämte sie sich.

In den nächsten Wochen wurden diese «Spielchen» zum Alltag in den jüdischen Vierteln. Da die patriotischen Parolen nicht abgingen, gab die SA Säure ins Wasser, die die Hände der Opfer verätzte, sodass die Haut Blasen bildete.²³ Edith hatte das Glück, nicht noch einmal erwischt zu werden, aber ihre fünfzehnjährige Schwester Herta wurde gezwungen, die Kruckenkreuze vom Glockenturm auf dem Marktplatz zu schrubben. Andere Juden wurden gezwungen, in leuchtend roter und gelber Farbe antisemitische Slogans an jüdische Geschäfte zu schmieren.

Mit atemberaubender Geschwindigkeit verwandelte sich das vornehme Wien. Es war, als hätte man das weiche, bequeme Polstermaterial von einem vertrauten Sofa gezogen, sodass nun die scharfen

Sprungfedern und Nägel sichtbar wurden. Gustav irrte sich, die Kleinmanns waren nicht in Sicherheit. Niemand war mehr in Sicherheit.

Sie zogen sich alle ihre besten Kleider an, bevor sie die Wohnung verliessen. Gustav trug seinen Sonntagsanzug, Fritz seine knielangen Schulhosen. Edith, Herta und Tini hatten ihre schicken Kleider an, und der kleine Kurt trug seinen Matrosenanzug. In Hans Gemperles Fotoatelier schauten sie in die Linse der Kamera, als wollten sie einen Blick in die eigene Zukunft werfen. Edith lächelte unbehaglich, eine Hand auf der Schulter ihrer Mutter. Kurt sah ganz zufrieden aus, mit seinen acht Jahren verstand er noch nicht viel von den Veränderungen seiner Welt. Fritz trug die nonchalante Lässigkeit des Teenagers zur Schau, während Herta – gerade sechzehn Jahre alt geworden und schon eine junge Frau – in die Kamera strahlte.

Herr Gemperle, der kein Jude war und dessen Geschäft in den nächsten Jahren aufblühen sollte, drückte auf den Auslöser und fing Gustavs böse Vorahnungen ebenso ein wie Tinis stoischen Blick aus dunklen Augen. Inzwischen hatten sie begriffen, was passierte, selbst der optimistische Gustav. Tini hatte darauf gedrängt, dass sie sich fotografieren liessen. Sie hatte die dumpfe Vorahnung, dass die Familie nicht mehr lange zusammen sein würde, und wollte ein Bild von ihren Kindern, solange es noch ging.

Das Gift in den Strassen hatte sich auf Regierungsbüros und Justiz ausgebreitet. Unter den Nürnberger Rassegesetzen von 1935 verloren nun auch die österreichischen Juden alle Bürgerrechte. Am 4. April wurden Fritz und alle seine jüdischen Schulkameraden von der Handelsschule verwiesen. Auch seine Lehrstelle wurde ihm entzogen. Edith und Herta verloren ihre Stellen, und Gustav konnte sein Handwerk nicht mehr ausüben. Seine Werkstatt wurde beschlag-

nahm und geschlossen. Man verbot den Menschen, bei Juden einzukaufen, und wer es doch tat, musste sich mit einem Schild um den Hals mit der Aufschrift «Ich bin Arier, aber ein Schwein – ich kaufe bei Juden ein» zur Schau stellen.²⁴

Vier Wochen nach dem «Anschluss» kam Hitler noch einmal nach Wien und hielt im Nordwestbahnhof eine Rede, nur wenige hundert Meter von der Strasse Im Werd entfernt. Zwanzigtausend SA-Leute und Mitglieder der Hitlerjugend hörten ihm zu. Er habe mit seinem Leben gezeigt, donnerte er, dass er mehr erreichen könne als die Zwerge, die dieses Land in den Ruin getrieben hätten. Noch in hundert Jahren würde sein Name als der eines der grossen Söhne dieses Landes genannt werden.²⁵ Und die Menge antwortete mit stürmischen «Sieg Heil!»-Rufen, die unaufhörlich und ohrenbetäubend in die jüdischen Viertel der Leopoldstadt hallten.

Wien war voll mit Hakenkreuzen, die Zeitungen verherrlichten den «Führer». Am nächsten Tag fand die lange erwartete Volksabstimmung über die Unabhängigkeit statt. Juden durften natürlich nicht mehr mit abstimmen. Ausserdem wurde die Abstimmung von der SS kontrolliert und überwacht, sodass am Ende, wenig überraschend, ein Ergebnis von 99,7 Prozent für den «Anschluss» herauskam. Hitler erklärte, das Ergebnis übersteige alle seine Erwartungen.²⁶ Die Glocken der protestantischen Kirchen in der Stadt läuteten fünfzehn Minuten lang, und die Führung der Evangelischen Kirche ordnete Dankgottesdienste an. Die Katholiken verhielten sich still, solange sie noch nicht wussten, ob der «Führer» sie nicht womöglich genauso behandeln würde wie die Juden.²⁷

Ausländische Zeitungen wurden verboten. Überall tauchten jetzt Reversnadeln mit Hakenkreuzen auf, wer keine trug, machte sich verdächtig.²⁸ In den Schulen wurde der Gruss «Heil Hitler» nach dem täglichen Morgengebet eingeführt. Jüdische Ritualbücher wurden verbrannt, und die SS besetzte die Israelitische Kultusgemeinde in

der Nähe des Stadttempels. Die Rabbiner und andere Mitarbeiter dort wurden gedemütigt und eingeschüchtert.²⁹ Von jetzt an war die IKG ein Regierungsorgan, mit dessen Hilfe die «Judenfrage» gelöst werden sollte. Sie musste eine Entschädigung an den Staat zahlen, um ihre eigenen Räume behalten zu dürfen.³⁰ Das Regime beschlagnahmte jüdischen Besitz im Wert von 2,25 Milliarden Reichsmark, Häuser und Wohnungen nicht mitgerechnet.³¹

Gustav und Tini gaben sich alle Mühe, die Familie zusammenzuhalten. Gustav hatte ein paar gute nichtjüdische Freunde unter seinen Kollegen, die ihn sporadisch mit Arbeit versorgten, Fritz und seine Mutter bekamen vom Besitzer der Molkerei die Erlaubnis, Milch auszuliefern. Das passierte früh am Morgen, und die Kunden wussten nicht, dass sie ihre Milch von Juden gebracht bekamen. Sie bekamen zwei Pfennige pro Liter, was etwa eine Mark pro Tag ergab – ein Hungerlohn. Ansonsten überlebte die Familie nur mithilfe von Mahlzeiten aus der jüdischen Suppenküche.

Es war kaum möglich, dem Zugriff der Nazis zu entgehen. Gruppen von Braunhemden und Hitlerjugend zogen durch die Strassen und sangen Lieder mit Texten wie «Wenns Judenblut vom Messer spritzt, dann geht's noch mal so gut».

In anderen Liedern drohten sie, die Juden aufzuhängen und katholische Priester an die Wand zu stellen. Einige der Sänger waren alte Freunde von Fritz, die sich erschreckend schnell in Nazis verwandelt hatten. Einige hatten sich sogar der SS angeschlossen. Tatsächlich war die SS überall und liess sich von Passanten die Papiere zeigen. Stolz und selbstgefällig sahen die SS-Leute in ihren makellosen Uniformen aus, und sie genossen allem Anschein nach ihre Macht. Ihr Gift breitete sich aus, ständig hörte man Schimpfwörter wie «Saujud». Schilder mit der Aufschrift «Nur für Arier» wurden an den Parkbänken angebracht. Fritz und seine verbliebenen Freunde durf-

ten den Sportplatz und das Schwimmbad nicht mehr betreten. Das traf Fritz besonders hart, schwamm er doch für sein Leben gern.

Im Laufe des Sommers liess die antisemitische Gewalt nach, aber die offiziellen Repressionen blieben, und unter der Oberfläche stieg der Druck. Ein Ortsname machte die Runde und verbreitete Angst: «Haltet den Kopf unten und seid still», mahnten Juden sich gegenseitig, «sonst kommt ihr nach Dachau.» Tatsächlich verschwanden immer wieder Menschen. Erst prominente Personen wie Politiker und Geschäftsleute, dann kräftige jüdische Männer, die unter fadenscheinigen Vorwänden abgeholt wurden. Manchmal schickte man ihren Familien ihre Asche. Ein neuer Name wurde geflüstert: Buchenwald. Die Konzentrationslager, Merkmal der Nazierrschaft seit ihren Anfängen in Deutschland, wurden immer mehr.³²

Die Verfolgung der Juden wurde bürokratisiert. Besondere Aufmerksamkeit galt ihren Ausweisen und Meldedaten. Im August kam die Anordnung, wer noch keinen anerkannt jüdischen Vornamen trage, müsse einen zweiten Vornamen annehmen: Israel die Männer, Sarah die Frauen.³³ Die Personalausweise wurden mit einem gestempelten «J» für «Jude» versehen. In der Leopoldstadt hatte man sich ein besonderes Verfahren ausgedacht. Die Bewohner wurden, sobald ihre Ausweise, die sogenannten Juden-Kennkarten, gestempelt waren, in einen weiteren Raum zum Fotografieren geschickt, zunächst Kopf und Schultern, dann nackt. «Gegen ihr Widerstreben», so ein Zeuge, «mussten sie sich vollständig ausziehen ... um von allen Seiten fotografiert zu werden. Fingerabdrücke wurden genommen, die Menschen wurden vermessen, Blutproben wurden genommen, und alles wurde genau aufgeschrieben und mit Nummern versehen.»³⁴ Alle Juden mussten diese demütigende Prozedur über sich ergehen lassen, ohne Ausnahme. Einige flüchteten, sobald ihre Kennkarten gestempelt waren. Daraufhin ordnete die SS an, die Fotos zuerst zu machen.

Im September 1938 war in Wien alles recht ruhig. So etwas wie ein normales Leben kehrte wieder ein, selbst für die Juden innerhalb ihrer Viertel.³⁵ Aber die Nazis waren noch lange nicht zufrieden. Sie brauchten für das Volk einen neuen Auslöser, um den Judenhass der Menschen neu zu entfesseln.

Im Oktober kam es zu einem Vorfall in Belgien, der ahnen liess, was noch bevorstand. Die Hafenstadt Antwerpen hatte ein grosses, wohlhabendes jüdisches Viertel. Am 26. Oktober 1938 gingen dort zwei Journalisten der nationalsozialistischen Propagandazeitung *Der Angriff an Land* und machten Fotos in der jüdischen Diamantenbörse. Dabei benahmen sie sich so aggressiv und unverschämt, dass einige Juden zornig reagierten. Bei dem Versuch, die Journalisten hinauszuerwerfen, kam es zu einem Handgemenge, bei dem einer der Deutschen verletzt wurde. Die Kameras wurden konfisziert.³⁶ In der deutschen Presse wurde der Vorfall zu einem empörenden Angriff auf unschuldige, hilflose Deutsche aufgeblasen. Die wichtigste Wiener Zeitung berichtete, eine Gruppe deutscher Touristen sei von einer Bande von fünfzig jüdischen Verbrechern angegriffen, blutig geschlagen und beraubt worden. Man habe sie dann bewusstlos liegenlassen. Besonders empörte sie sich über das Schweigen der belgischen Presse. Es sei bezeichnend für das Missverhältnis in solchen Blättern, die sich umgekehrt nicht scheuten, Rabatz zu machen, wenn ein einzelner Jude für seine Verbrechen zur Rechenschaft gezogen werde.³⁷ Die Nazizeitung *Völkischer Beobachter* warnte, weitere Akte jüdischer Gewalt gegen Deutsche könnten unberechenbare, sehr unangenehme Folgen haben.³⁸

Die Drohung war mehr als deutlich, und die Spannungen vertieften sich.

Anfang November suchte die antisemitische Stimmung im gesamten Deutschen Reich ein Ventil. Das fand sich weit entfernt, in Paris, wo ein polnischer Jude namens Herschel Grynszpan, wütend über die Vertreibung seines Volkes aus Deutschland – inklusive seiner eige-

nen Familie –, mit einem frisch gekauften Revolver in die deutsche Botschaft eindrang und auf den ersten Beamten, der ihm in die Quere kam, Ernst vom Rath, fünf Kugeln abfeuerte.

Die Wiener Zeitungen nannten diesen Anschlag eine «empörende Provokation» und forderten, man müsse den Juden eine Lektion erteilen.³⁹

Vom Rath starb am Mittwoch, dem 9. November. Noch in derselben Nacht kam es zu einer massiven Naziaktion in Berlin, München, Hamburg, Wien und sämtlichen Städten des Reichs. Lokale Parteiführer und Gestapo führten die Regie, SA und SS kamen mit Vorschlaghämmern, Äxten und brennbarem Material. Ziel ihrer Anschläge waren alle Häuser und Geschäfte, die sich noch in jüdischer Hand befanden. Juden wurden verprügelt und ermordet, wenn sie sich in den Weg stellten. Die SA-Leute rissen und brannten nieder, was sie erreichen konnten, aber vor allem erinnerte man sich später an das viele zerbrochene Glas, das die Strassen bedeckte; in Deutschland nannte man sie deshalb später «Kristallnacht». Die Juden sprachen vom Novemberpogrom.

Der Befehl lautete, keine Plünderungen zuzulassen, nur zu zerstören.⁴⁰ Im nachfolgenden Chaos wurde dieser Befehl aber häufig missachtet, und jüdische Wohnungen und Geschäfte wurden unter dem Vorwand ausgeraubt, man suche nach Waffen und «illegalen Büchern».⁴¹ Juden, die von ihren Nachbarn denunziert wurden, mussten erleben, dass Braunhemden in ihre Wohnungen einbrachen, ihre Möbel und sonstigen Besitz zerschlugen, Kleider zerrissen. Mütter stellten sich vor ihre verängstigten Kinder, Paare klammerten sich entsetzt aneinander und verfolgten wie versteinert die Verwüstung ihrer Wohnungen.

In der Leopoldstadt wurden Juden, die man auf der Strasse aufgriff, zum Karmelitermarkt getrieben und geschlagen. Nach Mitternacht wurden die Synagogen angezündet. Von der Wohnung der

Kleinmanns aus konnte man sehen, wie das Dach der Synagoge in der Leopoldsgasse brannte. Die Feuerwehr rückte aus, wurde aber von der SA am Löschen gehindert, bis das schöne Gebäude vollkommen niedergebrannt war. In der Stadtmitte wurde der Stadttempel, den man wegen der angrenzenden Häuser nicht anzünden konnte, verwüstet. Die grossartigen Schnitzarbeiten und weiss-goldenen Malereien wurden zerstört, der Baldachin und der Thoraschrein heruntergerissen und zertrümmert.

Vor Morgengrauen begannen die Verhaftungen. Tausende Juden, zumeist kräftige Männer, wurden auf den Strassen aufgegriffen oder von SA-Leuten aus ihren Häusern gezerrt.

Gustav und Fritz Kleinmann gehörten zu den Ersten, die verhaftet wurden.

Volksverräter

Sie wurden ins Polizeiamt gebracht, ein beeindruckendes rotes Backsteingebäude mit behauenen Granit unweit des Praters.¹ Die Kleinmanns hatten an Feiertagen oft den Prater besucht, waren durch den Park spaziert oder hatten sich im Biergarten erholt. Die Kinder hatten sich im Vergnügungspark in Fahrgeschäften und Schaustellerbetrieben amüsiert. An diesem düsteren Wintermorgen war es still hier, niemand an den Kassen, und das stählerne Spinnennetz des Riesenrads erhob sich drohend über den Dächern. Gustav und Fritz fahren am Eingang des Parks vorbei, ohne ihn zu sehen. Sie sassen mit vielen anderen Männern aus der Leopoldstadt in einem Lastwagen.

Vater und Sohn waren von Nachbarn bei der SA angezeigt worden, von engen Duzfreunden, Männern, mit denen Gustav oft geplaudert hatte, die er kannte und denen er vertraut hatte. Sie kannten seine Kinder und seine Lebensgeschichte. Und doch hatten sie ihn ohne Not und ohne dass er ihnen Anlass dazu gegeben hätte, ausgeliefert.

Im Polizeiamt angekommen, wurden die Häftlinge ausgeladen und in ein aufgelassenes Stallgebäude gepfercht.² Hunderte von Männern und Frauen befanden sich bereits dort, die meisten ebenso wie Gustav und Fritz aus ihren Wohnungen gezerrt, Hunderte Weiter am Morgen verhaftet, als sie sich vor den Botschaften und Konsulaten anderer Länder anstellten,³ um dort Schutz zu suchen. Und viele waren einfach willkürlich von der Strasse weg verhaftet wor-

den. Man schnauzte sie an: «Jude oder Nichtjude?», und wenn die Antwort «Jude» lautete oder das Aussehen des Betreffenden darauf hindeutete, dann landeten sie auf dem Lastwagen. Viele wurden auch durch die Strassen getrieben, wo sie von den Menschen misshandelt und beschimpft wurden. «Volkes Stimme» nannten die Nazis das. Und diese Stimme heulte durch die Strassen wie Sirenen und liess auch im Morgengrauen nicht nach. Ein Albtraum, aus dem es kein Erwachen gab.

Mehr als sechstausendfünfhundert Juden, die meisten Männer, waren in der ganzen Stadt verhaftet worden.⁴ Im Polizeiamt am Prater waren besonders viele von ihnen gelandet. Nach den ersten Verhaftungen quollen die Zellen über, und so pferchte man die Menschen jetzt so dicht in den Stall, dass sie mit erhobenen Händen stehen mussten. Einige wurden auch gezwungen, sich hinzuknien, damit die Neuankömmlinge über sie hinwegkriechen konnten.

Gustav und Fritz standen zusammen im Gedränge. Stunden vergingen. Sie standen oder knieten, hungrig und durstig, mit schmerzenden Gelenken, umgeben von Gemurmeln, Stöhnen und Gebeten. Vom Hof her waren Beschimpfungen und Schläge zu hören. Alle paar Minuten wurden zwei oder drei zum Verhör gerufen. Keiner kam zurück.

Fritz und sein Vater wussten nicht mehr, wie lange sie dort ausgeharrt hatten, als ein Finger auf sie zeigte und sie durch das Gedränge zur Tür taumelten. Sie wurden in ein anderes Gebäude gebracht und einem Beamten vorgeführt. Das Verhör bestand im Wesentlichen aus Beschimpfungen: Saujude, Volksverräter, jüdischer Verbrecher. Jeder Häftling wurde gezwungen, sich zu diesen Beschimpfungen zu bekennen und sie zu wiederholen. Dann wurden jedem Mann dieselben Fragen gestellt: «Wie hoch sind deine Ersparnisse? Bist du homosexuell? Hast du ein Verhältnis mit einer arischen Frau? Hast du schon mal an einer Abtreibung mitgewirkt? Bist du Mitglied irgendeiner Partei oder Vereinigung?»

Nach dem Verhör wurden die Häftlinge verschiedenen Gruppen zugewiesen. Wer das Etikett «Zurück» bekam, wurde wieder in das Stallgebäude gebracht und musste dort warten. Diejenigen mit dem Etikett «Entlassung» wurden freigelassen, zumeist Frauen, Ältere, Jugendliche und versehentlich verhaftete Ausländer. Die gefürchtetste Bezeichnung jedoch war «Tauglich», denn sie bedeutete Deportation nach Dachau oder Buchenwald – oder an den neuen Ort, dessen Name geflüstert wurde: Mauthausen, das Lager in Österreich.⁵

Gustav und Fritz erwarteten ihr Urteil in einer Art Dachboden, von dem aus sie den Hof überblicken konnten. Hier sahen sie auch den Grund für die Geräusche, die sie gehört hatten. Die Männer draussen mussten sich in dichten Reihen aufstellen, die Hände erheben, und wurden von SA-Leuten mit Schlagstöcken und Peitschen misshandelt. Sie mussten sich hinlegen, aufstehen, herumrollen, wurden geschlagen, getreten, ausgelacht. Ihre Mäntel und guten Anzüge waren dreckverschmiert, die Hüte in den Schmutz getreten. Einige wurden besonders heftig geschlagen. Und wer gerade nicht an der «Gymnastik» teilnahm, musste brüllen: «Wir sind jüdische Verbrecher! Wir sind Saujuden!»

Die reguläre Polizei, altgediente Männer, die die Bewohner der Leopoldstadt gut kannten, standen die ganze Zeit dabei und halfen, wenn es verlangt wurde. Zwar beteiligten sich nur wenige an den Misshandlungen, aber niemand leistete Widerstand. Mindestens einer der Polizisten nahm auch an den Misshandlungen im Hof teil.⁶

Nach langer Wartezeit wurden Fritz und Gustav ihre Urteile verkündet. Fritz, der erst fünfzehn Jahre alt war, sollte entlassen werden und konnte gehen. Gustav bekam das Etikett «Zurück» und wurde wieder in die Zellen geführt. Fritz konnte nichts tun als entsetzt zusehen, wie sein Papa weggebracht wurde.

Es war bereits Abend, als er das Polizeiamt verliess und allein nach Hause ging, vorbei am vertrauten Eingang des Praters. So oft war er hier entlanggelaufen, wenn er mit seinen Freunden in der Donau geschwommen war, nach Tagen im Park, den Bauch glücklich voller Kuchen oder schwirrend vor Adrenalin. Jetzt empfand er nur Leere.

Die Strassen waren düster und blutverschmiert, dumpf wie nach einer nächtlichen Orgie. Die Leopoldstadt war verwüstet, das Strassenpflaster der Einkaufsgassen und des Karmelitermarktes übersät mit Glasscherben und zersplittertem Holz.

Zu Hause angekommen, fiel Fritz seiner Mutter und den Schwestern in die Arme. «Wo ist Papa?», fragten sie. In wenigen Worten erzählte er, was passiert war und dass man Papa dabehalten hatte. Jäh standen die schrecklichen Namen im Raum: Dachau, Buchenwald. Sie warteten die ganze Nacht, aber es gab keine Nachricht von Gustav. Auch auf ihre vorsichtigen Nachfragen gab es keine Antwort.

Überall auf der Welt wurden die Nachrichten von dem Pogrom mit Abscheu aufgenommen. Die USA riefen ihren Botschafter aus Berlin zurück,⁷ der US-Präsident erklärte, die Nachrichten hätten das amerikanische Volk tief betroffen. «Ich kann kaum glauben, dass so etwas im zwanzigsten Jahrhundert möglich ist.»⁸ Der Londoner *Spectator* schrieb, die «Barbarei in Deutschland» habe solche Ausmasse angenommen und sei so diabolisch und von offizieller Seite inspiriert, «dass die Folgen ... noch gar nicht absehbar sind».⁹

Aber die Nazis taten die Berichte über ihre Gräueltaten als Falschmeldungen ab, die lediglich vom wahren Skandal ablenken sollten: dem terroristischen Anschlag eines Juden auf einen deutschen Diplomaten. Sie beglückwünschten sich, dass sie den Juden die gerechte Strafe hatten zukommen lassen, und bezeichneten das Pogrom als «Ausdruck gerechter Empörung in breiten Schichten des deut-

schen Volkes».¹⁰ Die Verurteilungen aus dem Ausland wurden als «Schmutz und Schund, fabriziert in den bekannten Einwandererzentren Paris, London und New York und von der jüdisch beeinflussten Weltpresse gelenkt» bezeichnet.¹¹ Die Zerstörung der Synagogen sei nur erfolgt, um die Juden fortan daran zu hindern, unter dem Deckmantel von Gottesdiensten Pläne gegen den Staat auszuhecken.¹²

Fritz, Tini, Herta, Edith und Kurt warteten den ganzen Freitag, erfuhren aber nichts über Gustavs Verbleib. Als es dunkel wurde und der Sabbat begann, klopfte es an der Tür. Ängstlich ging Tini und öffnete. Und da stand er, ihr Ehemann. Er lebte.

Erschöpft, ausgehungert, dehydriert und hagerer als je zuvor, betrat Gustav die Wohnung wie einer, der von den Toten auferstanden ist. Doch alle jubelten. Er erzählte, was er erlebt hatte: Die Nazis nahmen zur Kenntnis, dass er im Weltkrieg gedient hatte, und alte Freunde unter den Polizisten hatten seine Verwundungen und seine Auszeichnungen bezeugt. Noch galt der SS-Befehl, Veteranen zu verschonen, ebenso wie Kranke, Ältere und Jugendliche.¹³ Nicht einmal die Nazis gingen so weit, einen Kriegshelden ins Konzentrationslager zu schicken. Gustav Kleinmann wurde entlassen.

In den nächsten Tagen begannen die Transporte. Überall in der Stadt fuhren die grünen Polizeiwagen und brachten jüdische Männer zur Verladerampe des Westbahnhofs. Darunter waren durchaus auch Kriegsveteranen, aber sie hatten entweder nicht Gustavs Auszeichnungen oder keine Bekannten bei der Polizei. Auf dem Westbahnhof wurden die Häftlinge in Güterwaggons verladen. Einige kamen nach Dachau, andere nach Buchenwald. Viele wurden nie wieder gesehen.

Zum Klang des Hammers wickelte sich Gustav mit abwesendem Blick einen Stoffstreifen um die Finger: ein Stück Abfall, Überrest seiner Werkstatt, mit der er seinen Lebensunterhalt verdient hatte. Auf der anderen Strassenseite trieb ein Mann Nägel in die Bretter, mit denen zerbrochene Fensterscheiben verschlossen wurden. Früher hatten sie zu einem jüdischen Laden gehört, der jetzt nicht mehr jüdisch war.

Gustav schaute die Strasse Im Werd hinunter, zum Markt, zur Leopoldsgasse. So viele Geschäfte hatten jüdischen Freunden gehört und standen jetzt leer oder waren von Nichtjuden übernommen worden. So wie die Nachbarn, die ihn und Fritz der SA ausgeliefert hatten, waren viele neue Besitzer mit den Vorgängern befreundet gewesen. Ochshorns Parfümerie am anderen Ende des Marktplatzes gehörte jetzt Willi Pöschl, einem Nachbarn von Gustav. Die Metzger, Geflügel- und Obsthändler hatten ihre Marktstände verloren. Eine ehemalige Freundin von Gustav, Mitzi Steindl, hatte sich besonders darin hervorgetan, die Juden zu verdrängen und ihre Geschäfte zu übernehmen. Sie war arm gewesen, und Gustav hatte sie oft als Näherin beschäftigt, um ihr ein wenig zu helfen.

Nachdem nun von staatlicher Seite eine ganze Bevölkerungsgruppe zu Feinden erklärt worden war und angesichts der Chance, schnell Profit zu machen, wandten sich manche «Freunde» ohne zu zögern und ohne Skrupel gegen ihre Freunde. Viele von ihnen hatten regelrecht Freude daran, andere hereinzulegen, einzuschüchtern, zu plündern, zu prügeln – und an den Deportationen. Für die weitaus meisten konnte es keine Freundschaft mit Juden geben. Denn wie könnte ein gefährliches Raubtier mit einem Menschen befreundet sein? Unvorstellbar!

Ein englischer Journalist schrieb: «Es ist wahr, dass es keine formellen Todesurteile gegen die Juden in Deutschland gibt.

Man macht es ihnen lediglich unmöglich zu leben.»¹⁴ Angesichts dieser Unmöglichkeit nahmen sich Hunderte das Leben, fügten sich ins Unvermeidliche und gaben dieses hoffnungslose Nichts von einem Leben auf. Viele andere beschlossen, zu gehen und in der Fremde ein neues Leben aufzubauen. Schon seit dem «Anschluss» hatten österreichische Juden versucht zu emigrieren. Jetzt stieg die Zahl derer, die diesen Ausweg suchten, ebenso wie ihre Verzweiflung.

Auch Gustav und Tini sprachen darüber, wegzugehen. Tini hatte Verwandte und Freunde, die vor vielen Jahren nach Amerika ausgewandert waren. Aber inzwischen war es für jüdische Familien extrem schwierig geworden, das Deutsche Reich zu verlassen, wenn man nicht über grosse Geldmittel oder Einfluss verfügte. In den fünfzehn Jahren seit der Machtübernahme der Nazis in Deutschland waren Zehntausende Juden emigriert, aber fast alle Länder dieser Erde widersetzten sich inzwischen dem Zustrom von Einwanderern und Flüchtlingen.

In Österreich stand die jüdische Emigration – und das jüdische Leben allgemein – unter der Kontrolle von Adolf Eichmann. Er war in Österreich geboren und hatte im Reichssicherheitshauptamt der SS gearbeitet. Mittlerweile war er zum Experten der Organisation jüdischer Angelegenheiten und Kultur geworden.¹⁵ Seine Lösung der «Judenfrage» bestand zunächst darin, die Juden über die Zentralstelle für jüdische Auswanderung zur Emigration zu ermuntern. Er reaktivierte die Israelitische Kultusgemeinde (IKG), die jüdische Kultur- und Wohlfahrtsorganisation in Wien, und zwang ihre Leiter, Teil seines Apparats zu werden. Die IKG sammelte Informationen über Juden und koordinierte die bürokratischen Verfahren für ihre Ausreise.

Doch sosehr die Nazis die Juden loswerden wollten, konnten sie

der Versuchung nicht widerstehen, ihnen die Emigration so schwer wie möglich zu machen. Auf dem Weg durch das System nahmen sie ihnen allen Besitz, indem sie ihnen unerhörte Steuern und Gebühren auferlegten, darunter eine «Fluchtsteuer» von dreissig Prozent auf sämtlichen Besitz und eine «Busse» von weiteren zwanzig Prozent als «Strafe für die unaussprechlichen Verbrechen» der Juden.¹⁶ Hinzu kamen Bestechungsgelder und ein unverschämter Wechselkurs für ausländische Währungen. Die steuerliche Unbedenklichkeitsbescheinigung der Antragsteller war ausserdem nur wenige Monate gültig, und es dauerte oft länger, an ein Visum zu kommen. Unter diesen Umständen wurden die Emigranten wieder auf null gesetzt und mussten noch einmal bezahlen.

Am Ende musste die Naziregierung der IKG Geld «leihen», damit die verarmten Juden überhaupt noch für ihre Reise und Devisen bezahlen konnten.¹⁷ So streute der Hass der Nazis Sand ins Getriebe einer Maschinerie, die sie selbst erfunden hatten.

Am schwierigsten war es aber, überhaupt ein Land zu finden, in das man auswandern konnte. Überall auf der Welt verurteilten Menschen die Nazis und kritisierten ihre Regierungen, weil sie so wenig taten, um den Flüchtlingen zu helfen. Aber die Mehrheit wollte nicht so viele Immigranten aufnehmen, die ihnen womöglich ihre Jobs Wegnahmen oder die Gesellschaft veränderten. Die deutsche Presse goss denn auch Hohn und Spott über die Heuchelei einer Welt aus, die so viel Empörung über das Schicksal der Juden äusserte, aber wenig oder nichts tat, um zu helfen. Der *Spectator* sprach von einem «Skandal, vor allem für das christliche Gewissen, dass die moderne Welt mit all ihrem Reichtum und ihren Mitteln diesen Exilanten keine Zuflucht bieten kann.»¹⁸

Für die Kleinmanns war ihre Heimatstadt, mit den Worten eines britischen Journalisten gesprochen, «zu einer Stadt der Verfolgung geworden, einer Stadt des Sadismus ... kein Ausmass an Beispielen

für die Grausamkeit und Bestialität kann dem Leser, der die Atmosphäre in Wien nicht selbst gespürt hat, vermitteln, welche Luft die österreichischen Juden atmen müssen ... den Schrecken bei jedem Klingeln an der Tür, den Gestank der Grausamkeit... Nur wer diese Atmosphäre spürt, kann verstehen, warum Familien und Freunde sich trennen, um an die letzten Enden der Erde zu fliehen.»¹⁹

Selbst nach der «Kristallnacht» leisteten ausländische Regierungen, die konservative Presse und der Mehrheitswille noch Widerstand dagegen, mehr als ein paar wenige jüdische Einwanderer aufzunehmen. Wenn die Menschen im Westen nach Europa blickten, sahen sie nicht nur die wenigen Hunderttausend Juden in Deutschland und Österreich, sondern dahinter die vielen in den osteuropäischen Ländern, darunter allein drei Millionen in Polen. Überall waren in letzter Zeit antisemitische Gesetze in Kraft getreten.

«Es ist ein beschämendes Schauspiel», sagte Adolf Hitler, «heute zu sehen, wie die ganze Welt der Demokratie vor Mitleid trieft, dem armen gequälten jüdischen Volk gegenüber allein hartherzig verstockt bleibt angesichts der dann doch offenkundigen Pflicht, zu helfen.»²⁰ Er verhönte Roosevelts «sogenanntes Gewissen». Gleichzeitig diskutierten in London Parlamentsabgeordnete aller Parteien ernsthaft darüber, dass man den Juden helfen müsse, während der britische Innenminister Sir Samuel Hoare vor einem «unterschwelligem Strom an Misstrauen und Angst vor fremdem Einfluss» warnte und sich gegen Masseneinwanderungen aussprach.²¹ Doch die Abgeordneten, angeführt von den Labour-Mitgliedern George Woods und David Grenfell, bestanden auf einer konzertierten Aktion zur Hilfe für jüdische Kinder, um die «junge Generation eines grossen Volkes zu retten», das «immer einen guten, grosszügigen Beitrag zum Leben der Nationen geleistet habe, die ihm Asyl gewährten.»²²

Die Juden im Deutschen Reich konnten nur versuchen, irgendwie

zu überleben, während sie vor den Konsulaten der westlichen Nationen Schlange standen, warteten und hofften. Für die Tausenden in den Konzentrationslagern stellte ein ausländisches Visum die einzige Hoffnung dar. Hunderte in Wien waren obdachlos, und viele zögerten, überhaupt ein Visum zu beantragen, weil sie fürchteten, verhaftet zu werden.²³

Gustav hatte weder Geld noch Besitz. Er konnte nicht einmal anfangen, sich den Weg durch die blutsaugerische Bürokratie zu erkaufen. Ausserdem fühlte er sich wenig dafür gerüstet, in einem fremden Land ein neues Leben zu beginnen. Am Ende hatte Tini das letzte Wort, sie konnte den Gedanken an Auswanderung einfach nicht ertragen. Sie war in Wien geboren, aufgewachsen und tief verwurzelt. Wie konnte sie in ihrem Alter Weggehen, ohne sich ganz und gar entwurzelt zu fühlen? Was ihre Kinder anging, dachte sie anders. Vor allem um den fünfzehnjährigen Fritz machte sie sich Sorgen, denn die Nazis hatten ihn schon einmal verhaftet; das konnte jederzeit wieder passieren. Und es dauerte nicht mehr lange, dann wäre auch der Schutz seiner Jugend verloren.

Im Dezember 1938 verliessen mehr als tausend jüdische Kinder Wien in Richtung Grossbritannien – die ersten von geplanten fünftausend, die von der britischen Regierung genehmigt worden waren. Endlich hielt man in London Wort.²⁴ Am Ende sollten mehr als zehntausend Kinder durch die Kindertransporte in Grossbritannien Schutz finden. Doch auch das war nur ein Bruchteil derer, die Zuflucht brauchten. Die Briten schlugen vor, weitere zehntausend Kinder in Palästina aufzunehmen. Tini hatte davon gehört und hoffte, Fritz in einem der Transporte unterzubringen.²⁵ Er war alt genug, um in der Fremde und ohne seine Familie zurechtzukommen, er konnte sich seinen Lebensunterhalt selbst verdienen, anders als der achtjährige Kurt. Die Verhandlungen in Palästina zogen sich monatelang hin. Die Araber fürchteten, in ihrem eigenen Land unterzugehen, wenn sie die Mehrheitsrechte verloren, und alle Hoffnungen auf ei-

nen unabhängigen Palästinenserstaat aufzugeben. Am Ende scheiterten die Verhandlungen.²⁶

Während die übrige Familie noch zögerte und zauderte, war Edith Kleinmann wild entschlossen zu gehen. Zu den erlittenen Demütigungen und Misshandlungen kamen all die Einschränkungen, die sie zur Gefangenen machten. Für ein so lebhaftes, kontaktfreudiges Mädchen wie sie war das nicht zu ertragen. Sie wollte raus, und zwar um jeden Preis.

Edith plante, nach Amerika zu gehen. Die beiden Einladungsschreiben von den Verwandten ihrer Mutter, die sie brauchte, hatte sie bekommen. Man war dort bereit, sie aufzunehmen und zu unterstützen. So vorbereitet, liess sie sich Ende August 1938 im amerikanischen Konsulat registrieren und stellte ihren Antrag auf ein *Visum*.²⁷ Doch es gab sehr viele Antragsteller, und der Druck kam von beiden Seiten: vom Aussenministerium der USA und von den Nazis. Als das Ende des Jahres näher kam, musste Edith befürchten, für immer in Wien festzuhängen. Nach der Kristallnacht wurde sie ungeduldig und beschloss, ihr Glück in England zu versuchen.

Seit dem Frühsommer hatten viele Juden – zumeist Frauen, die bessere Chancen hatten – sich darauf eingelassen, es in England zu versuchen. Im Anzeigenteil der *Times* erschienen die ersten Stellengesuche von Hausangestellten, Köchinnen, Fahrern und Kindermädchen bis hin zu Goldschmieden, Juristen, Klavierlehrerinnen, Mechanikern, Sprachlehrerinnen, Gärtnern und Buchhaltern.²⁸ Viele boten deutlich niedrigere Tätigkeiten an, als es ihrer Ausbildung entsprochen hätte. Und immer wieder las man dieselben Anpreisungen: «guter Lehrer», «perfekte Köchin», «guter Handwerker», «erfahren», «ausgezeichneter Charakter». Mit der Zeit klangen die Anzeigen fühlbar verzweifelt: «Nehme jede Arbeit an», «dringend gesucht», «Sohn 10 Jahre (Heimunterbringung, falls nötig)», «sofort» ... Da klagten Menschen, die hinter Gefängnismauern sassen, die immer höher wurden.

Ausgebildete Hausangestellte hatten die besten Chancen, ein Visum zu bekommen.²⁹ Eine Nachbarin der Kleinmanns, Elka Jungmann, hatte eine Anzeige geschaltet, die so klang wie Hunderte andere:

Köchin mit langjähriger Erfahrung und Referenzen (Jüdin), auch als Haushälterin einsetzbar, vertraut mit allen Hausarbeiten, sucht Stellung. Elka Jungmann, Wien 2, Im Werd 11/19.³⁰

Als gelernte Hutmacherin hatte Edith keine Haushaltserfahrung anzubieten, und sie war auch nicht unbedingt darauf erpicht, sich solche Fähigkeiten anzueignen. Sie kleidete sich gut, lebte gut und betrachtete sich als Dame. Putzen war nichts für sie. Aber Tini setzte sich durch, brachte ihr das Nötigste bei und besorgte ihr dann eine Stellung als Hausmädchen bei einer wohlhabenden jüdischen Familie. Dort arbeitete Edith einen Monat und bekam dafür ein Zeugnis, in dem stand, sie sei sechs Monate in Stellung gewesen. Und tatsächlich hatte sie das erstaunliche Glück, einen Arbeitsvertrag in England zu ergattern. Jetzt brauchte sie nur noch ein Visum – und die Genehmigung der Nazibehörden.

Das war das Schwierigste. Die britische Regierung gab pro Tag nur wenige Visa heraus.³¹ Die Schlange vor dem britischen Konsulat war lang und bewegte sich nur quälend langsam vorwärts. Rund um die Uhr standen Ediths Familienmitglieder dort und hielten ihren Platz frei. Es war bitterkalt, aber sie gaben nicht auf, während die Schlange zentimeterweise vorrückte. Draussen vor den Konsulaten versammelten sich jeden Tag die Antragsteller, die gelegentlich von der Polizei vertrieben wurden. Manchmal kamen SA-Leute und schlugen mit Tauenden auf die Juden ein.³² Edith brauchte eine volle Woche, um das vornehme Portal des Palais Caprara-Geymüller zu erreichen, in dem das britische Konsulat untergebracht war.³³ Sie

wurde eingelassen und gab ihren Antrag ab. Und dann wartete sie. Endlich, im Januar 1939, bekam sie ihr Visum.

Der Abschied fiel allen sehr schwer. Keiner in der Familie konnte sich vorstellen, dass sie sich jemals wiedersehen würden. Edith stieg in einen Zug und verschwand aus dem Leben der anderen in eine neue Existenz. Ihre Abreise hinterliess eine grosse Lücke.

Einige Tage später war sie schon auf der Fähre über den Kanal und konnte den Schrecken, die Misshandlungen und die Gefahr hinter sich lassen. Aber eben auch alles, was sie kannte, und die Menschen, die sie liebte und um deren Sicherheit sie sich grosse Sorgen machte. Später, als sie älter war und ihren Kindern von dieser Zeit erzählte, schwieg sie an dieser Stelle immer, als wäre der Schmerz noch immer zu heftig, lange nachdem alles andere seine Schärfe verloren hatte. Die Erinnerung an diesen Abschied war stärker als alles, was sonst passiert war.

Die bedrängte jüdische Gemeinschaft in Wien war nur noch ein Schatten ihrer selbst. Ein Besucher im Frühsommer 1939 berichtete, es sei schlimmer als in Deutschland: Ganze Strassenzüge in der Leopoldstadt standen leer, nachdem die jüdischen Bewohner vertrieben worden waren. Ehemals geschäftige Strassen waren verlassen. «Es wirkte auf uns wie eine Totenstadt.»³⁴

Der Zionist Youth Aliyah, dessen offizieller Auftrag darin bestand, junge Juden auf das Kibbuz-Leben in Palästina vorzubereiten, leistete heroische Arbeit mit den Kindern, sorgte für Unterricht, bildete sie in handwerklichen und medizinischen Fertigkeiten aus und half, wo er konnte. Mehr als zwei Drittel der noch in Wien verbliebenen Juden waren von der Wohlfahrt abhängig, zumeist innerhalb der eigenen Gemeinschaft.



*Fritz im Alter von
sechzehn Jahren,
das Passfoto wurde für
die mit «J» gestempelte
Kennkarte aufgenommen*

Sie verliessen ihre Wohnungen so wenig wie möglich. In den meisten Stadtbezirken war es nach Einbruch der Dunkelheit gefährlich, vor allem an Abenden mit Veranstaltungen der Nationalsozialisten. Es gab immer brutale Übergriffe, wenn sich SS und SA mit Hetzreden aufgestachelt hatten. Einige Bezirke waren sogar tagsüber zu unsicher.

Familie Kleinmann hielt in ihrer Wohnung zusammen und versuchte, die Lücke zu füllen, die Edith hinterlassen hatte. Kurt besuchte eine der improvisierten Schulen, seine beiden Geschwister halfen den Eltern, so gut sie konnten. In diesem Sommer wurde Fritz sechzehn und musste eine neue Kennkarte beantragen. Sein Foto für die J-Karte, auf dem der gut aussehende Junge im Unterhemd trotzig in die Kamera starrt, ist als einziges erhalten.

Gelegentlich bekamen sie Post von Edith, kurze, schlichte Briefe. Edith hatte sich in ihre Arbeit als Hausmädchen hineingefunden und kam gut zurecht. Sie lebte in einem Vorort von Leeds, wo sie bei ei-

ner russischen Jüdin namens Mrs. Brostoff arbeitete. Wie sie sich fühlte, schrieb sie nicht.

Als der Sommer zu Ende ging, kamen keine Briefe mehr. Am 1. September marschierte die deutsche Wehrmacht in Polen ein, Grossbritannien und Frankreich erklärten Deutschland den Krieg, damit war eine unüberwindbare Barriere zwischen Edith und ihrer Familie errichtet.

Neun Tage später ereilte die Familie der nächste, noch schwerere Schlag. Am 10. September wurde Fritz von der Gestapo abgeholt.

Eine neue Verhaftungswelle durchzog das Deutsche Reich. Mit Kriegsbeginn wurden alle Juden polnischer Abstammung als feindliche Ausländer klassifiziert.³⁵ Gustav, der ja in Österreich geboren und aufgewachsen war, hätte davon nicht betroffen sein dürfen. Doch einige Bekannte wussten, dass sein Geburtsort im einstmaligen Königreich Galizien lag. Und Galizien war seit 1918 Teil von Polen. In den Augen der Deutschen waren alle Juden, die dort geboren waren, Polen und stellten ein Sicherheitsrisiko dar.

Es passierte an einem Sonntag, als Tini mit den Kindern allein zu Hause war. Ein lautes Klopfen an der Tür liess sie alle erschrocken zusammenfahren.

Tini öffnete vorsichtig die Tür und schaute hinaus. Im Flur standen vier Männer, lauter Nachbarn. Sie kannte die Gesichter; jede Falte um die Augen und jeder Bartstoppel war ihr vertraut. Sie alle waren Arbeiter wie Gustav, Freunde, deren Ehefrauen sie kannte, deren Kinder früher mit ihnen gespielt hatten.

Friedrich Novacek stand da, ein Techniker, und ganz vorne Ludwig Helmhacker, der Kohlenmann.³⁶ Diese Männer hatten Gustav auch nach der Pogromnacht an die Nazis ausgeliefert, und Ludwig

war mit seiner kleinen Bande von Spitzeln schon ein paarmal zu Besuch gekommen.

«Was willst du denn jetzt wieder von uns, Wickeri?», fragte Tini entnervt, als die Männer in ihre Wohnung eindringen. Trotz allem, was geschehen war, benutzte sie immer noch den vertrauten Kurznamen. «Du weisst doch, dass wir nichts haben – nicht einmal etwas zu essen.»³⁷

«Deinen Mann wollen wir», sagte Ludwig. «Wir haben unsere Befehle. Wenn Gustl nicht da ist, sollen wir den Jungen mitnehmen.» Er deutete auf Fritz.

Für Tini fühlte es sich an wie ein Tritt. Sie konnte nichts sagen, nichts tun. Sie nahmen ihren kostbaren Sohn mit und führten ihn hinaus. Ludwig blieb in der Tür noch einmal stehen. «Wir bringen Fritz zu Polizei. Wenn Gustl sich stellt, kann der Junge wieder nach Hause.»

Als Gustav später an diesem Tag nach Hause kam, fand er seine Familie in Panik und Trauer vor. Als er hörte, was geschehen war, zögerte er nicht lange, er wollte sofort zur Polizei gehen. Tini hielt ihn am Arm fest. «Nicht!», sagte sie. «Die verhaften dich.»

«Aber ich kann Fritz nicht dort lassen.» Er wollte wieder zur Tür gehen.

«Nein!», flehte Tini ihn an. «Du musst weglaufen und dich irgendwo verstecken.»

Doch er war unerbittlich, liess die weinende Tini in der Wohnung und lief zur Polizeiwache in der Leopoldsgasse. Dort nahm er all seinen Mut zusammen und ging hinein. Der diensthabende Beamte sah ihn fragend an. «Gustav Kleinmann», sagte er. «Ich soll mich stellen. Sie haben meinen Sohn hier. Nehmen Sie mich und lassen Sie ihn gehen.»

Der Polizist sah sich um. «Gehen Sie», murmelte er. «Zum Teufel noch mal, machen Sie, dass Sie hier wegkommen!»

Verwirrt verliess Gustav das Gebäude und ging nach Hause, wo er von der erleichterten Tini in Empfang genommen wurde. Doch

Fritz war nicht bei ihm. «Ich versuche es morgen noch mal», sagte er.

«Sie werden vorher kommen und dich abholen», erwiderte sie und bestürmte ihn wieder, unterzutauchen. Aber er weigerte sich. «Wenn du jetzt nicht gehst», drohte sie, «drehe ich den Gashahn auf und bringe mich um.» Kurt und Herta sahen entsetzt zu. Die Widerstandskraft ihrer Eltern war alles, woran sie sich halten konnten. Ihre Verzweiflung mit ansehen zu müssen, war entsetzlich.

Irgendwann drang Tini zu Gustav durch. Er verliess die Wohnung und versprach, sich irgendwo zu verstecken. Den ganzen Tag und Abend wartete Tini wie auf heissen Kohlen auf das Klopfen an der Tür. Aber es kam nicht. Stattdessen kam spät in der Nacht Gustav zurück. Er wusste nicht, wohin, und ertrug den Gedanken nicht, Tini und die Kinder allein zu lassen. Wer konnte schon wissen, wen die Nazis als Nächstes mitnehmen würden, wenn sie kamen und ihn wieder nicht fanden.

Nachts um zwei hörten sie das gefürchtete Hämmern an der Tür. Männer strömten in die Wohnung, Befehle wurden geschnauzt, sie ergriffen Gustav. Tini und die Kinder weinten, flehten. Ein paar letzte verzweifelte Worte wurden zwischen den Eheleuten gewechselt. Er durfte ein paar Kleider zusammenpacken – einen Pullover, einen Schal, ein Paar Socken zum Wechseln.³⁸ Dann war es vorbei. Die Tür fiel hinter den Männern ins Schloss, Gustav war fort.

Teil 2

Buchenwald

Blut und Steine: Konzentrationslager Buchenwald

Gustav vergewisserte sich, dass er allein war, nahm sein kleines Notizbuch und seinen Stift heraus. Mit klarer, eckiger Schrift notierte er: «In Buchenwald am 2. Oktober 1939 nach einer Fahrt von 2 Tagen Bahnfahrt angekommen.»¹

Mehr als eine Woche war seit seiner schrecklichen Ankunft vergangen, und seitdem war viel passiert. Selbst der knappste Bericht würde die kostbaren Blätter des Notizbuchs verschlingen. Er versteckte das Büchlein, auch wenn er wusste, dass es ihn das Leben kosten konnte, wenn man es bei ihm fand. Ob er diesen Ort irgendwann wieder verlassen würde, konnte er nicht wissen. Doch was auch immer geschah, dieses Tagebuch sollte alles bezeugen.

Er strich die Seite glatt und schrieb weiter. «Vom Weimarer Bahnhof ging es im Laufschrift bis ins Lager ...»

Die Waggontür öffnete sich stöhnend, Licht fiel in den Wagen. Im selben Moment begann ein Höllenlärm, gebrüllte Befehle, Hundegebell. Fritz blinzelte und sah sich um, wie gelähmt von diesem Anschlag auf seine Sinne.²

Es schien ewig her zu sein, dass Wickeri Helmhacker und seine Kumpane Fritz von seiner Mutter weggerissen hatten. Sein einziger Trost war, dass sein Papa wohl in Sicherheit war. Sonst hätte man ihn ja freigelassen.

Zunächst war Fritz ins Hotel Métropole gebracht worden, das Wiener Gestapo-Hauptquartier. Eine riesige Zahl von Juden war verhaftet worden, und die SS wusste kaum noch, wo sie sie unterbringen sollte. Nach ein paar Tagen in den Zellen der Gestapo wurde Fritz mit Tausenden anderen ins völlig überfüllte Fussballstadion beim Prater gebracht. Dort wurden sie fast drei Wochen unter schrecklichen hygienischen Bedingungen festgehalten. Dann brachte man sie zum Westbahnhof und trieb sie in Viehwaggons.

Die Fahrt dauerte zwei Tage. Fritz wurde von dem schaukelnden Zug herungeworfen, Körper an Körper auf engstem Raum. Die Nähe der vielen Fremden bedrückte ihn – ein sechzehnjähriger Junge in einer Menge von nervösen, schwitzenden Männern.

Es waren Männer aller Art: Familienväter aus dem Mittelstand, Geschäftsleute, Intellektuelle mit Brille, unrasierte Arbeiter, hässliche Männer und gut aussehende, kräftige und verängstigte. Männer, die alles ruhig aufnahmen, Männer, die vor Empörung kochten, und Männer, die sich vor Angst in die Hose machten. Die einen schwiegen, die anderen murmelten vor sich hin oder beteten, wieder andere plapperten ununterbrochen. Jeder von ihnen ein Individuum mit Mutter, Ehefrau, Kindern, Verwandten, einer Arbeitsstelle, einer Wohnung irgendwo in Wien. Doch für die Uniformierten vor dem Waggon waren sie nichts als Vieh.

«Raus, Judenschweine, sofort. Raus, raus, raus!»

Sie taumelten ins blendende Licht. Eintausendfünfunddreissig Juden, verwirrt, wütend, ängstlich, benommen, strömten aus den Viehwaggons auf die Laderampe des Weimarer Bahnhofs, wo Beschimpfungen, Schläge und wütende Hunde auf sie warteten.³ Eine Menschenmenge von Stadtbewohnern hatte sich versammelt und beobachtete die Ankunft des Transports. Sie standen hinter den SS-Wachen, applaudierten, grinsten und riefen Beschimpfungen.

Die Häftlinge, viele von ihnen mit Taschen, Bündeln und sogar Koffern, wurden in eine Reihe geschoben, angeschrien und geschlagen. Von der Laderampe ging es in einen Tunnel, dann wieder ins Freie, alles im Laufschrift. Die Menge folgte ihnen noch eine Weile auf der Strasse Richtung Norden.

«Lauft, Saujuden, lauft!»

Fritz zwang seine verkrampften Glieder zum Rennen. Wenn einer der Männer stolperte, sich zur Seite drehte oder so aussah, als würde er langsamer, wenn er gar mit einem anderen redete, traf ihn ein Gewehrkolben an der Schulter, am Rücken, am Kopf.

Diese SS-Männer waren schlimmer als alles, was Fritz in Wien gesehen hatte. Sie gehörten zu den SS-Totenkopfverbänden und trugen tatsächlich einen Totenkopf mit gekreuzten Knochen darunter an der Mütze. Ihre Brutalität hatte nichts Menschliches mehr. Trunkenbolde und Sadisten mit dumpfem Verstand und perverser Seele waren sie, berauscht von dem Gefühl, Schicksal spielen zu dürfen und unbegrenzte Macht auszuüben. Man hatte ihnen eingetrichtert, sie wären Soldaten in einem Krieg gegen den inneren Feind.

Fritz rannte durch eine scheinbar endlose Hölle aus Gewalt. Die Strassen der Stadt gingen in kilometerlange Landstrassen über. Die Gefangenen wurden ausgelacht und angespuckt. Manche Männer taumelten, geschwächt von Alter und Erschöpfung oder von der Last ihres Gepäcks, und wurden auf der Stelle erschossen. Wer stehen blieb, um seine Schuhe zuzubinden, wer fiel oder um Wasser bat, wurde ohne Zögern getötet. Die Strasse führte einen lang gestreckten Hang hinauf in einen dichten Wald. Dort bog die Kolonne auf eine neu angelegte Betonpiste ab, die von den Lagerveteranen als «Blutstrasse» bezeichnet wurde. Viele Häftlinge waren beim Bau dieser Strasse gestorben – ihr Blut vermischte sich mit dem der Neuankömmlinge, die darauf in Richtung Lager getrieben wurden.

Während Fritz mit brennender Lunge rannte, hatte er das Gefühl,

eine vertraute grosse, schlanke Gestalt vor sich zu erkennen. Er lief noch schneller und schloss zu dem Mann auf. Und tatsächlich, unglaublich, es war sein Papa, der da rannte, schweissüberströmt, mit dem kleinen Bündel Kleidung unter dem Arm, das Tini ihm gepackt hatte.

Für Gustav war es, als erschiene Fritz aus dem Nichts. Dies war kein Ort für Staunen oder gefühlvolle Wiedersehensszenen. Sie schwiegen, blieben dicht beieinander, versuchten vom Rand der Kolonne wegzukommen, um den Schlägen auszuweichen, blendeten die gelegentlichen Schüsse aus und rannten mit der Herde, den Hügel hinauf, immer tiefer in den Wald hinein.

Der Hügel war der Ettersberg, ein breiter Höhenzug mit dichtem Buchenwald. Jahrhundertlang war dies das Jagdrevier der Herzöge von Sachsen-Weimar gewesen, in jüngerer Zeit ein beliebtes Ausflugsziel. Der Ettersberg war ein Rückzugsort für Künstler und Intellektuelle gewesen, darunter berühmte Dichter wie Schiller und Goethe.⁴ Die Stadt Weimar war das Epizentrum der deutschen Klassik gewesen. Indem die Nazis ausgerechnet auf dem Ettersberg ein Konzentrationslager errichteten, drückten sie dem kulturellen Erbe ihrer Nation einen ganz eigenen Stempel auf.

Schliesslich, nach acht Kilometern, die sie in mehr als einer Stunde zurückgelegt hatten, wandte sich die Blutstrasse nach Norden und mündete in eine grosse Freifläche, wo man den Wald gerodet hatte. Dort standen Gebäude aller Formen und Grössen, einige schon fertig, andere noch im Bau, viele gerade erst begonnen. Dies waren die Unterkünfte der SS, die Infrastruktur einer Maschine, für die die Häftlinge Treibstoff und Mahlgut zugleich darstellten. Buchenwald, benannt nach dem malerischen Waldgebiet auf dem Berg, war mehr als nur ein Konzentrationslager: Es war eine SS-Modellsiedlung, die bald grösser sein sollte als die Stadt Weimar. Was hier in diesem Wald geschah, sollte für alle Zeit einen düsteren Schatten über das

kulturelle Erbe der Stadt werfen. Viele Häftlinge nannten das Lager nicht Buchenwald, sondern Totenwald.⁵

Am Ende der Strasse lag ein breites, niedriges Torhaus, die einzige Öffnung in einem massiven Zaun – der Eingang zum Lager. Es trug zwei Inschriften. Am Torfries stand wie eine Zusammenfassung der Essenz von Nationalismus und Faschismus:

RECHT ODER UNRECHT – MEIN VATERLAND

Und im schmiedeeisernen Tor selbst war zu lesen:

JEDEM DAS SEINE

Die erschöpften, schwitzenden, blutenden Neuankömmlinge wurden durch das Tor ins Lager getrieben. Jetzt waren es nur noch eintausendundzehn Männer, fünfundzwanzig von ihnen lagen tot auf der Blutstrasse.⁶

Der Zaun war undurchdringlich. Das riesige Lager war mit Stacheldraht eingezäunt, der von zweiundzwanzig Wachtürmen aus beobachtet wurde. Die Wachtürme waren mit Flutlicht und Maschinengewehren ausgerüstet. Der Zaun war drei Meter hoch und mit Starkstrom geladen. Draussen patrouillierten Wachen, drinnen gab es einen Sandstreifen, der «Neutrale Zone» genannt wurde. Jeder Häftling, der diesen Streifen betrat, wurde erschossen.⁷

Direkt hinter dem Tor befand sich ein grosser Platz, der sogenannte Appellplatz. Am anderen Ende und an einer Seite standen Baracken, die sich in exakten Reihen den Hang hinabzogen. Ganz hinten waren grössere zweistöckige Blocks zu sehen. Gustav und Fritz mussten sich mit dem Rest der Neuankömmlinge in Reih und Glied auf dem Appellplatz aufstellen, bewacht mit vorgehaltener Waffe, unbehaglich und zerzaust in ihren schmutzigen Büro- und Arbeitsanzügen, Pullovern und Oberhemden, Regenmänteln, Hüten und Bü-

roschuhen, Mützen und Arbeitsstiefeln. Bärtige und kahlköpfige Männer waren darunter, Männer mit zurückgekämmten Haaren und mit Locken. Während sie noch dastanden, wurden die Leichen der auf dem Weg ermordeten Männer hereingetragen und zwischen ihnen fallengelassen.

Eine Gruppe gut gekleideter SS-Offiziere erschien. Einer von ihnen, ein Mann mittleren Alters mit Hängebacken und schlaffer Haltung, fiel besonders auf. Später erfuhren sie, dass es sich um den Lagerkommandanten Karl Otto Koch handelte. «So», sagte er. «Jetzt seid ihr Judenschweine hier. Und aus diesem Lager könnt ihr nicht entkommen. Merkt euch das – ihr kommt hier nicht lebend raus.»

Die Männer wurden registriert und bekamen ihre Häftlingsnummern, Fritz Kleinmann die 7290, Gustav Kleinmann die 7291.⁸ Die Befehle wurden in einer Sprache gebrüllt, die viele Wiener nur mit Mühe verstanden, weil sie sich mit den anderen deutschen Dialekten nicht auskannten. Sie mussten sich nackt ausziehen und wurden zum Waschhaus gebracht, wo sie mit fast unerträglich heissem Wasser duschen mussten. Einige waren so schwach, dass sie unter dem heißen Wasser zusammenbrachen. Dann wurden sie in einen Bottich mit ätzendem Desinfektionsmittel getaucht.⁹ Nackt sassen sie anschließend auf dem Hof, um aufs Rasieren ihrer Köpfe zu warten, bevor sie unter weiteren Schlägen mit Gewehrkolben und Knüppeln wieder auf den Appellplatz getrieben wurden.

Dort bekamen sie ihre Lageruniform: lange Unterhosen, Socken, Schuhe, Hemd und die typischen blau gestreiften Hosen und Jacken. Nichts davon passte wirklich. Wer wollte, konnte für zwölf Mark einen Pullover und Handschuhe kaufen,¹⁰ aber die wenigsten besaßen noch einen Pfennig. Die eigene Kleidung und andere Habseligkeiten – darunter auch Gustavs kleines Bündel – wurden ihnen weggenommen.

Rasiert und in Uniform, wirkten die Männer nicht mehr wie Individuen, sie wurden zu einer homogenen Masse, deren einzelne Ele-

mente nur noch durch ihre Nummern identifiziert werden konnten. Nur durch Merkmale wie einen dicken Bauch oder besondere Grösse waren sie unterscheidbar. Die Gewalt bei ihrer Ankunft hatte ihnen klargemacht, dass sie Besitz der SS waren, die mit ihnen nach Belieben verfahren konnte. Jeder Mann hatte einen Stoffstreifen mit seiner Nummer bekommen, den er auf die Brust seiner Uniform nähen musste. Dazu gab es ein Abzeichen. Fritz bekam einen Davidstern mit gelbem Unterteil und rotem Oberteil. Ein solches Abzeichen hatten alle Männer bekommen, das rote Dreieck besagte, dass man sie unter dem Vorwand verhaftet hatte, jüdisch-polnische feindliche Ausländer zu sein. Man hatte sie in sogenannte Schutzhaft genommen – der Staat sollte vor ihnen geschützt werden.¹¹

Anschliessend wurden die neuen Häftlinge von einem weiteren SS-Offizier inspiziert, dessen Gesicht so flach war wie eine Schaufel. Es handelte sich, wie sie bald erfuhren, um den stellvertretenden Lagerkommandanten Hans Hüttig, einen ausgesprochenen Sadisten. Er betrachtete sie voller Abscheu, schüttelte dann den Kopf und sagte: «Es ist doch nicht zu fassen, dass so etwas bis jetzt frei herumgelaufen ist.»¹²

Sie wurden ins «kleine Lager» gebracht, einen Quarantänebereich am Westrand des Appellplatzes, der noch einmal mit doppeltem Stacheldraht abgezaunt war. Darin befanden sich keine Baracken, sondern vier riesige Zelte mit vierstöckigen Betten.¹³ In den vergangenen Wochen waren mehr als achttausend neue Häftlinge in Buchenwald angekommen, mehr als zwanzigmal so viele wie sonst. Entsprechend überfüllt waren die Zelte.¹⁴

Gustav und Fritz mussten sich den Bettplatz von zwei Metern Breite mit drei weiteren Männern teilen. Matratzen gab es nicht, nur rohe Holzbretter. Jeder hatte eine Decke bekommen, sodass sie wenigstens nicht froren. Eingezwängt wie Sardinen in der Büchse und mit leerem Magen, waren sie so todmüde, dass sie auf der Stelle einschliessen.

Am nächsten Tag wurden sie von der Lager-Gestapo registriert, fotografiert und kurz verhört. Ausserdem wurden ihre Fingerabdrücke genommen. Das Ganze dauerte den kompletten Vormittag. Am Nachmittag bekamen sie zum ersten Mal etwas Warmes zu essen: einen halben Liter Suppe aus ungeschälten Kartoffeln und Rüben, in der etwas Fett und Fleischbröckchen schwammen. Das Abendessen bestand aus einem Viertel Laib Brot und einem kleinen Stück Wurst. Das Brot wurde in ganzen Laiben ausgeteilt, und da es keine Messer gab, mussten die Laibe zerrissen werden, was bei der Verteilung immer wieder zu Neid und Streitigkeiten führte.

Acht Tage verblieben sie in Quarantäne, dann begann die Arbeit. Die meisten Männer wurden in den nahegelegenen Steinbruch abkommandiert, Gustav und Fritz waren zunächst mit der Reinigung der Abflüsse in der Kantine beschäftigt. Den ganzen Tag wurden die Arbeiter gehetzt und angetrieben. Gustav schreibt in seinem Tagebuch: «Da ich bemerke, wie die Häftl.(inge) von der SS geschlagen werden, so gebe (ich) obacht auf den Jungen. Es wird mehr mit den Augen gearbeitet, (ich) habe die Situation gleich erfasst und weiss mich wie zu halten, auch Fritz ist auf Draht.»¹⁵

Damit endete sein erster Eintrag. Er las noch einmal durch, was er bisher geschrieben hatte – zweieinhalb Seiten für so viel Angst und Gefahr. Acht Tage waren vergangen. Wie viele würden noch folgen?¹⁶

Gustav hatte begriffen, dass es für die eigene Sicherheit wichtig war, möglichst wenig aufzufallen. Doch zwei Monate nach ihrer Ankunft in Buchenwald zogen er und Fritz in höchst gefährlicher Weise Aufmerksamkeit auf sich – Gustav unfreiwillig, Fritz mit Absicht.¹⁷

Jeden Morgen, anderthalb Stunden vor Morgengrauen, wurden

die Männer durch schrilles Pfeifen aus dem seligen Vergessen des Schlafs gerissen. Dann kamen die Kapos und Blockältesten, die sie anbrüllten, sich zu beeilen. Diese Männer waren ein Schock für die Neuankömmlinge – Mitgefangene, meist «grüne Männer», also Kriminelle mit dem grünen Dreieck an der Brust, die von der SS ausgewählt worden waren, als Sklaventreiber und Aufseher zu fungieren, sodass sich die SS die Finger nicht schmutzig machen musste.

Wenn die Pfeifen ertönten, zogen Fritz und Gustav ihre Schuhe an und kletterten aus dem Bett. Oft sanken sie bis zu den Knöcheln im kalten Schlamm ein. Das Lager war taghell von den Scheinwerfern am Zaun, an den Wachtürmen, auf den Plätzen und in den Durchgängen. Sie wurden auf dem Appellplatz zusammengetrieben, wo jeder eine Tasse Eichelkaffee bekam. Das Gebräu schmeckte süss, machte aber nicht wach, und wenn es ausgeteilt wurde, war es immer schon kalt. Es dauerte lange, bis jeder seine Tasse hatte, und in der Zwischenzeit mussten sie schweigend und regungslos stehen und zitterten zwei Stunden lang in ihrer dünnen Kleidung. Wenn es Zeit war, zur Arbeit zu gehen, wurde es allmählich hell.

Gustav und Fritz waren nicht lange in den Genuss der Arbeit an den Abflüssen gekommen. Jetzt arbeiteten auch sie im Steinbruch. In exakten Kolonnen wurden sie zum Tor hinausgetrieben, dann ging es nach rechts die Strasse hinunter, die zwischen dem Lager und den Unterkünften der SS entlangführte, einem Komplex aus grossen zweistöckigen Gebäuden, manche noch im Bau, die sich wie ein Fächer ausbreiteten. Die Nazis liebten grossartige Entwürfe; selbst in ihren Konzentrationslagern versuchten sie, einen Anschein von Eleganz, Ordnung und Sinn zu erwecken, wie um den Albtraum auszublenzen.

Ein Stück den Berg hinunter kamen die Häftlinge durch die Postenkette. Da es ausserhalb des Hauptlagers keine Zäune gab, wurden die Arbeitsbereiche von einer Kette von SS-Wachen abgesperrt. Die

Männer standen zwölf Meter auseinander, jeder zweite war mit einem Gewehr oder einer halbautomatischen Waffe ausgerüstet, die anderen hatten Knüppel. Wenn ein Häftling die Postenkette überschritt, wurde er ohne Zögern und Vorwarnung erschossen. Für die ganz Verzweifelten war es eine einfache Art des Selbstmords, in die Linie hineinzulaufen. Manche SS-Leute machten sich auch einen Spass daraus, Häftlinge zum Überschreiten der Linie zu zwingen. Es gab ein «Ausbruchsregister», in dem die Namen der SS-Schützen verzeichnet wurden. Für jeden getöteten Häftling gab es Punkte, die sich aufaddierten und in Sonderurlaub umgewandelt wurden.

Der Steinbruch war gross, eine bleiche, rohe Wunde aus Kalkstein im grün bewaldeten Hang. Wenn man den Kopf hob und wenn Regen und Nebel es erlaubten, breitete sich eine weite Hügellandschaft bis zum dunstigen westlichen Horizont aus. Aber man hob nicht den Kopf, jedenfalls nicht lange. Die Arbeit war schwer und gefährlich, Pausen gab es nicht. Die Männer in den gestreiften Uniformen gruben Steine aus, brachen Steine, trugen Steine und wurden von den Kapos geschlagen, wenn sie langsamer wurden. Die Kapos mussten hart agieren, wohl wissend, dass sie ihren Status verloren, wenn die SS unzufrieden mit ihnen war. Und wer wieder zum normalen Häftling degradiert wurde, bekam die Rache der anderen zu spüren.¹⁸

Es gab eine Schmalspurbahn, die aus dem Steinbruch hinausführte und auf deren Gleisen grosse Stahlwaggons fuhren, jeder so gross wie ein Heuwagen. Mit ihnen wurden die Steine aus dem Steinbruch zu den Bauplätzen rund um Buchenwald transportiert. Gustav und Fritz arbeiteten an den Loren. Gemeinsam mit vierzehn anderen Männern mussten sie die beladenen Wagen mit viereinhalb Tonnen Gewicht¹⁹ einen halben Kilometer weit den Berg hinaufschieben, angetrieben vom Gebrüll und den Schlägen der Kapos. Die Schienen

waren auf einem Bett aus grobem Schotter gelegt, der unter den dünn besohlenen Schuhen oder Holzclobs der Männer ständig wegrutschte. Vor allem kam es aufs Tempo an – sobald der Wagen leer war, musste er zurück in den Steinbruch gebracht werden. Dann fuhr er von selbst, angetrieben vom eigenen Gewicht, und die sechzehn Männer mussten ihn festhalten, damit er nicht ausser Kontrolle geriet. Es gab häufig Stürze, gebrochene Knochen und sogar gebrochene Schädel. Wenn ein Wagen, was durchaus vorkam, aus den Schienen sprang, geriet er nicht selten in den Weg des nächsten Waggons und hinterliess eine Spur von erdrückten, amputierten Männern.

Die Verletzten wurden in den Krankenbau gebracht – wenn sie Juden waren, kamen sie in den Todesblock, die letzte Station für die Kranken, denen keiner mehr half.²⁰ Männer mit Amputationen bekamen von einem der SS-Ärzte eine tödliche Injektion.²¹ Selbst leichtere Verletzungen konnten unter den unhygienischen Bedingungen lebensbedrohlich werden. Für einen Mann mit schlechten Augen kam es einem Todesurteil gleich, wenn er seine Brille verlor.

Gustav und Fritz schufteten Tag für Tag weiter und schafften es, Bestrafungen und Verletzungen zu vermeiden. Sie bewährten sich, schreibt Gustav.²²

So ging es zwei Wochen. Dann brachen am 25. Oktober Durchfall und Fieber im Quarantänebereich aus. Da es keine Wasserversorgung gab, tranken die Männer aus Pfützen – das war wohl der Grund für die Epidemie. Mehr als dreitausendfünfhundert geschwächte Männer waren hier in ein paar wenigen Zelten untergebracht, die sanitären Anlagen beschränkten sich auf eine Latrinengrube – ein fruchtbarer Nährboden für Krankheiten. Dutzende starben jeden Tag, sodass die Zahl der Häftlinge drastisch sank.

Doch das Leben in der Knochenmühle des Lagers ging einfach weiter. Jeden Tag viel zu wenig zu essen, stundenlanges Stehen auf dem Appellplatz in Kälte und Regen, Schläge und Verletzungen. Ge-

gen einen Oberrabbiner namens Merkl führte die SS einen besonderen Feldzug. Er wurde regelmässig blutig geschlagen und irgendwann gezwungen, die Postenkette zu überschreiten. Und die ganze Zeit grassierte die Ruhr ungehindert weiter, sodass immer mehr Häftlinge starben.

Vom Hunger getrieben brachen einige Polen aus dem kleinen Lager aus und plünderten die Lagerküche. Sie kamen mit zwölf Kilo Sirup zurück, einem Genuss, der die karge Nahrung der Häftlinge ein wenig aufbesserte. Doch die Freude währte nur kurz. Der Diebstahl wurde entdeckt, und das gesamte kleine Lager wurde mit zwei Tagen Nahrungsentzug bestraft. Wenige Tage darauf wurde eine Kiste mit Sülze aus dem Lager entwendet. Wieder bekamen die Häftlinge zwei Tage lang nichts zu essen und wurden gezwungen, einen ganzen Tag lang auf dem Appellplatz zu stehen. Noch während dieses Strafappells wurde in den Schweinestall am nördlichen Ende des Lagers eingebrochen und ein Schwein gestohlen. Lagerkommandant Koch, der in einem schönen Haus in Buchenwald lebte und sonntags mit seiner Frau und den Kindern im Lager-Zoo spazieren ging, ordnete persönlich an, dass die Häftlinge so lange nichts zu essen bekommen, bis die Diebe gefunden sind. Sämtliche Kleidungsstücke wurden auf Blutspritzer oder Sägespäne aus dem Schweinestall untersucht. Drei Tage lang gingen die Verhöre und Bestrafungen weiter – dann stellte man fest, dass die Diebe SS-Männer gewesen waren.²³

Geschwächt vom Hunger und von der auszehrenden Arbeit, unter der nach wie vor grassierende Ruhr leidend, wankten die Überlebenden schweigend und gebeugt durchs Lager wie lebende Tote.

Und dann wurde auf einmal alles noch schlimmer.

Am Mittwoch, dem 8. November 1939, flog Adolf Hitler nach München, um den Jahrestag des gescheiterten Putsches von 1923 zu feiern, bei dem er und seine Gefolgsleute zum ersten Mal versucht hatten, die Macht in Bayern an sich zu reißen. Zu diesem Anlass hielt Hitler eine Rede im pompösen Bürgerbräukeller. Der Krieg hatte gerade erst begonnen, die geplante Invasion Frankreichs war wegen schlechten Wetters verschoben, und der «Führer» hatte die Absicht, so schnell wie möglich nach Berlin zurückzukehren. Deshalb hielt er seine Rede eine Stunde früher als geplant. Achtzehn Minuten nach seiner Abreise – als er gerade mitten in seiner Rede hätte sein sollen – gab es in einem der Pfeiler eine starke Explosion, bei der einige Leute in der Nähe getötet und Dutzende verletzt wurden.²⁴

Ganz Deutschland war entsetzt. Der Täter, Georg Elser, war ein deutscher Kommunist ohne jüdische Herkunft, aber in den Augen der Nazis waren die Juden für jede Untat verantwortlich. So nahmen sie am nächsten Tag in den Konzentrationslagern brutale Rache. Noch dazu war es der Jahrestag der Pogromnacht. In Sachsenhausen wurden die Lagerinsassen von der SS eingeschüchtert und gefoltert, in Ravensbrück wurden die jüdischen Frauen fast einen Monat lang in ihren Baracken eingeschlossen.²⁵ Aber das alles verblasste neben den Gräueln, die sich in Buchenwald abspielten.

Am frühen Morgen des 9. November wurden alle jüdischen Häftlinge, darunter auch Gustav und Fritz, von der Arbeit abberufen und ins Lager zurückgebracht. Man befahl ihnen, ihre Unterkünfte aufzusuchen, und als alle anwesend waren, begann SS-Hauptscharführer Johann Blank mit dem Strafritual.

Blank war der geborene Sadist. Er stammte aus Bayern, wo er eine Forstlehre gemacht hatte, aber vor allem als Wilderer tätig gewesen war. Er war besonders oft und mit Begeisterung daran beteiligt, Häftlinge zum Überschreiten der Postenlinie zu zwingen. In vielen Fällen

führte er die Morde selbst aus.²⁶ In Begleitung mehrerer SS-Leute, noch verkatert von den Putschfeiern des Vorabends, ging Blank von Block zu Block und suchte willkürlich einundzwanzig Juden aus, darunter einen siebzehnjährigen Jungen, der das Pech hatte, gerade draussen einen Botengang zu machen. Die Häftlinge wurden zum Tor gebracht, wo sie stehend zusehen mussten, wie die SS-Leute eine kleine Parade zur Erinnerung an die Ereignisse von München abhielten. Danach wurde das Tor geöffnet, und die einundzwanzig Juden wurden den Hügel hinunter zum Steinbruch geführt.

Gustav und Fritz saßen in ihrem Zelt und hatten keine Ahnung, was draussen passierte. Sie hörten nur die Geräusche. Dann wurde es still, und irgendwann hörten sie Schüsse, immer wieder. Dann wieder Stille.²⁷

Die Berichte über das Geschehen verbreiteten sich im Lager wie ein Lauffeuer. Die einundzwanzig waren zum Eingang des Steinbruchs geführt worden, dort hatte man sie alle erschossen. Einige waren geflohen, aber schnell gefasst und noch im Wald ermordet worden.

Doch der Tag war noch nicht vorüber. Hauptscharführer Blank, begleitet von Hauptscharführer Eduard Hinkelmann, wandte seine Aufmerksamkeit jetzt dem kleinen Lager zu. Sie inspizierten die Zelte, fanden überall etwas auszusetzen und steigerten sich in eine rasende Wut hinein. Dann befahlen sie die Häftlinge auf den Appellplatz. Als alle dort standen, gingen die Kapos durch die Reihen, zogen jeden zwanzigsten Mann heraus und schoben ihn nach vorn. Als sie an der Reihe vorbeikamen, wo Gustav und Fritz standen, wurde wieder abgezählt. Eins, zwei drei ... der zählende Finger tanzte weiter ... siebzehn, achtzehn, neunzehn ... an Gustav vorbei. Zwanzig. Das war Fritz.

Er wurde herausgezogen und zu den anderen Opfern geschoben.²⁸

Ein schwerer Holztisch mit baumelnden Gurten wurde auf den Platz gebracht. Jeder Häftling, der länger als eine oder zwei Wochen hier war, erkannte den «Bock», die Bank für die Auspeitschungen, eingeführt vom stellvertretenden Kommandanten Hüttig als Bestrafungsmittel für die Gefangenen und zur Unterhaltung seiner Männer.²⁹ Jeder Häftling hatte schon zugesehen, wenn der Bock zum Einsatz kam, sein blosser Anblick versetzte sie in Schrecken. Blank und Hinkelmann hatten sichtlich Freude daran, ihn zu benutzen.

Fritz wurde an den Armen gepackt und zum Bock gebracht. Jacke und Hemd wurden ihm ausgezogen, die Hose heruntergezogen. Dann wurde er mit dem Gesicht nach unten auf die abschüssige Tischplatte gelegt, Hände und Füße wurden durch die Schlaufen der Gurte geschoben und er wurde mit einem Gurt über den Rücken festgeschnallt.

Gustav musste hilflos mit ansehen, wie Blank und Hinkelmann alles vorbereiteten. Sie genossen den Moment, strichen fast zärtlich über ihre Bullenpeitschen, bössartige Waffen aus Leder mit einem Stahlkern. Die Lagerregeln liessen mindestens fünf, maximal fünf- undzwanzig Schläge zu. Heute konnte der Zorn der SS nur durch die Höchststrafe besänftigt werden.

Der erste Schlag landete wie ein Schnitt mit dem Rasiermesser auf Fritz' Hintern.

«Zählen!», brüllten sie ihn an. Fritz hatte das Ritual schon gesehen, er wusste, was man von ihm erwartete. «Eins», sagte er. Die Bullenpeitsche schnitt ihm wieder ins Fleisch. «Zwei», keuchte er auf.

Die SS-Männer gingen methodisch vor, unterbrachen die Schläge immer wieder, um die Strafe zu verlängern und den Schmerz und die Angst zu steigern.

Fritz konzentrierte sich, wohl wissend, dass alles wieder von vorn beginnen würde, wenn er den Faden beim Zählen verlor. Drei ... vier ... eine Ewigkeit, ein Inferno aus Schmerz ... zehn ... elf ... Er kämpfte

um Konzentration, die richtigen Zahlen, nur nicht in die Verzweiflung oder Bewusstlosigkeit abrutschen.

Als endlich die fünfundzwanzig erreicht war, wurden die Gurte gelöst, und er musste sich hinstellen. Vor den Augen seines Vaters führte man ihn weg, blutend und vom Schmerz zerfressen, halb bewusstlos, während der nächste Unglückliche auf den Bock geschnallt wurde.

Das obszöne Ritual zog sich stundenlang hin. Dutzende Männer, Hunderte sorgfältig abgemessene Schläge. Einige Männer brachen zusammen, zählten falsch und mussten alles noch einmal über sich ergehen lassen. Jeder Einzelne verliess den Bock als gebrochener Mann.

Für Juden gab es keine ärztliche Behandlung, keine Schonzeit, keine Zeit zur Heilung. Die Opfer wurden trotz ihrer offenen Wunden und schrecklichen Schmerzen sofort wieder der Alltagsroutine des Lagers ausgesetzt. Sie mussten weiterschufteten, so gut sie konnten, denn wer sich dem Schmerz oder der Krankheit ergab, unterzeichnete sein eigenes Todesurteil. In Buchenwald konnte alles immer noch schlimmer werden. Und es wurde schlimmer.

Zwei Tage vergingen. Fritz stand den Morgenappell nur mühsam durch. Trotz seiner Schmerzen machte er sich mehr Sorgen um seinen Papa als um sich selbst, denn Gustav ging es gar nicht gut. Wieder hatte man die Rationen gekürzt, nach wie vor grassierten Ruhr und Fieber, und jetzt hatte sich auch Gustav angesteckt. Er war blass, fieberte und hatte Durchfall. Fritz beobachtete ihn aus dem Augenwinkel, quälend langsam vergingen die Minuten. In diesem Zustand konnte sein Vater unmöglich arbeiten, er stand ja schon den Appell kaum durch!

Gustav schwankte, zitterte, war kaum noch bei sich. Er hörte alles nur noch gedämpft, ein schwarzer Nebel versperrte ihm die Sicht,

seine Glieder wurden taub, und er spürte wie er in ein tiefes, schwarzes Loch fiel. Er war schon bewusstlos, als er auf dem Boden auftraf.

Als er wieder erwachte, lag er auf dem Rücken, irgendwo in einem Gebäude. Nicht im Zelt. Über ihm schwebte Fritz Gesicht und das eines anderen Mannes. Hatten sie ihn in den Krankenbau gebracht? Das konnte nicht sein, der Krankenbau war für Juden gesperrt. In seinem benebelten, fiebrigen Zustand begriff er allmählich, dass man ihn in den Block für die hoffnungslosen Fälle gebracht hatte, aus dem kaum jemand lebend zurückkehrte. In den Todesblock.

Sein Sohn und der andere Mann hatten ihn hierhergetragen, Fritz trotz seiner Verletzungen. Die Luft war dick und erstickend, man hörte das Stöhnen, spürte die Hoffnungslosigkeit, die Hilflosigkeit, den Tod.

Zwei Ärzte waren da. Der eine, ein Deutscher namens Haas, war ein skrupelloser Gesell, der die Kranken bestahl und verhungern liess. Der andere war ein Häftling, Dr. Paul Heller, ein junger jüdischer Arzt aus Prag. Heller tat für seine Patienten, was er konnte, auch wenn die SS ihn nur mit wenigen Mitteln ausstattete.³⁰ Tadel lag Gustav hilflos da, mit 38,8 Grad Fieber, manchmal klar im Kopf, manchmal in Fieberträumen.

Fritz seinerseits machte sich immer grössere Sorgen über die Lebensbedingungen im kleinen Lager. Wieder einmal hatte man sie auf Hungerration gesetzt. Die Ankündigung war inzwischen so oft zu hören, dass sie einem Mantra glich. «Entzug der Rationen als Disziplinar-massnahme.» Allein in diesem Monat waren es schon elf Tage.

Einige jüngere Häftlinge schlugen vor, die SS um Essen zu bitten. Fritz, der sich gerade erst von der Auspeitschung erholt hatte, gehörte zu dieser Gruppe. Die älteren, klügeren Häftlinge, viele von ihnen Veteranen aus dem Ersten Weltkrieg, rieten davon ab. Wer sich zu weit nach vorn wagte, riskierte Bestrafung oder Tod.

Fritz sprach mit einem Freund aus Wiener Tagen darüber, Jakob Ihr, den sie «Itschkerl» nannten, ein Junge aus dem Prater. «Mir ist es egal, ob wir sterben müssen», sagte Itschkerl. «Ich rede mit Dr. Blies, wenn er das nächste Mal kommt.»

Ludwig Blies war der Lagerarzt. Er war alles andere als freundlich, aber doch humaner oder zumindest nicht ganz so herzlos wie die anderen SS-Ärzte. Gelegentlich hatte er sogar eingegriffen, um Strafexzesse zu beenden.³¹ Er schien auch zugänglicher zu sein, ein Mann mittleren Alters mit einer entwaffnend komischen Art.³²

«Ist gut», sagte Fritz. «Aber ich komme mit. Und ich rede mit ihm, du musst mich nur unterstützen.»

Als Dr. Blies das nächste Mal zur Inspektion kam, gingen Fritz und Itschkerl ehrerbietig auf ihn zu. Fritz, der sehr darauf achtete, nicht fordernd zu klingen, liess seine Stimme weinerlich zittern. «Wir haben keine Kraft mehr zum Arbeiten», flehte er. «Bitte, geben Sie uns etwas zu essen.»³³

Er hatte seine Worte sorgfältig abgewogen. Statt Mitleid zu wecken, wollte er den praktischen Sinn der SS ansprechen, die die Häftlinge als Arbeitskräfte brauchten. Aber es war gleichzeitig extrem gefährlich, so zu tun, als könne man nicht mehr arbeiten. Nutzlosigkeit bedeutete den sicheren Tod.

Blies starrte ihn erstaunt an. Fritz war klein für sein Alter und wirkte noch recht kindlich. Die Verletzungen und der Hunger liessen ihn erbärmlich aussehen. Blies wankte, seine Menschlichkeit kämpfte mit seinen Nazianschauungen. Schroff befahl er den beiden Jungen, mit ihm zu kommen.

Fritz und Itschkerl folgten dem Arzt über den Appellplatz zur Lagerküche. Er befahl ihnen zu warten, ging ins Lebensmittellager und kam ein paar Minuten später wieder heraus, im Arm einen grossen Laib Kommissbrot und zwei Liter Suppe. «Also», sagte er, indem er ihnen die unglaubliche Beute überreichte. «Und jetzt zurück in euer Lager. Los!»

Sie teilten das Essen, eine Ration für sechs Männer, mit ihren eng-

sten Pritschennachbarn. Am nächsten Tag wurden die Hungerrationen aufgehoben, offenbar auf Befehl von Blies. Die beiden Jungen waren Tagesgespräch im Lager, und von diesem Tag an waren Fritz und Itschkerl beste Freunde.

In den nächsten Tagen besuchte Fritz seinen Papa im Todesblock, wann immer er konnte. Er hatte den Durchfall überlebt, das Schlimmste war überstanden. Doch es war klar, dass Gustav in dieser unhygienischen, widerwärtigen Umgebung nicht gesund werden konnte. Nach zwei Wochen bat er um seine Entlassung, aber Dr. Heller wollte ihn noch nicht gehen lassen. Er war viel zu schwach, um draussen zu überleben.

Doch Gustav liess sich nicht beirren. Er missachtete die Anweisungen des Arztes und bat Fritz, ihm auf die Füsse zu helfen. Vater und Sohn schlichen sich zusammen aus dem Todesblock. Sobald Gustav frische Luft atmete, fühlte er sich besser, und mit dem Arm um Fritz Schultern gingen sie langsam zurück ins kleine Lager.

Selbst in dem schlammigen, überfüllten Zelt war die Atmosphäre frischer als im Todesblock. Bald begann Gustav, sich zu erholen und kräftiger zu werden. Am nächsten Tag bekam er eine leichte Arbeit als Latrinenreiniger und Heizer,³⁴ er ass gut und wurde gesünder.

Auch Fritz erholte sich von seinen Verletzungen. Aber richtig gesund wurde man in Buchenwald nun einmal nicht. Sie waren beide sehr dünn. Gustav, der immer schlank gewesen war, wog nur noch fünfundvierzig Kilo. Fritz neuer Ruf als kluger Kopf hatte ihm nicht nur bei den einfachen Häftlingen, sondern auch bei einigen Häftlingsfunktionären so etwas wie Beliebtheit eingebracht. Doch letztlich blieben alle kleinen Lichtblicke fruchtlos, und jeder Trost war nur ein Aufschub des Todes. «Ich arbeite, um zu vergessen, wo ich mich befinde», schreibt Gustav in sein Tagebuch.³⁵

Als der erste Lagerwinter hereinbrach, waren die beiden dankbar für ein Paket mit frischer Unterwäsche von zu Hause. Sie durften

jetzt Pakete empfangen, aber keine Briefe schreiben. In dem Paket von Tini jedoch lag ein Brief. Sie versuchte, für die Kinder – auch für Fritz – eine Ausreise nach Amerika zu organisieren, kam wegen der bürokratischen Hürden aber kaum voran. Von Edith hatte sie überhaupt nichts mehr gehört. Wo sie sich befand und was sie tat, wusste in der Familie niemand.

Der Steinbrecher

Der Nachthimmel über dem Norden von England war tief-schwarz, gesprenkelt von Sternen und vom nebligen Band der Milchstrasse durchzogen. Der junge Mond hing darin. Das Land befand sich im Krieg und verhüllte sich – und der Himmel hatte seine Lichter ganz für sich.

Edith Kleinmann schaute zu denselben Sternen, die auch über Wien zu sehen waren, wo sich ihre Familie hoffentlich in Sicherheit befand. Sie bekam keine Nachricht mehr, und die Angst sass tief. Zu gern hätte sie gewusst, wie es ihren Eltern und Geschwistern, Freunden und Verwandten ging. Sie selbst hatte Neuigkeiten, die sie nur zu gern mit ihren Lieben geteilt hätte. Denn sie hatte einen Mann kennengelernt. Nein, nicht irgendeinen Mann, sondern *den* Mann. Sein Name war Richard, er war Exilant wie sie.

In den ersten Monaten in England war nicht viel passiert. Sie lebte und arbeitete durch Vermittlung des Jewish Refugees Committee bei Rebecca Brostoff, einer jüdischen Dame in den Sechzigern, die eine grosse Warze auf der Nase trug und ein Haus in einem ruhigen Vorort von Leeds besass. Morris Brostoff, ihr Ehemann, war ein gewiefter Geschäftsmann und hatte es zu bescheidenem Wohlstand gebracht. Die beiden waren in Russland geboren und in ihrer Jugend selbst als Flüchtlinge nach England gekommen.¹

Leeds war mit Wien nicht zu vergleichen, es war eine grosse Industriestadt mit russschwarzen Ziegelhäusern und viktorianischer Architektur – lange Strassen mit kleinen, russigen Arbeiterhäusern,

beeindruckende öffentliche Gebäude, grauer Himmel. Aber es gab keine Nazis hier, trotz gelegentlich spürbarem Antisemitismus keine Einschüchterung von Juden, keine Ausgrenzung, keine grausamen Spielchen auf der Strasse. Und vor allem keine Lager wie Dachau und Buchenwald.

Viele Briten gewährten den deutschen Juden bereitwillig Zuflucht, aber es gab eben auch Ablehnung, und die Regierung war zwischen diesen Gruppen gefangen. Die Presse war ebenfalls gespalten. Zwar wurde immer wieder betont, dass sie die Wirtschaftskraft des Landes förderten und dass sie in Deutschland Schreckliches durchmachten, aber gleichzeitig fürchteten britische Arbeiter um ihre Jobs, und rechte Zeitungen schlachteten diese Sorgen aus. Man unterstellte den Juden kriminelle Neigungen und eine allgemeine Unzuverlässigkeit oder sprach von einer Bedrohung des britischen Lebensstils. Doch es gab eben keine Nazis, keine SA, keine SS. Seit Beginn des Krieges wurden Ausländer überwacht und feindliche Ausländer interniert. Davon war Edith als Verfolgte des Naziregimes natürlich ausgenommen.² Und das war es letztlich, was zählte.

Mrs. Brostoff behandelte Edith – die sicher nicht die geborene Hausangestellte war – freundlich, und Edith war mit ihrem anständigen Lohn von drei Pfund pro Woche durchaus zufrieden.

Während das Land sich dem «langweiligen Krieg» ergab, wie ihn manche nannten, erlebte Edith eine echte Romanze. Sie hatte Richard Paltenhoffer bereits in Wien flüchtig kennengelernt, er war etwa so alt wie sie, und sie hatten in den gleichen Kreisen verkehrt. In England trafen sie sich wieder und verliebten sich.

Seit Edith ihn das letzte Mal gesehen hatte, war Richard durch die Hölle gegangen. Im Juni 1938 war er in Wien von der SS aufgegriffen und als «Arbeitsscheuer» verhaftet worden. Das geschah im Rahmen einer Aktion, die dazu gedacht war, «asoziale» Elemente der deutschen Gesellschaft von den Strassen zu holen und in die Lager

zu bringen: «nutzlose Esser», wie man sie nannte, Arbeitslose, Bettler, Trinker, Drogensüchtige, Diebe und Kleinkriminelle. An die zehntausend Menschen wurden im Zuge dieser Aktion verhaftet – darunter auch viele wie Richard Paltenhoffer, die als Juden nur zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen waren.³ Man hatte ihn nach Dachau und dann nach Buchenwald deportiert.⁴ Buchenwald war zu dieser Zeit ein noch schrecklicherer Ort als ein Jahr später, als Fritz und Gustav Kleinmann dort ankamen. Das Lager war überfüllt, die Bedingungen noch primitiver.⁵ Bei einer der regelmässigen Strafparaden nach dem Abendappell war ein Mann, der vor Richard stand, von einem SS-Mann mit dem Bajonett durchbohrt worden. Die Klinge durchstiess den Mann, der nach hinten auf Richard fiel, sodass Richards Bein verletzt wurde. Noch monatelang machte ihm die Wunde Schwierigkeiten, aber er hatte die Infektion überlebt und wurde schliesslich durch einen aussergewöhnlichen Glücksfall gerettet. Im April 1939 verkündete Heinrich Himmler anlässlich des fünfzigsten Geburtstags von Adolf Hitler eine Massenamnestie, bei der fast neuntausend Lagerhäftlinge freikamen.⁶ Richard Paltenhoffer war einer von ihnen.

Statt nach Wien zurückzukehren, floh er über die Grenze in die Schweiz und von dort aus mithilfe der österreichischen Pfadfinder nach England. Ende Mai war er auf dem Weg nach Leeds, wo er einen Job in einer Fabrik gefunden hatte, die koschere Kuchen herstellte.⁷

Edith und Richard waren beide in der grossen, blühenden jüdischen Gemeinde der Stadt aufgenommen worden, die eine eigene aktive Abteilung des Jewish Refugees Committee unterhielt. Mit dem kleinen Budget von zweihundertfünfzig Pfund im Jahr halfen ehrenamtliche Mitarbeiter Hunderten von Flüchtlingen, Arbeit und Wohnung in Leeds zu finden.⁸

Im jüdischen Jugendklub begegneten sich Edith und Richard. Er erinnerte sie an zu Hause, an das Leben, das sie verloren hatte, die

lebhaftes Gesellschaft, als sie noch ihrem Beruf in der Modebranche nachgehen durfte, statt wie jetzt Teppiche zu klopfen. Richard war ein attraktiver Mann mit Geist, einem strahlenden Lächeln und einem freundlichen Lachen. Und er kleidete sich schick, mit gut geschnittenen Nadelstreifenanzügen und Hut. Stets trug er ein Taschentuch in der Brusttasche. Zwischen den nordenglischen Arbeitern mit ihren einfachen Anzügen, Wollschals und Kappen wirkte er wie eine exotische Blume in einem Kartoffelfeld.

Ein Krieg, selbst ein so langweiliger Krieg wie dieser, war eine Zeit der Möglichkeiten für junge Menschen. Und zwei so starke Geister fern von zu Hause – kein Wunder, dass sie das Leben genießen wollten. Ende Januar stellte Edith fest, dass sie schwanger war. Und sofort begannen die Hochzeitsvorbereitungen.

Da sie Flüchtlinge waren, mussten sie die Änderung ihres Familienstandes amtlich anmelden. An einem Montagmorgen im Februar, pünktlich um halb zehn, stellten sie sich im Büro von Rabbi Arthur Super in der Neuen Synagoge von Leeds vor und gingen von dort aus zur Polizei, um die nötigen Formulare auszufüllen. Mithilfe der United Hebrew Congregation, des JRC Control Committee und von Rabbi Fisher, der früher im Stadttempel von Wien Dienst getan hatte, wurden alle Vorbereitungen getroffen.⁹

Nachdem alle bürokratischen Hürden genommen waren, heirateten Edith Kleinmann und Richard Paltenhoffer am Sonntag, dem 17. März 1940, in der Neuen Synagoge an der Chapeltown Road, einem bemerkenswert modernen Gebäude mit grünen Kuppeln aus Kupfer und Ziegelbögen, mitten im Herzen des Viertels von Leeds, das der Leopoldstadt am ehesten entsprach.

Zwei Monate später marschierte Hitler in Belgien, den Niederlanden und Frankreich ein. Einen Monat später mussten die Reste der britischen Expeditionstruppen vom Strand in Dünkirchen evakuiert

werden. Der langweilige Krieg war vorbei. Die Deutschen hatten sich auf den Weg gemacht, und es schien, als könnte niemand sie aufhalten.

«*Links*, zwei, drei! *Links*, zwei, drei!»

Der Kapo brüllte den Takt, zu dem die Arbeiter den Lorenwagen zogen.

«*Links*, zwei, drei! *Links*, zwei, drei!» Fritz' Schuhe glitten immer wieder auf dem Eis und den losen Steinen aus, seine geschwächten Muskeln gaben nach, Hände und Schultern waren wund von dem Seil. Die anderen Männer ächzten wie er. Hinter ihnen schoben weitere Arbeiter, darunter sein Papa, die blau gefrorenen Finger auf blankem Metall.

Der Winter hatte den Ettersberg fest im Griff, aber die Kapos waren schlimmer. «Zieht, ihr Hunde! *Links*, zwei, drei! Weiter, ihr Schweine! Macht das nicht Spass?» Wer nachliess, wurde getreten und geschlagen. Die Räder quietschten und scharften, die Füße der Männer mahlen auf den Steinen, ihr heisser Atem stand in dichten Wolken in der eiskalten Luft. «Und noch mal! Schneller, sonst sitzt ihr in der Scheisse!»¹⁰ Ein Dutzend knochenbrecherische Wagenladungen mussten sie jeden Tag diesen Hang zu den Baustellen hinaufziehen, jede Stunde eine Tour. «Auf geht's, ihr Schweine! *Links*, zwei, drei!»

«Die Menschentiere hängen in den Zügeln», schrieb Gustav, der seine tägliche Hölle in starke poetische Bilder verwandelte. «Keuchend, stöhnend, schwitzend ... Sklaven, zur Arbeit verdammt wie in den Tagen der Pharaos.»

Zu Beginn des neuen Jahres hatte es einige Erleichterungen gegeben. Mitte Januar hatte Dr. Blies, dem die extrem hohe Sterberate im kleinen Lager Sorgen bereitete¹¹ und der der SS riet, etwas zu unternehmen, bevor die Krankheiten auch auf die Wachmannschaft Übergriffen, befohlen, die Überlebenden ins Hauptlager zu übernehmen,

wo die sanitären Verhältnisse besser waren. Sie durften duschen und wurden entlaust, dann steckte man sie in eine Baracke in der Nähe des Appellplatzes. Nach der Zeit in den Zelten empfanden sie die Verhältnisse als geradezu luxuriös. Es gab gewachste Holzböden, feste Wände, Tische, Toiletten und einen Waschraum mit kaltem fließendem Wasser. Alles war makellos sauber, die Häftlinge mussten sogar ihre Schuhe in einem Vorraum ausziehen, bevor sie die Baracke betraten. Schmutz und Unordnung wurden streng geahndet. Während dieser ersten segensreichen Woche in Quarantäne bekamen sie regelmässig zu essen und mussten nicht arbeiten. Gustav gewann wieder Kraft.

Aber so blieb es natürlich nicht. Am 24. Januar endete die Quarantäne, und zum ersten Mal wurden Gustav und Fritz getrennt. Fritz kam mit etwa vierzig anderen Jungen in Block 3, den sogenannten Jugendblock, der freilich trotzdem mehrheitlich mit erwachsenen Männern belegt war.¹²

Sie lernten das Hauptlager besser kennen, die Anlage und die wichtigsten Einrichtungen, und vor allem die Goethe-Eiche. Dieser ehrwürdige Baum stand in der Nähe des Küchenblocks und der Waschräume, und es hiess, er sei Goethes Ziel gewesen, wenn er von Weimar aus auf den Ettersberg wanderte. Die kulturellen Assoziationen waren so stark, dass die SS den Baum bewahrt und das Lager um ihn herum angelegt hatte. Gelegentlich wurde er für Bestrafungen genutzt.¹³ In diesen Fällen wurden, wie in allen anderen Konzentrationslagern auch, den Männern die Hände hinter dem Rücken zusammengebunden, und man hängte sie an den Handgelenken an einen Balken oder Ast. Die Goethe-Eiche gab einen spektakulären Hintergrund für dieses abscheuliche Ritual ab. Die Männer hingen stundenlang so und waren danach tage- oder wochenlang gelähmt. Oft wurden sie noch blutig geschlagen, während sie dort hingen. Zwei von Gustavs Kollegen erlebten diese Strafe, weil sie angeblich nicht hart genug gearbeitet hatten.

Fritz und sein Papa hatten erst bei ihrer Entlassung aus der Quarantäne zu ihrer Überraschung erfahren, dass jüdische Häftlinge weniger als ein Fünftel der Insassen in Buchenwald ausmachten.¹⁴ Es gab Kriminelle, Roma, Polen, katholische und evangelische Pfarrer, dazu einige Homosexuelle, aber die bei Weitem grösste Gruppe waren politische Häftlinge, hauptsächlich Kommunisten und Sozialisten. Viele waren schon seit Jahren in Haft, einige seit der Machtübernahme der Nazis 1933. Juden und Roma jedoch wurden von der SS für die schwersten Arbeiten eingesetzt und am brutalsten behandelt.

«*Links*, zwei, drei! *Links*, zwei drei!» Ein Dutzend Wagenladungen pro Tag, den Berg hinauf, ein Dutzend gefährliche Fahrten bergab zurück in den Steinbruch. Frostverbrannte Finger auf eiskaltem Metall, Wunden von den Seilen, der Geist abgestumpft, Füsse, die auf Eis ausglitten, Beschimpfungen und Misshandlungen durch die Kapos.

Tag für Tag ging es so weiter, bis endlich der Frühling kam. Irgendwann wurden Gustav und Fritz von den Lorenmannschaften abgezogen und in den Steinbruch geschickt, um Steine zu schleppen. Auch wenn es die Vorstellungskraft übersteigt, aber das war noch schlimmer.

Sie mussten die Steine und Brocken aufheben, wo sie gebrochen wurden, und immer zwei davon mit blossen Händen zu den wartenden Loren tragen. Es dauerte nicht lange, dann waren Handflächen und Finger mit Blasen übersät und blutig. Die Schicht dauerte zehn Stunden mit einer kurzen Mittagspause. Zu der harten Arbeit kamen die Misshandlungen, für die dieser Arbeitsplatz berüchtigt war, weit aus schlimmer als alles, was sie bei den Loren erlebt hatten.

«Jeden Tag einige Tote», schreibt Gustav. «Man glaubt nicht, was man aushaltet.»

Da die Hölle des Steinbruchs mit normalen Worten nicht zu beschreiben war, verfasste er auf den Rückseiten seines Notizbuchs ein

Gedicht mit dem Titel «Steinbruchkaleidoskop», in dem er den chaotischen Albtraum in präzisen, gleichmässigen Strophen wiedergab.¹⁵

*Klick-klack Hammerschlag,
klick-klack Jammertag.
Sklavenseelen, Elendsknochen,
dalli und den Stein gebrochen.*

Mit diesen Zeilen gelang es ihm, sowohl die eigene Perspektive als auch die der Kapos und SS-Leute aufzugreifen.

*Klick-klack Hammerschlag,
klick-klack Jammertag.
Sieh nur diesen Jammerlappen
winse!nd um die Steine tappen.*

Die tägliche endlose Sklaventreiberei, die mörderischen Misshandlungen, alles verarbeitete er in poetischen Bildern. «Hussa hussa – schaufle, lad’ den Kasten voll! Was, du willst verschnaufen? Kerl bist du toll?» Hände, die über die Steine schrammten und den blassen Kalkstein mit rostrottem Blut besudelten, der Weg mit der schweren Last zu den Loren. «Vorwärts, du Halunke Karren Nummer zwei! Ist der nicht bald fertig schlag ich Dich zu Brei.» Die Steine fallen polternd in den eisernen Bauch der Lore. «Tempo! Tempo! Fertig? Meinst, jetzt bist du frei? Dass ich doch nicht lache, Karren Nummer drei! Links zwei drei, links zwei drei, zieht ihr Hunde, links zwei drei!» Und immer weiter, von Tritten und Flüchen angetrieben, den Berg hinauf und hinunter. «Und lustig, verstanden? Sonst schlag ich dich krumm!» Das Opfer versucht, munter zu laufen, der Kapo applaudiert lachend. Immer weiter, mit heftig sich hebender Brust, atemlos, wund und blutig. Und schliesslich, von Erschöpfung übermannt, endet das Schauspiel. Noch zwei Runden. Aber jetzt wird es

dem Kapo langweilig, er stösst sein Opfer zu Boden und versetzt ihm einen böartigen, tödlichen Tritt gegen den Kopf.

Ein Lieblingsspiel bestand darin, einem vorübergehenden Häftling die Mütze abzunehmen und sie in einen Baum oder eine Pfütze zu werfen, genau hinter der Postenlinie. «He, du Vogel, deine Mütze! Patsch, da liegt sie in der Pfütze. Dort beim Baum, bei Posten vier, vorwärts Bursche, hol sie dir!» So erging es oft neuen Häftlingen, die die Regeln noch nicht kannten. «Und das dumme Aas das rennt», schrieb Gustav. Durch die Postenlinie, ein Schuss, und er war tot. Wieder ein Eintrag ins Ausbruchsregister, wieder ein SS-Mann, der sich Zusatzurlaub verdiente: Drei Tage für jeden, der «auf der Flucht» erschossen wurde. Ein SS-Mann namens Zepp hatte sich mit mehreren Kapos zusammengetan, darunter auch Johann Herzog, ein Mann mit grünem Abzeichen und ehemaliger Fremdenlegionär, den Gustav als Mörder der schlimmsten Sorte bezeichnete.¹⁶ Zepp belohnte Herzog und seine Kumpane mit Tabak, wenn sie einen Häftling in die Postenlinie schickten.

Es gab freilich auch Selbstmorde, die meisten Häftlinge jedoch gaben nicht auf und liessen sich nicht austricksen. Einige schienen unverwundlich, egal welche Misshandlungen sie erlebten. Ein Schlag mit dem Gewehrkolben:

*Klatsch – er liegt auf allen Vieren,
doch der Hund will nicht krepieren!*

Eines Tages beobachtete Gustav eine Szene, die ihm immer als Inbegriff des Widerstands im Gedächtnis bleiben würde. Mitten im Steinbruch stand alles beherrschend eine Maschine, die eine Reihe von Rädern und Bändern antrieb, verbunden mit einem Steinbrecher. Man schaufelte Steine hinein, und schwere Stahlplatten bewegten sich auf und nieder und zu den Seiten wie ein eisernes Maul, das die Steine zerkaute und zerkleinerte. Unten bediente ein Kapo den Antrieb und die Schaltung.

Wenn die Arbeiter nicht gerade die Loren füllten, fütterten sie dieses Monstrum. In Gustavs Augen war diese Maschine ein Symbol nicht nur für den Steinbruch, sondern für das gesamte Lager und das System, das dieses Lager hervorgebracht hatte. Alles eine grosse Maschine, in der er und Fritz und ihre Kameraden Treibstoff und Material zugleich waren.

*Es rattert der Brecher tagaus und tagein,
er rattert und rattert und bricht das Gestein,
zermahlt es zu Schotter und Stunde auf Stund'
frisst Schaufel um Schaufel sein gieriger Mund.
Und die, die ihn füttern mit Müh und mit Fleiss,
sie wissen er frisst nur – doch satt wird er nie.
Erst frisst er die Steine und dann frisst er sie.*

Ein Häftling, der an der Maschine arbeitete, Freund eines anderen, den man gezwungen hatte, im Kreis zu rennen, hielt den Kopf gesenkt und schaufelte seine Steine, um nicht die Aufmerksamkeit der Kapos zu wecken. Er war gross und kräftig gebaut, und er schaufelte gut. Doch der Kapo an der Maschine sah die Gelegenheit für ein Spielchen gekommen, fuhr die Maschine hoch, sodass sie doppelt so schnell lief und fürchterlich krachte. Der Häftling schaufelte schneller. Mann und Maschine hatten alle Mühe, das Tempo aufrechtzuerhalten, der Mann keuchte mit gespannten Muskeln, die Maschine mahlte und ratterte, dass man denken konnte, sie würde gleich explodieren. Gustav, der in der Nähe arbeitete, hielt inne und sah zu, ebenso wie einige andere. Und die Kapos, selbst gebannt von diesem Schauspiel, liessen es dieses Mal zu.

Der Wettstreit ging weiter, Schaufel um Schaufel, das Metall ratterte, die Maschine dröhnte, der Mann war schweissgebadet, der Steinbrecher donnerte und spuckte Schotter aus. Es war, als hätte der Mann unendlich viel Kraft und Willen. Doch die Maschine war stärker, und allmählich versagten dem Mann die Kräfte. Mit letzter Wil-

lenskraft raffte er sich zu einer geradezu titanischen Anstrengung auf und schaufelte um sein Leben. Natürlich würde die Maschine gewinnen, wie immer, aber er versuchte alles.

Dann hörte man ein lautes Krachen und Stöhnen aus der Maschine. Sie zitterte, hustete und stand still. Wütend kroch der Kapo hinein und stellte fest, dass sich ein Stein verklemmt hatte.

Rundum herrschte entsetztes Schweigen. Der Häftling lehnte sich auf seine Schaufel und rang nach Luft. Er hatte den Steinbrecher besiegt – das konnte sein Todesurteil bedeuten. Der Kapo stand einen Moment verblüfft da, dann lachte er. Gustav beschreibt die Szene in seinem Gedicht:

*Ein tüchtiger Kerl, um den wär es schad.
Zum Teufel, so sei heute krum mal grad.
Komm her du Langer! He, sag was du bist?
Ein Bauer? Ein Bergmann? Ich, nein, Journalist!
Der Kapo lacht auf und verzieht sein Gesicht.
Ein Zeitungsmensch? Leider! Den brauche ich nicht.*

*Doch halt, du, da fällt mir was ein,
ich brauch einen Schreiber und der kannst du sein!
Geh dort in die Bude und warte auf mich
ich habe noch andere Arbeit für Dich.*

Als der Held seine Schaufel weglegte, spürte Gustav plötzlich das Gewicht des Steins in seiner Hand und die Augen des Kapos. Eilig machte er sich wieder an die Arbeit und dachte über das Erlebte nach. Mann gegen Maschine – und diesmal hatte der Mann den Sieg davongetragen. Ein Mensch mit der nötigen Kraft und dem richtigen Willen konnte offenbar selbst so eine Maschine besiegen. Ob das auch für die grosse Maschinerie galt, musste sich noch herausstellen.

Der Mechaniker entfernte den Stein aus dem Getriebe der Maschine und liess sie wieder an. Ratternd und rumpelnd nahm sie ihre Arbeit wieder auf, frass die Steine, die von den Arbeitern in ihr unersättliches Maul geworfen wurden, frass deren Kraft, ihren Schweiß und ihr Blut, zermalmte sie wie die Steine.

Der Weg ins Leben

Tini betrachtete die beiden Umschläge ahnungsvoll. Beide gleich, beide aus Buchenwald. Sie kannte viele Ehefrauen und Mütter, deren Männer in die Lager deportiert worden waren. Manchmal bekamen die Männer ihre Auswanderungspapiere und wurden entlassen. Manchmal jedoch kehrten die Männer auch in einer kleinen Urne mit Asche nach Wien zurück. Von Briefen hatte sie noch nie gehört.

Sie riss den ersten Umschlag auf. Drinnen lag ein Blatt, das eher wie eine offizielle Benachrichtigung aussah. Doch zu ihrer Erleichterung stellte sie fest, dass es tatsächlich ein Brief von Gustav war. Sie erkannte seine kräftige Handschrift, wo er seinen Namen und seine Häftlingsnummer eingetragen hatte. Der grösste Teil des Blattes war mit Regeln und Beschränkungen gefüllt (ob der Häftling Geld und Pakete empfangen durfte, ob er Brief schreiben oder empfangen durfte, ein Hinweis, dass Nachfragen an die Kommandantur zwecklos seien, und so weiter). Auf dem wenigen verbleibenden Raum hatte Gustav eine kurze Nachricht geschrieben, die sicher von der SS zensiert wurde. Tini erfuhr kaum mehr, als dass er lebte, dass er gesund war und im Lager arbeitete. Der zweite Brief stammte von Fritz und enthielt nahezu denselben Text. Als sie die Briefe verglich, stellte sie fest, dass die Blocknummern sich unterschieden. Man hatte die beiden also getrennt, das machte ihr Sorgen. Wie sollte der Junge allein zurechtkommen?

Tinis Sorge stieg von Tag zu Tag. Seit der Invasion in Frankreich im Mai gab es eine nächtliche Ausgangssperre für Juden in Wien.¹

Man hätte meinen sollen, dass es kaum noch Möglichkeiten gab, ihnen das Leben schwerer zu machen, aber die Nazis fanden immer noch einen Knüppel, mit dem sie Zuschläge konnten.

Im letzten Oktober, kurz nachdem Gustav und Fritz deportiert worden waren, hatten zwei Transporte mit Juden Wien in Richtung Nisko verlassen. Der Ort lag im besetzten Polen, und es hiess, sie sollten dorthin umgesiedelt werden, in eine ländliche Gemeinde.² Das Programm wurde bald wieder gestoppt, aber es steigerte das Gefühl der Unsicherheit bei den Verbliebenen. Als die Überlebenden im April zurückkehrten, hatten sie furchtbare Geschichten von Misshandlung und Mord zu erzählen.³

Tinis Plan, ihre Kinder in Sicherheit zu bringen, wurde immer dringlicher. Da Grossbritannien keine Option mehr war, blieb nur noch Amerika als letzte Hoffnung. Tinis Hauptsorge galt der Entlassung von Fritz aus dem Lager, solange er noch minderjährig war und bessere Chancen hatte, ein Visum zu bekommen. Sie hatte Anträge für ihn, Herta und Kurt eingereicht. Dazu waren zwei Empfehlungsschreiben von Freunden oder Verwandten nötig, die in Amerika lebten und zusagten, für Unterkunft und Versorgung aufzukommen. Das war nicht schwierig, schliesslich hatte Tini Verwandte in New York und New Jersey,⁴ dazu eine liebe Freundin, Alma Maurer, die vor vielen Jahren emigriert war und in Massachusetts lebte.⁵ An Unterstützung fehlte es also nicht, doch die Bürokratie der Nazis und der Vereinigten Staaten bereitete Probleme.

Präsident Roosevelt – der die Zahl der Flüchtlinge erhöhen wollte – war ohne den Kongress und die Presse machtlos. Eigentlich hatten die USA eine Quote von sechzigtausend Flüchtlingen pro Jahr, aber diese Quote wurde nicht ausgenutzt. Stattdessen wandte Washington jeden nur denkbaren bürokratischen Trick an, um die Anträge zu verschleppen. Im Juni 1940 gab es eine interne Anweisung des Aussen-

ministeriums an die Konsulate in Europa: «Wir können die Einwanderung in die Vereinigten Staaten ... verzögern und sogar stoppen ... wenn wir unsere Konsulate anweisen, möglichst viele Hindernisse aufzubauen ... die die Genehmigung von Visa aufhalten.»⁶

Tini Kleinmann zog von Büro zu Büro, stand Schlange, schrieb unzählige Briefe, füllte Formulare aus, erduldet Misshandlungen von Gestapobeamten, fragte nach und wartete und wartete. Und bei jedem Schreiben im Briefkasten fürchtete sie, es sei die Aufforderung, sich zur Deportation zu stellen. Überall wurden ihr Hindernisse in den Weg gelegt, die nur dazu dienten, die Kongressabgeordneten und Journalisten in den USA zu besänftigen – oder anders gesagt, Geschäftsleute, Arbeiter, Kleinstadtfrauen und Ladeninhaber in Wisconsin, Pennsylvania, Chicago und New York, die eine neue Einwanderungswelle strikt ablehnten.

Fritz wurde immer älter. Herta war schon achtzehn und litt unter dem Mangel an Arbeit und Möglichkeiten. Der zehnjährige Kurt bereitete ihr grösste Sorgen mit seinem Verhalten – er war ein guter Junge, aber voll ungenutzter Energie. Sie fürchtete, er würde irgendetwas anstellen, das sie alle in höchste Gefahr brachte.

Doch sie behielt ihre Sorgen für sich und beantwortete Fritz und Gustavs Briefe mit ein paar unverfänglichen Nachrichten von zu Hause. Dann kratzte sie etwas Geld zusammen, das sie von der Wohlfahrt bekommen oder bei gelegentlichen illegalen Jobs verdient hatte, und schickte es ihnen. Sie schrieb, dass sie die beiden vermisste, und tat so, als sei ansonsten alles in Ordnung.⁷

Kurt schlich die Treppe hinunter ins Erdgeschoss und spähte durch die offenstehende Haustür hinaus auf die Strasse. Ein paar Jungen spielten am Rand des Marktplatzes, alte Freunde von ihm aus der

Zeit, bevor die Nazis gekommen waren. Neidisch beobachtete er sie, wohl wissend, dass er sich ihnen nicht anschliessen durfte.

Sie waren eine glückliche Schar gewesen, die Kinder aus den Strassen rund um den Karmelitermarkt. Samstags machte seine Mutter ihm Brote und packte sie in seinen kleinen Rucksack. Und dann zog er mit seinen Freunden los. Sie wanderten durch die Stadt wie die Pioniere, gingen in einen Park oder zum Schwimmen an die Donau. Eine perfekte Gruppe von Freunden, bei keinem liess sich auch nur irgendein Makel ausmachen.

Die Erkenntnis, dass nicht alle Kinder gleich waren, hatte Kurt wie ein Schock getroffen. Eines Tages im ersten Winter nach dem «Anschluss» hatte ein Junge, der in der Hitlerjugend war, ihn als Juden beschimpft, zu Boden gestossen und sein Gesicht in den Schnee gedrückt.

Doch erst als ihm der Hass von einem Freund entgegenschlug, wurde Kurt das Ausmass dieser Ungerechtigkeit jäh bewusst. Er war mit einer Gruppe von Freunden auf dem Marktplatz gewesen, mit denselben Jungen, die er jetzt beobachtete, und sie hatten gespielt wie immer. Da hatte einer der Anführer auf einmal beschlossen, er müsse jemanden angreifen, und hatte sich auf Kurt gestürzt. Er hatte ihm die antisemitischen Beschimpfungen zugerufen, die er bei den Erwachsenen hörte, und dann angefangen, Kurt die Mantelknöpfe abzureissen. Kurt liess sich nicht leicht einschüchtern und schlug zurück. Der Junge war empört, zog ein Stück Metall von seinem Tretroller und ging damit auf Kurt los. Er schlug ihn so heftig, dass Tini mit ihm ins Krankenhaus musste. Kurt erinnerte sich an den Blick seiner Mutter, als man dort seine Verletzungen behandelte. Sie wusste, was jetzt kommen würde. Tatsächlich zeigten die Eltern des anderen Jungen Kurt bei der Polizei an. Ein Jude hatte es gewagt, einen «Arier» zu schlagen. Das durfte nicht ungestraft bleiben. Weil er noch so jung war, kam Kurt mit einer Verwarnung davon, aber da-

nach hatte er begriffen, wie bösartig und ungerecht die neue Welt war, in der er jetzt lebte.

Es war alles sehr verwirrend, in Erinnerung blieben ihm vereinzelte, aber sehr lebhaft Eindrücke.

Seine Mutter gab sich alle Mühe, ihn und Herta mit dem wenigen Geld, das ihr blieb, zu ernähren und warm zu halten. Es gab Suppenküchen, und im Sommer gingen sie auf einem Bauernhof, der der IKG gehörte, zum Erbsenpflücken. Nach wie vor gab es ein paar wohlhabende jüdische Familien in Wien, die ihr Geld mit den weniger Glücklichen teilten. Einmal war Kurt bei einer solchen Familie zum Abendessen eingeladen gewesen. Seine Mutter hatte ihm allerlei Anweisungen mit auf den Weg gegeben: «Sitz gerade, benimm dich, tu, was man dir sagt.» Das Essen war grossartig, abgesehen vom Rosenkohl, den er noch nie gegessen hatte und nicht mochte. Er traute sich aber nicht, ihn abzulehnen, und erbrach sich, kurz nachdem er die fremde Wohnung verlassen hatte.

Seine Welt bestand nur noch aus Onkeln, Tanten, Cousins und Cousinen. Seine Lieblingstante war Jenni, die Schwester seiner Mutter.⁸ Jenni war unverheiratet, sie war Näherin und lebte allein mit ihrer Katze. Sie hatte den Kindern erzählt, die Katze würde mit ihr sprechen: Jenni stellte eine Frage, und die Katze sagte Mmm-ja. Kurt war nicht sicher, ob das nicht ein Scherz war. Jenni hatte einen kindlichen Humor und liebte Tiere. Sie gab ihm immer Geld, damit er Zündhütchen für seine Pistole kaufen und den städtischen Taubenfänger ärgern konnte. Wenn der Mann Vögel einfangen wollte, feuerte Kurt seine Pistole ab, sodass sie aufflogen und der Fänger mit leerem Netz dastand.

Einige Verwandte hatten Nichtjuden geheiratet und lebten jetzt in grosser Unsicherheit. Ihre Kinder galten nach den Gesetzen der Nazis als «Mischlinge». Einer dieser Cousins war Kurts bester Freund, Richard Wilczek, dessen nichtjüdischer Vater ihn und seine Mutter

nach dem «Anschluss» in die Niederlande geschickt hatte, wo es sicherer war. Doch jetzt waren die Nazis auch dort, und Kurt hatte keine Ahnung, was aus Richard geworden war.

«Da bist du ja!», sagte seine Mutter hinter ihm, und Kurt drehte sich mit schlechtem Gewissen zu ihr um. «Wie oft soll ich dir noch sagen, du darfst nicht allein nach draussen?» Sie wirkte verhärtet und voller Sorge, und Kurt traute sich nicht darauf hinzuweisen, dass er gar nicht draussen gewesen war. «Wir müssen los. Lauf nach oben und zieh dir den Mantel an.»

Wieder einmal war der Befehl von der Gestapo oder Sipo gekommen, dass sich alle Juden des Bezirks bei der lokalen Polizeiwache melden sollten, um inspiziert, registriert oder selektiert zu werden. Noch so ein furchteinflössender Aspekt in Kurts neuem Leben. Er spürte die Angst seiner Mutter und seiner Schwester, und als letzter Mann im Haus fühlte er sich verpflichtet, die beiden zu beschützen. Er besass ein Messer, das er von seinem «Mischlings»-Cousin Viktor Kapelari bekommen hatte. Viktor lebte im Wiener Vorort Döbling. Seine Mutter war ebenfalls eine Schwester von Tini; sie war bei ihrer Heirat zum Christentum übergetreten. Viktor und seine Mutter hatten Kurt gern und nahmen ihn oft zum Angeln mit. Doch in die angenehmen Erinnerungen an diese Touren mischte sich das erschreckende Bild von Viktors Vater, als er ihn zuletzt gesehen hatte – in der düsteren grauen Naziuniform. Nach einer der Angeltouren hatte Kurt das Messer mitgebracht.

Als er jetzt den Mantel anzog, während seine Mutter und Herta warteten, steckte er das Messer ein. Die Nazis hatten seinen Vater und Fritz mitgenommen, seine Schwestern gequält, ihn in den Schnee gestossen, ihn geschlagen und dann *ihn* wie einen Verbrecher behandelt. Sie konnten sich alles erlauben. Aber er war entschlossen, seine Mutter und Herta vor ihnen zu beschützen.

An der Hand seiner Mutter ging es zur Polizeiwache. Er fühlte die

Messerklinge in seiner Tasche, während sie gingen. Er spürte die Angst seiner Mutter, wohl wissend, dass eine Aufforderung zur Meldung bei der Polizei damit enden konnte, dass man weggeschickt wurde. Er vermutete, dass sie deshalb so ängstlich war, als sie sich der Polizeiwache näherten. Um sie zu beruhigen, zeigte er ihr das Messer.

«Schau, Mama, damit kann ich uns verteidigen.»

Tini war entsetzt. «Wirf das weg!», zischte sie.

Kurt war verwundert und verstört zugleich. «Aber ...» «Kurt, wirf es weg, bevor es jemand sieht!»

Sie liess sich einfach nicht überzeugen. Zögernd warf er das Messer weg, auch wenn ihm dabei das Herz brechen wollte. Sie gingen weiter.

Am Ende stellte sich heraus, dass die Gestapo an diesem Tag nichts Schlimmes mit ihnen vorhatte. Aber irgendwann würde es so weit sein. Wie sollte er dann die Menschen, die er liebte, verteidigen? Was sollte nur aus ihnen werden?

Wieder ein Morgen, wieder ein Appell, ein neuer Tag. Die Häftlinge in ihren gestreiften Uniformen standen in der kühlen Sommerluft in Reih und Glied, regungslos bis auf diejenigen, die ihre Verpflegung entgegennahmen, schweigend bis auf die Angabe der Häftlingsnummer. Jeder Bruch der Appell-Disziplin wurde streng bestraft, ebenso wie jedes Abweichen von den Regeln in Bezug auf die Ordnung und Sauberkeit der Baracken – eine dünne Schicht Ordnung über einem Morast bestialischer Barbarei.

Das zähe Ritual endete, die Reihen lösten sich auf, die Arbeitsgruppen taten sich zusammen. Fritz sah seinen Vater im Gewühl zu den Steinbrucharbeitern gehen.

Gustav hatte in der zweiten Hälfte des Winters eine kurze Erholungszeit gehabt, als Gustav Herzog, einer der jüngeren jüdischen

Blockältesten, ihn als Helfer zu sich geholt hatte. Gustav konnte als Polsterer mit den Matratzen umgehen und Dinge in Ordnung halten. Die Sache war illegal und hätte ihnen beiden eine harte Strafe einbringen können, aber so kam der Block immer gut durch alle Inspektionen, und Gustav war zwei Monate in Sicherheit. Doch irgendwann war Schluss damit. Gustav musste zu seiner mörderischen Arbeit als Steineschlepper zurückkehren.

Fritz arbeitete nicht mehr mit ihm zusammen. Er wurde jetzt im Gemüsegarten eingesetzt – auch das war harte Arbeit, aber unendlich viel besser und sicherer als der furchtbare Steinbruch.⁹

Nachdem sie jetzt weder zusammen lebten noch arbeiteten, sah Fritz seinen Vater nur noch selten, auch wenn sie sich so oft wie möglich trafen. Das Geld von zu Hause ermöglichte ihnen gelegentliche Sonderrationen aus der Kantine, die ihnen den Tag verschönerten.

Als Fritz jetzt durch die Menge zu den Gartenarbeitern ging, schnauzte einer der Lagerältesten ihn an: «Häftling sieben-zwo-neun-null zum Haupttor, aber dalli!»

Fritz gefror das Blut in den Adern, als hätte man ihn körperlich angegriffen. Es gab nur zwei Gründe, warum ein Häftling zum Tor gerufen wurde: Strafe oder Arbeit im Steinbruch, um ihn dort umzubringen.

«Häftling sieben-zwo-neun-null, sofort zum Haupttor!»

Fritz drängte sich durch die Menge und rannte zum Tor. Gustav sah ihm schreckensbleich hinterher. Dort meldete er sich beim Adjutanten Hermann Hackmann, einem klugen, schlanken jungen Mann mit jugenhaftem Grinsen, das einen zynischen, brutalen Charakter kaschierte.¹⁰ Er schaute Fritz von oben bis unten an und schwang den kräftigen Bambusstock, den er immer bei sich trug. «Warte hier», sagte er. «Gesicht zur Wand.»

Dann ging er weg. Fritz stand wie angewiesen am Tor und starrte

auf die weiss gekalkten Ziegel, während die Arbeiter hinausmarschierten. Irgendwann, als alle weg waren, kam sein Blockführer Schramm und holte ihn ab. «Mitkommen.»

Schramm führte ihn zur Verwaltung am Rand der Blutstrasse. Man brachte ihn ins Gestapogebäude und liess ihn lange auf dem Flur stehen, bevor man ihn hereinrief.

«Mütze ab», sagte der Gestapomann. «Jacke aus.»

Fritz tat, wie ihm befohlen.

«Zieh das hier an.» Der Mann reichte ihm Zivilkleidung: Hemd, Krawatte, Jacke. Die Sachen waren ihm zu gross, zumal er halb verhungert war, aber er zog sie an und band sich sorgfältig die Krawatte unter dem verknautschten Hemdkragen. Dann wurde er zu einer Kamera geführt, wo er von allen Seiten fotografiert wurde. Da er absolut keine Ahnung hatte, was das alles sollte, startete er mit tiefem, feindseligem Misstrauen in die Linse. Seine grossen, schönen Augen funkelten.

Als alles vorbei war, befahl man ihm, die Häftlingsuniform wieder anzuziehen und ins Lager zu laufen. Er gehorchte, einerseits erleichtert, andererseits verwirrt, weil er den Sinn des Erlebten nicht verstand. Noch überraschter war er, als man ihm sagte, er müsse den Rest des Tages nicht arbeiten.

So sass er allein in der leeren Baracke und dachte nach. Vermutlich hatte man mit der Zivilkleidung den Eindruck erwecken wollen, er führe ein ganz normales Leben, aber sonst verstand er überhaupt nichts.

An diesem Abend, als die Arbeiter müde und ausgehungert in ihre Unterkünfte zurückkehrten, schlich sich Gustav, der den ganzen Tag krank vor Sorge gewesen war, zu Fritz' Block. Als er ihn dort sah, lebendig und gesund, war er ungemein erleichtert. Fritz erzählte, was passiert war, aber niemand verstand, was das zu bedeuten hatte. Sicher nichts Gutes, wenn die Gestapo involviert war.

Ein paar Tage später passierte es wieder. Fritz wurde nach dem Appell ausgerufen und zum Gestapo-Büro gebracht. Man legte ihm



Fritz im Alter von siebzehn Jahren, rechts daneben die Identitätsbescheinigung der Gestapo

einen Abzug des Fotos vor, auf dem sein geschorener Kopf und der viel zu grosse Anzug mit Krawatte einen absurden Eindruck vermittelten. Wenn das hier suggerieren sollte, dass er ein normales Leben führte, dann sicher vergeblich. Er bekam den Befehl, das Foto zu signieren: *Fritz Israel Kleinmann*.

Und nun erfuhr er auch, was das Ganze sollte. Seine Mutter hatte die Empfehlungsschreiben aus Amerika bekommen und den Antrag gestellt, ihn zu entlassen, damit er auswandern konnte. Das Foto wurde für den Visumsantrag gebraucht.

Er ging wie auf Wolken zurück ins Lager. Zum ersten Mal seit acht Monaten schöpfte er ein wenig Hoffnung.

«An einem warmen, schönen Tag fuhren wir in die neue Kolonie. Die Blätter an den Bäumen waren noch nicht gelb geworden, das Gras war noch grün, als erlebte es in den ersten Herbsttagen noch einen zweiten Frühling.»

Stefans Stimme erfüllte den Raum. Ansonsten hörte man nur das Rascheln der Buchseiten, wenn er umblätterte.

Fritz und die anderen Jungen lauschten wie gebannt der Geschichte von einem Ort, der so ähnlich klang wie der, an dem sie sich befanden – und doch so anders. Stefans Vorlesestunden gehörten zu den wenigen Ablenkungen. Immer noch brannte die Hoffnung in Fritz, obwohl es ihm Sorgen bereitete, dass der Antrag nicht auch seinem Papa galt. Ihre Leben entwickelten sich auseinander. Fritz lernte durch die älteren Häftlinge, die ihm halfen und sich mit ihm anfreundeten, mehr von der Welt kennen.

Der wichtigste von ihnen war Leopold Moses, der Fritz in den ersten Monaten geholfen hatte zu überleben und sein Freund geblieben war. Fritz hatte ihn während der Ruhr-Epidemie im Steinbruch kennengelernt, und Leo hatte ihm ein paar kleine schwarze Tabletten angeboten: «Schluck das», hatte er gesagt, «das ist gut gegen die Scheisserei.» Fritz hatte die Tabletten seinem Vater gezeigt, der sie aus seiner Zeit in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs wiedererkannte: Tierkohle. Und sie halfen tatsächlich. Leo Moses hatte Fritz unter seine Fittiche genommen, als er in den Jugendblock verlegt worden war, und Fritz kannte seine Vorgeschichte. Er war von Anfang an in Konzentrationslagern gewesen. Leo war Arbeiter aus Dresden und Mitglied der Kommunistischen Partei gewesen. Man hatte ihn gleich nach der Machtübernahme verhaftet, lange bevor die Tatsache, dass er Jude war, eine Rolle spielte. Kurze Zeit war er Kapo bei der Transportkolonne gewesen, einer der ersten jüdischen Kapos in Buchenwald, aber er taugte nicht zum Sklaventreiber. Und so

hatte die SS ihn degradiert und nach fünfundzwanzig Peitschenhieben auf dem Bock aus ihrem Dienst entlassen.

Durch Leo hatte sich Fritz mit einigen anderen «altgedienten» jüdischen Häftlingen angefreundet. Und darin lag der Schlüssel zu seinem Überleben. «Es war kein gütiges Schicksal und auch keine Fügung Gottes», erinnerte er sich später. «Es waren immer wieder Mit-häftlinge ..., die uns halfen ... Sie sahen an meiner Häftlingskleidung nur den Judenstern und dass ich ein Kind war.»¹¹ Er und die anderen Jungen bekamen oft Extrarationen zu essen und manchmal auch Medikamente, wenn sie sie brauchten. Einer der Patriarchen war Gustav Herzog, der Fritz Papa zeitweise als Helfer angestellt hatte. Gustl war mit seinen einunddreissig Jahren recht jung für einen Blockältesten.¹² Als Sohn einer wohlhabenden Wiener Familie, die eine internationale Nachrichtenagentur betrieben hatte, war er nach der Pogromnacht nach Buchenwald deportiert worden.

Den meisten Respekt hatte Fritz jedoch vor Gustls Stellvertreter Stefan Heymann.¹³ Er hatte das Gesicht eines Intellektuellen mit hohen Brauen, einem schmalen Kinn, einem fein gezeichneten Mund und Brille. Im Ersten Weltkrieg war er Offizier gewesen, aber als aktiver Kommunist und Jude hatte auch er zu den Ersten gehört, die 1933 verhaftet worden waren. Die ersten Jahre hatte er in Dachau verbracht.

An den Abenden, wenn es keine Arbeit gab, erzählte Stefan ihnen Geschichten, um sie von ihrer Not abzulenken. An diesem Abend las er ihnen aus einem kostbaren verbotenen Buch vor: *Der Weg ins Leben* von dem russischen Pädagogen und Autor Anton Makarenko. Es erzählte von Makarenkos Arbeit in den Erziehungslagern für jugendliche Straftäter. Wenn Stefan mit leiser Stimme im Halbdunkel der Baracke vorlas, wurden diese Lager lebendig und wirkten wie ein magisches Idyll, Welten entfernt vom realen Alltag in Buchenwald.

«Das flüsternde Blätterdach der üppigen Baumwipfel in unserem Park breitete sich grosszügig über dem Kolomak aus. Viele geheimnisvolle, schattige Ecken gab es hier, wo man baden, Gnome treffen, angeln oder zumindest mit einem Seelenverwandten sprechen konnte. Unsere Hauptgebäude reihten sich oben am Steilufer entlang, und die Jugendlichen waren geschickt und schamlos genug, um direkt aus dem Fenster in den Fluss zu springen. Ihre spärliche Bekleidung liessen sie auf dem Fensterbrett zurück.»¹⁴

Die meisten Jungen, die ihm zuhörten, waren allein. Ihre Väter waren umgebracht worden, und viele von ihnen wurden zunehmend apathisch und verloren alle Interessen. Aber wenn sie diese Geschichten aus einer anderen, besseren Welt hörten, wurden sie wieder lebendig, begeistert und fröhlich.

Es gab noch andere verbotene kulturelle Freuden in Buchenwald. Eines Abends kamen Stefan und Gustl mit geheimnisvoller Miene in die Baracke. Sie befahlen Fritz und den anderen Jungen, still zu sein, und führten sie zum Kleiderlager, einem langgestreckten Gebäude neben den Duschen.

Es war still und ruhig dort zwischen den Kleiderständen und Regalen, die vollgestopft waren mit Uniformen und der konfiszierten Kleidung der Neuankömmlinge. Die Schritte der Jungen klangen gedämpft. Drinnen hatten sich einige ältere Häftlinge versammelt. Jeder Junge bekam ein Stück Brot und etwas Eichelkaffee, und dann erschienen vier Häftlinge mit Geigen und Blasinstrumenten. Und schon erklang mitten in diesem staubigen, mit Kleidern vollgestopften Raum Kammermusik. Zum ersten Mal in seinem Leben hörte Fritz die fröhliche, unschuldige Melodie der «kleinen Nachtmusik». Das fröhliche Hüpfen der Bogen auf den Saiten erweckte den Raum zu Leben und liess auf den Lippen der Häftlinge ein Lächeln erblühen. Diese Erinnerung behielt Fritz tief in seinem Herzen: «Für ganz kurze Zeit konnten wir wieder lachen.»¹⁵

Doch ausserhalb dieser wenigen gestohlenen Stunden war kein Lachen.

Die Arbeit im Gemüsegarten, dessen Produkte auf dem Markt in Weimar oder in der Kantine an die Häftlinge verkauft wurden, war besser als im Steinbruch, aber härter, als die Jungen erwartet hatten. Ihre Hoffnung war es gewesen, vielleicht ein paar von den Möhren, Tomaten und Paprikaschoten abzweigen zu können, die sie pflanzten, aber man liess sie nie auch nur in die Nähe der reifen Früchte.

Die Gärten standen unter der Aufsicht eines österreichischen Offiziers, Obersturmführer Dumböck. Er hatte als Mitglied der österreichischen Legion einige Zeit im Exil verbringen müssen, als die Nationalsozialistische Partei verboten war, und nun rächte er sich hingebungsvoll an den österreichischen Juden. «Ihr Schweinehunde gehört vernichtet», pflegte er zu sagen und gab sein Möglichstes, um diese Drohung wahr zu machen. Es hiess, er habe vierzig Häftlinge mit eigenen Händen ermordet.¹⁶

Fritz war zum «Scheissetragen» abkommandiert.¹⁷ Er und seine Kameraden mussten die halb flüssigen Exkremte aus den Häftlingslatrinen und aus der Sickergrube entfernen und in Eimern zu den Gemüsebeeten bringen. Jeder Weg hin und zurück musste im Laufschrift zurückgelegt werden, sodass sie so schnell wie möglich rannten, die widerwärtigen, überschwappenden Eimer zwischen sich. Es gab nur noch eine schlimmere Aufgabe als das Scheissetragen, die Abteilung mit dem Spitznamen 4711, benannt nach dem bekannten Kölnisch Wasser. Diejenigen, die dazu abkommandiert waren, mussten die Exkremte aus den Latrinen schaufeln, oft mit blossen Händen, um die Eimer der Träger zu füllen. Meistens wurde diese Aufgabe von der SS jüdischen Intellektuellen und Künstlern zugeteilt.¹⁸

Zumindest wurden die Jungen von ihrem Kapo, Willi Kurz, anständig behandelt. Er war Amateurmeister im Schwergewichtsboxen

gewesen und eine vollkommen desillusionierte Seele. Als ehemaliges Vorstandsmitglied eines «arischen» Boxklubs in Wien hatte es ihn tief verletzt, dass die Behörden ihn nach einem Blick in seinen Stammbaum als Juden klassifiziert hatten.

Zu den Jungen, die ihm zugeteilt waren, war er freundlich. Er liess ihnen Luft zum Atmen und gab ihnen Gelegenheit zum Ausruhen, wenn die SS gerade nicht da war. Sobald Wachen auftauchten, liess er sie zum Schein rennen wie verrückt, brüllte sie an und schwang seinen Knüppel, aber er setzte ihn nie wirklich ein. Und seine Vorstellungen waren so überzeugend, dass die Wachen nicht auf die Idee kamen, selbst zuzuschlagen, solange Willi das Regiment führte.

Und die ganze Zeit dachte Fritz voller Hoffnung an das Foto, das man von ihm gemacht hatte.

«*Links, zwei, drei! Links, zwei, drei!*»

Gustav stöhnte auf, das Seil auf der Schulter. Keine Pause, keine Erholung, Ziehen, Gehen, Ziehen, Gehen, bis in alle Ewigkeit. Links und rechts von ihm zogen und gingen andere Menschentiere. Sie schwitzten im fleckigen Sonnenlicht unter den Bäumen. Sechszwanzig Judensterne, sechszwanzig halb verhungerte Körper, die einen Karren mit Baumstämmen durch den Wald zogen, den Hang hinauf, die Schotterstrasse entlang, die Wagenräder ächzten unter ihrer Last.

So verrückt es klingen mag, für Gustav war die Versetzung aus dem Steinbruch zu den Transportarbeitern lebensrettend gewesen. Und diese Versetzung verdankte er Leo Moses. Im Steinbruch ging es schlimmer zu als je zuvor. Jeden Tag wurden Häftlinge durch die Postenlinie gejagt, und Hauptscharführer Hinkelmann hatte sich eine neue Folter ausgedacht. Wenn einer erschöpft zusammenbrach, liess

Hinkelmann ihm Wasser in den Mund schütten, bis er erstickte. Inzwischen vergnügte sich Hauptscharführer Blank damit, Steine auf die Häftlinge zu werfen, wenn sie den Steinbruch verliessen. Viele wurden getroffen und verstümmelt, manche getötet. Die SS-Männer hatten es sich ausserdem zur Gewohnheit gemacht, den jüdischen Arbeitern im Steinbruch das Geld abzunehmen, das sie von zu Hause bekamen. Alle paar Tage mussten diese Häftlinge fünf Mark und sechs Zigaretten bezahlen, sonst wurden sie geschlagen. Bei zweihundert Häftlingen im Steinbruch kam da an den «Zahltagen» eine hübsche Summe zusammen. Allerdings wurden die Einnahmen geringer, da immer mehr Häftlinge ermordet wurden.

Durch Leos Fürsprache wurde Gustav im Juli aus der Mördergrube zur Transportkolonne abkommandiert. Diese Männer bewegten den ganzen Tag Baumaterial durch das Lager: Baumstämme aus dem Wald, Schotter aus dem Steinbruch, Zement aus den Lagergebäuden. Die Kapos liessen sie bei der Arbeit singen, was ihnen bei den anderen Häftlingen den Spitznamen «singende Pferde» einbrachte.¹⁹

«*Links*, zwei, drei! *Links*, zwei, drei! *Links*, zwei, drei! Singt, ihr Schweinehunde!»

Wenn sie an einem SS-Wachmann vorbeikamen, schlug er auf sie ein. «Wollt ihr wohl laufen, ihr Sauhunde? Schneller!»

Aber alles war besser als der Steinbruch. «Es ist eine schwere Arbeit, aber man hat mehr Ruhe und wird nicht so gejagt», schreibt Gustav. «Der Mensch ist ein Gewohnheitstier, er gewöhnt sich an alles. So geht es Tag für Tag.»²⁰

Die Räder drehten sich, die Menschenpferde sangen und zogen ihren Wagen, die Kapos brüllten den Takt, und die Tage vergingen.

SS-Blockführer Schmidt brüllte die Männer an, die im Laufschrift den Appellplatz umkreisten. «Schneller, ihr Scheissjuden!» Fritz und die anderen Jungen, die vorneweg liefen, beschleunigten ihre Schritte, um den Schlägen von Schmidt zu entgehen, die er an alle austeilte, die seiner Meinung nach zu langsam liefen. Einige Läufer litten schon unter Schmerzen im Magen oder in den Hoden, weil Schmidt sie beim Appell getreten hatte. «Lauft! Lauft, ihr Schweinehunde! Lauft! Schneller, ihr Scheisse!»

Während die anderen Häftlinge in ihre Baracken durften, mussten die Insassen von Block 3 bleiben. Blockführer Schmidt hatte bei seiner Inspektion wieder einmal etwas auszusetzen gehabt – ein Bett war nicht ordentlich gemacht, der Fussboden nicht makellos sauber, irgendwelche Habseligkeiten waren nicht richtig verstaut. Also gab es Strafsport. Der untersetzte, schwammige Schmidt war ein bekannter Faulpelz und Sadist. Er arbeitete in der Häftlingskantine und unterschlug Tabak und Zigaretten in grossen Mengen. Die Jungen aus Block 3 nannten ihn «Scheisse-Schmidt» nach seinem Lieblingswort.²¹ «Rennen! Marschieren! Hinlegen! Aufstehen! Das war Scheisse! Noch mal hinlegen! Und lauft!» Schon landete seine Bullenpeitsche auf dem Rücken eines Unglücklichen, der nicht mithalten konnte. «Lauft!»

Zwei Stunden ging das so, während die heisse Sonne unterging und die Luft auf dem Platz kühler wurde. Die Männer und Jungen schwitzten und rangen nach Luft. Schliesslich entliess sie Schmidt mit einem Fluch, und sie hinkten in ihre Baracken.

Hungrig machten sie sich über die einzige warme Mahlzeit des Tages her: Steckrübensuppe. Wenn sie Glück hatten, schwamm ein kleines Stück Fleisch darin.

Fritz war fertig und wollte gerade aufstehen, als Gustl Herzog den

Jungen befahl, zu bleiben. «Ich muss mit euch reden», sagte er. «Ihr dürft beim Strafsport nicht so schnell laufen. Wenn ihr das tut, können eure Väter nicht mithalten und werden von Schmidt geschlagen, weil sie zu langsam sind.» Wir schämten uns sehr, aber was sollten wir machen? Irgendjemand würde ja immer geschlagen, weil er zu langsam war. Gustl und Stefan zeigten ihnen daraufhin, wie man es richtig machte: die Knie höher ziehen, kleinere Schritte machen. So würde es aussehen, als liefen sie aus Leibeskräften, aber sie würden viel langsamer sein.

Und Scheisse-Schmidt liess sich tatsächlich davon blenden. So lernte Fritz mit der Zeit all die kleinen Tricks der Veteranen kennen – absurde Dinge manchmal, aber sie konnten den Unterschied zwischen Sicherheit und Schmerzen bedeuten. Oder zwischen Leben und Tod.

Und die ganze Zeit, während er in den Gärten schuftete und Gustav seinen Karren zog, ging draussen in der Welt der Krieg weiter, die Monate vergingen, und alle Hoffnung auf Freiheit schwand dahin. Der Antrag seiner Mutter auf Entlassung, der Fritz Moral eine Zeit lang aufrecht gehalten hatte, löste sich in Hoffnungslosigkeit auf.

Eine günstige Entscheidung

Für Edith und Richard änderte sich alles. In dem Land, das ihnen Zuflucht gegeben hatte, geschah etwas, wovon sie gedacht hatten, sie hätten es in Wien zurückgelassen.

Im Juni 1940 verwandelte sich das ruhige England in einen Ort voller Bomben, Blut und Tod. Der langweilige Krieg wurde zur Schlacht um England. Jeden Tag griffen die Bomber der Luftwaffe Flugplätze und Fabriken an, und jeden Tag leisteten ihnen die Spitfires und Hurricanes der Royal Air Force Widerstand. In der Royal Air Force dienten inzwischen nicht mehr nur Piloten aus Grossbritannien und dem Commonwealth, sondern auch Exilanten aus Polen, Frankreich, Belgien und der Tschechoslowakei. So gerne sich Grossbritannien als einsame, einzigartige Nation sehen wollte, davon war nichts geblieben.

Die Presse konzentrierte sich auf zwei Dinge: den Fortgang der Schlacht und die Angst vor deutschen Spionen und Saboteuren, die einer Invasion den Weg bahnen sollten. Im April waren die ersten Gerüchte aufgekommen. Die Presse mit der *Daily Mail* an vorderster Front peitschte den Verfolgungswahn und die Angst vor der fünften Kolonne auf.¹ Aus Verfolgungswahn wurde Hysterie, und bald richteten sich feindselige Blicke auf die fünfundfünfzigtausend jüdischen Flüchtlinge aus Österreich und Deutschland. Keiner von ihnen konnte ernsthaft verdächtigt werden, für Hitler zu spionieren, weshalb man sie auch nicht interniert hatte,² aber unter dem Eindruck einer drohenden Invasion forderten die *Mail* und einige Politiker dringend, dass alle Deutschen interniert werden sollten, unabhängig

von ihrem Status. Dies sei einfach eine Frage der nationalen Sicherheit.

Als Churchill im Mai Premierminister wurde, dehnte er die Kategorien derjenigen, die interniert werden sollten, auf Mitglieder der britischen Faschisten und der Kommunisten sowie auf irische und walisische Nationalisten aus. Im Juni verlor er die Geduld und gab den Befehl: «Alle einsperren!»³ Um die Infrastruktur nicht zu überlasten, wurden die Verhaftungen schrittweise durchgeführt. In einem ersten Schritt internierte man alle Deutschen und Österreicher – Juden, Nichtjuden und Widerstandskämpfer gleichermaßen –, die keinen Flüchtlingsstatus oder keine Arbeit hatten. Im zweiten Schritt sollten alle verbleibenden Deutschen und Ausländer erfasst werden, die nicht in London lebten, und im dritten Schritt alle mit Wohnsitz in London.

Churchill erklärte vor dem Parlament: «Ich weiss, dass viele Menschen von diesem Befehl sehr betroffen sind ... sie sind leidenschaftliche Gegner des Nationalsozialismus. Es tut mir sehr leid, aber wir können nicht... alle Unterschiede machen, die wir gern machen würden.»⁴ Die ersten Verhaftungen fanden am 24. Juni statt.⁵

Überall kursierten nun auch antisemitische Gerüchte, wie sie in Zeiten äusseren Drucks immer wieder entstehen: Die Juden seien Schwarzhändler, drückten sich vor dem Militärdienst, würden Privilegien geniessen, hätten mehr Geld, besseres Essen, bessere Kleidung.⁶ In dem verzweifelten Versuch, den wachsenden Antisemitismus zu besänftigen, stimmten auch die britischen Juden in das allgemeine Lamento mit ein. Der *Jewish Chronicle* empfahl «drastische Massnahmen» gegen die Flüchtlinge, auch gegen Juden, und unterstützte die Ausweitung der Internierungsmassnahmen. Die britischen Synagogen verboten Gottesdienste in deutscher Sprache, und die Dachorganisation der britischen Juden beschränkte Versammlungen deutsch-jüdischer Flüchtlinge.⁷

Ediths Befürchtungen wuchsen von Monat zu Monat. Sie und Richard hatten eine Wohnung in einem ziemlich heruntergekommenen viktorianischen Haus nahe der Synagoge gemietet,⁸ Edith hatte ihre Stelle bei Mrs. Brostoff aufgegeben und sich eine Putzstelle bei einer Frau in der Nähe gesucht. Das war nicht leicht gewesen, denn alle Veränderungen des Anstellungsstatus von Flüchtlingen mussten dem Innenministerium gemeldet und dort genehmigt werden.⁹ Richard arbeitete weiterhin in der koscheren Bäckerei. Da sie ein Kind erwarteten, hätten sie eigentlich glücklich sein müssen, aber Edith war zutiefst beunruhigt. Das Leben in Grossbritannien war unbehaglich geworden, wenn man mit deutschem Akzent sprach. Und die drohende deutsche Invasion machte ihnen grosse Angst. Sie hatten miterlebt, wie schnell sich Österreich den Nazis unterworfen hatte, und so fiel es ihnen nicht schwer, sich die SA auch in der Chapeltown Road vorzustellen. Was, wenn demnächst Eichmann oder ein anderes SS-Schreckgespenst im Rathaus von Leeds regierte?

Edith hatte das Gefühl, sie sollten Europa verlassen, und suchte ihre Empfehlungsschreiben der Verwandten in Amerika heraus. Sie fragte beim Refugees Committee nach, ob diese Schreiben auch nach ihrer Heirat noch gültig seien. Es dauerte fast zwei Wochen, bis die Antwort aus London kam: Nein, sie waren nicht mehr gültig. Edith musste noch einmal an die Verwandten schreiben und um entsprechende Bescheinigungen bitten. Und diese Bescheinigungen mussten auch für ihren Ehemann gelten.¹⁰ Und natürlich würden sie ihre Visa in der US-Botschaft in London beantragen müssen. Während der Krieg über ihren Köpfen immer heftiger tobte und die drohende Invasion immer näher zu rücken schien, machten sich Edith und Richard auf eine quälend lange Prozedur gefasst.

Sie sollten nie herausfinden, wie lange es gedauert hätte, denn Anfang Juli begann Stufe zwei des Internierungsprogramms, und Richard wurde von der Polizei in Leeds verhaftet.

Edith hatte Glück und entging der Verhaftung. Frauen mit Kindern waren nicht von der Internierung ausgenommen, Schwangere schon.¹¹

Richard war erst einundzwanzig Jahre alt. Er trug die Narben seiner Haft in Dachau und Buchenwald am Körper, und er war nach England geflohen, um Schutz zu suchen. Jetzt rissen ihn diejenigen, die ihn vor den Nazis beschützen sollten, von seiner Frau und seinem ungeborenen Kind weg und sperrten ihn ein.

Edith stellte sofort einen Antrag auf Entlassung beim Innenministerium. Das war schwierig, denn die Internierten mussten nachweisen, dass sie kein Sicherheitsrisiko darstellten und einen positiven Beitrag zu den Kriegsanstrengungen leisten konnten.¹² Die Abteilungen des Jewish Refugees Committee in Leeds und London setzten sich im Innenministerium für die Tausenden Verhafteten ein. Viele saßen nicht einmal in echten Lagern mit entsprechender Infrastruktur, es waren zu viele, und man musste improvisierte Unterkünfte in aufgelassenen Baumwollspinnereien, Fabriken, auf Rennbahnen und an vielen anderen Orten errichten. Viele wurden auf der Isle of Man interniert.¹³ Nicht wenige Internierte waren alt genug, um sich daran zu erinnern, dass die Anfänge der nationalsozialistischen KZs genauso ausgesehen hatten: Dachau war auf einem aufgelassenen Fabrikgelände errichtet worden.

Juli und August vergingen, Ediths Schwangerschaft schritt voran, und immer noch keine Nachricht von Richard. Ende August schrieb sie an das JRC, aber man riet ihr davon ab, Druck auszuüben. «Wir denken ... Sie haben alles derzeit Mögliche unternommen. Eine Intervention von unserer Seite halten wir für nicht ratsam. Aus dem Innenministerium hören wir, dass zusätzliche Appelle und Anfragen ... eher zu einer Verzögerung der Entscheidung führen können.»¹⁴

Wenige Tage später kam die Entscheidung – Richard blieb in Gewahrsam.

Für einen Mann, der zwei KZs erlebt hatte, war das Leben im Internierungslager relativ mild. Es gab keine Zwangsarbeit, keine schweren Strafen, keine sadistischen Wachen. Die Internierten trieben Sport, gründeten Zeitungen, Orchester und Bildungskreise. Aber natürlich waren sie Gefangene. Und auch ohne SS-Wachen waren die Juden unter ihnen nur allzu oft mit Nazisympathisanten konfrontiert, die keine Reue empfanden und eher Rachegefühle hegten. Richard litt zusätzlich unter dem Wissen, dass Edith allein und ohne seinen Lohn mit ihrer Schwangerschaft zurechtkommen musste.

Anfang September, kurz vor der Geburt ihres Kindes, stellte Edith noch einmal einen Antrag auf Entlassung ihres Ehemannes. Das JRC versicherte ihr: «Wir vertrauen darauf, dass der Antrag günstig entschieden wird.»¹⁵ Damit begann das Warten von Neuem. Nach zwei Wochen erhielt sie einen Brief von der Ausländerabteilung des Innenministeriums, in dem ihr mitgeteilt wurde, dass Richards Fall «so bald wie möglich» verhandelt würde.¹⁶

Zwei Tage später setzten die Wehen ein. Sie wurde in die Entbindungsklinik Hyde Terrace in der Stadtmitte von Leeds gebracht, wo sie am Mittwoch, dem 18. September einen gesunden Jungen zur Welt brachte. Sie gab ihm den Namen Peter John. Ein englischer Name für einen englischen Sohn, der in Yorkshire geboren war.

Gegen Ende dieses hysterischen Sommers beruhigten sich die Gemüter, und die öffentliche Meinung wandte sich gegen die Internierung harmloser Flüchtlinge. Im Juli war ein Schiff mit mehreren Tausend Internierten auf dem Weg nach Kanada – darunter auch einige Juden – von einem deutschen U-Boot versenkt worden. Dieser Vorfall mit so vielen Toten liess die Briten innehalten und darüber nachdenken, wie sie mit unschuldigen Menschen umgingen, nur weil sie Ausländer waren. Und so wurden die politischen Entscheidungen allmählich zurückgenommen.

Im Parlament verliehen Politiker ihrem Bedauern für die in Panik getroffenen Massnahmen Ausdruck. Ein Mitglied der Tories sagte: «Wir haben, freilich unabsichtlich, beigetragen zu all dem Elend, das dieser Krieg verursacht. Zur Effizienz unserer Krieganstrengungen jedoch haben wir damit nichts beigetragen.»¹⁷ Und ein Labour-Abgeordneter ergänzte: «Wir erinnern uns an das Entsetzen, das hierzulande aufkam, als Hitler Juden, Sozialisten und Kommunisten in Konzentrationslager sperrte. Darüber waren wir entsetzt, aber irgendwie haben wir es fast für selbstverständlich gehalten, denselben Menschen dasselbe anzutun.»¹⁸

Peter war gerade fünf Tage alt, als Edith die Nachricht erhielt, dass Richard entlassen worden war.¹⁹

Gustav schlug sein Notizbuch auf und blätterte in den Seiten. So wenige Seiten, das ganze Jahr 1940 auf gerade einmal drei Seiten zusammengefasst. «So vergeht die Zeit», hatte er geschrieben. «In der Früh zeitlich auf am Abend spät Heim, essen und gleich schlafen. So vergeht das Jahr mit arbeiten und strafstehen.»²⁰

Dabei ging man gar nicht immer gleich schlafen. Der stellvertretende Kommandant des Hauptlagers Arthur Rödl hatte sich eine neue Quälerei für die Juden ausgedacht. Jeden Abend, wenn sie erschöpft und hungrig aus dem Steinbruch und den Gärten oder von den Baustellen zurückkamen, wenn alle anderen Häftlinge in ihre Baracken gehen durften, mussten die Juden noch unter dem gleissenden Flutlicht auf dem Appellplatz stehen und singen.

Rödel, ein aufgeblasener Schurke, dessen Mangel an Intelligenz ihn nicht daran gehindert hatte, in den Offiziersrang aufzusteigen, hörte seinen jüdischen «Chor» sehr gerne. Das Lagerorchester sass

daneben und spielte, und der «Chorleiter» stand auf einem Schotterhaufen am Rand des Platzes und dirigierte.

«Noch eine Platte!», rief Rödl, und die müden Häftlinge rangen nach Luft und sangen ein weiteres Lied. Wenn sie nicht gut genug sangen, brüllte er: «Macht die Zähne auseinander, oder wollt ihr Sauhunde nicht? Hinlegen der ganze Sauhaufen und ein Lied.»²¹ Und dann warfen sie sich auf den Boden, bei jedem Wetter, in den Staub, den Dreck, die schlammigen Pfützen oder den Schnee, und sangen. Die Blockführer gingen durch die Reihen und traten, wer nicht laut genug sang.

Oft ging das stundenlang so. Manchmal wurde es Rödl langweilig, und er erklärte, er würde jetzt zum Abendessen gehen, aber die Häftlinge sollten dableiben und üben. «Klappt es dann immer noch nicht», drohte er, «könnt ihr die ganze Nacht singen.» Die SS-Wachen, die keine Lust hatten, danebenzustehen und Aufsicht zu führen, liessen ihren Zorn an den Häftlingen aus, indem sie sie traten und schlugen.

Am häufigsten sangen sie das sogenannte Buchenwaldlied. Die Melodie stammte von dem Wiener Komponisten Hermann Leopoldi, der Text von dem bekannten Lyriker Fritz Löhner-Beda, beides Häftlinge. Ein strammes Marschlied mit Worten, die vom Mut im Elend erzählten. Rödl hatte es selbst in Auftrag gegeben: «Alle anderen Lager haben ein Lied. Wir brauchen ein Buchenwaldlied», hatte er gesagt und zehn Mark für den Komponisten versprochen, die freilich nie ausgezahlt wurden. Das Ergebnis gefiel ihm sehr. Die Häftlinge sangen das Lied, wenn sie morgens zur Arbeit marschierten:

*Oh Buchenwald, ich kann dich nicht vergessen,
weil du mein Schicksal bist.*

*Wer dich verliess, der kann es erst ermessen,
wie wundervoll die Freiheit ist.*

*Doch Buchenwald, wir jammern nicht und klagen
und was auch unsere Zukunft sei.*

*Wir wollen trotzdem Ja zum Leben sagen,
denn einmal kommt der Tag, da sind wir frei.*

Offenbar begriff Rödl den Trotz nicht, der in diesem Text lag. «Sein Mangel an Intelligenz», so Leopoldi, «hinderte ihn daran, zu begreifen, wie revolutionär dieses Lied in Wirklichkeit war.»²² Rödl gab auch ein «Jüdisches Lied» mit einem diffamierenden Text über die Verbrechen und die Pestilenz der Juden in Auftrag, aber es war dann selbst ihm zu dumm, und er verbot es. Einige andere Offiziere gruben es später wieder aus und liessen es die Häftlinge bis tief in die Nacht singen.²³

Meistens blieb es beim Buchenwaldlied. Die Juden sangen es unzählige Male auf dem Appellplatz unter dem Flutlicht. «Rödl tanzte gern zu der Melodie», berichtete Leopoldi, «während auf der einen Seite das Lagerorchester spielte und auf der anderen Seite Leute ausgepeitscht wurden.»²⁴ Wenn die Häftlinge es im Morgenrot auf dem Weg zur Arbeit sangen, legten sie ihren ganzen Hass und Abscheu über die SS hinein. Viele starben mit diesem Lied auf den Lippen.

So einfach, schreibt Gustav in sein Tagebuch, wären sie nicht kleinzukriegen. «Der Krieg geht weiter.»

Buchenwald wuchs von Monat zu Monat. Der Wald wurde aufgefressen, die Bäume gefällt, und in der Einöde des geschändeten Eterbergs erhoben sich die Gebäude wie bleiche Pilze.

Die SS-Kasernen bildeten jetzt einen Halbkreis von zweistöckigen Gebäuden mit dem Offizierskasino in der Mitte. Es gab ansehnliche Villen mit Gärten für die Offiziere, einen kleinen Zoo, Reitmöglichkeiten und Ställe, Garagen und eine Tankstelle für die Fahrzeuge der SS. Sogar eine Falknerei gab es. Sie befand sich unter den Bäumen am Hang unweit des Steinbruchs und umfasste ein Aviari-

um, eine Laube und eine teutonische Jagdhalle mit geschnitzten Eichenbalken und grossen offenen Kaminen, vollgestopft mit Jagdtrophäen und schweren Möbeln. Die Halle war für die persönliche Nutzung durch Hermann Göring gedacht, aber er besuchte den Ort nie. Die SS war so stolz darauf, dass die Einwohner der Umgebung sie für ein Eintrittsgeld von einer Mark besichtigen durften.²⁵

Alle Bauarbeiten waren mit Steinen und Holz vom Berg ausgeführt worden, getränkt mit dem Blut der Häftlinge, die sie erbaut hatten.

Auf den Strassen zwischen den Bauplätzen zogen Gustav Kleinmann und seine Mitsklaven die Materialwagen, sein Sohn gehörte nun zu den Bauarbeitern. Fritz unermüdlicher Wohltäter Leo Moses hatte noch einmal seine Beziehungen spielen lassen und dafür gesorgt, dass Fritz zum Bau der SS-Garagen abkommandiert wurde.²⁶

Der Kapo der Bauabteilung I, die mit dem Projekt betraut war, hiess Robert Siewert und war ein Freund von Leo Moses. Siewert war Deutscher mit polnischen Wurzeln und trug das rote Dreieck der politischen Häftlinge. In seiner Jugend war er Maurer gewesen und hatte im Ersten Weltkrieg gedient. Als erklärter Kommunist hatte er in den Zwanzigerjahren im sächsischen Parlament gesessen. Er war um die fünfzig und strahlte Widerstandskraft und Energie aus – ein untersetzter Mann mit breitem Gesicht und eng stehenden Augen unter dunklen, schweren Augenbrauen.

Zunächst ging es bei der Arbeit vor allem ums Tragen – bring das hierher, trag diese Last und vor allem: lauf! Die Zementsäcke wogen einen Zentner, mehr als Fritz selbst. Die Arbeiter auf dem Hof hoben sie ihm auf die Schultern, und er trug sie stolpernd, versuchte zu laufen, wohin auch immer. Aber es gab keine Misshandlungen, keine Schläge. Die SS hielt grosse Stücke auf «ihre» Bauabteilung, und Siewert war in der Lage, seine Leute zu schützen.

So streng er wirkte, hatte Siewert doch ein gutes Herz. Er kommandierte Fritz zum Mörtelmischen ab, eine wesentlich leichtere Arbeit, und brachte ihm bei, wie man sich bei der SS beliebt machte. «Du musst mit den Augen arbeiten», sagte er. «Siehst du einen SS-Mann kommen, dann arbeite schnell, sonst aber lass dir Zeit, um dich zu schonen.» Fritz wurde so gewieft darin, auf die Wachen zu achten und zum Schein intensiv zu arbeiten, dass er bald als besonders fleissig galt. Siewert stellte ihn dem SS-Bauleiter Oberscharführer Becker vor, zeigte auf ihn und sagte: «Schauen Sie, wie fleissig dieser Judenbub arbeitet.»

Eines Tages kam Becker mit seinem Vorgesetzten, SS-Obersturmführer Max Schobert, auf die Baustelle. Schobert war Lagerführer und für die Schutzhäftlinge verantwortlich. Siewert rief Fritz von der Arbeit ab und stellte ihn dem Offizier vor, wobei er seine Leistungen hervorhob. Bei dieser Gelegenheit schlug er vor, jüdische Häftlinge als Maurer anzulernen. Schobert, ein Mann mit einem brutalen Gesicht und langer Nase, der immer höhnisch aussah, betrachtete Fritz. Die Aussicht, Juden auszubilden, gefiel ihm gar nicht. Nein, so etwas würde er nicht zulassen. Aber die Saat war gelegt.

Als neue SS-Mannschaften nach Buchenwald kamen, um die Garnison auf volle Mannschaftsstärke zu bringen, ging diese Saat auf. Die Arbeit musste beschleunigt werden, um die Kasernen fertigzustellen, und das war mit den vorhandenen Arbeitskräften nicht möglich.

Siewert machte Druck und ging diesmal bis zum Kommandanten Koch. Er beschwerte sich, er habe nicht genug Maurer; die einzige Lösung sei, junge Juden für diese Arbeit auszubilden. Koch reagierte genauso wie Schobert. Doch Siewert erklärte, er könne so nicht Weiterarbeiten. Trotzdem lautete die Antwort: Keine Juden.

Daraufhin beschloss Siewert, er müsse einen Test machen, um zu beweisen, dass er recht hatte, und Fritz wurde sein erster jüdischer

Lehrling. Siewert liess ihm unter der Aufsicht «arischer» Arbeiter beibringen, wie man Ziegel legte, um eine einfache Mauer zu bauen. Mit einer Richtschnur als Hilfe strich er den Mörtel auf und legte Ziegel für Ziegel, ordentlich und korrekt. Fritz hatte die handwerkliche Begabung seines Vaters geerbt und lernte schnell. Nachdem er die Grundlagen beherrschte, brachte man ihm Ecken und Pfeiler bei, dann Fensterstürze, Kamine und Schornsteine. Bei feuchtem Wetter lernte er verputzen.²⁷ Jeden Tag kam Siewert vorbei, sprach mit ihm und überprüfte seine Fortschritte. Innerhalb kürzester Zeit wurde Fritz zu einem ganz passablen Maurer und Bauarbeiter. Er war der erste Jude in Buchenwald, der diese Ausbildung bekam.

Seine Fortschritte machten so viel Eindruck und der Bedarf war so gross, dass Kommandant Koch einlenkte und Siewert gestattete, ein Ausbildungsprogramm für junge Juden, Polen und Roma aufzusetzen. Die Hälfte des Arbeitstages verbrachten sie auf der Baustelle, die Hälfte in ihrem Block, wo man sie in Theorie und Materialkunde unterrichtete. Die Schüler trugen grüne Armbinden mit der Aufschrift «Maurer-Schule» und erhielten einige Privilegien. Besonders froh waren sie über die Schwerarbeiter-Sonderzulage: zweimal in der Woche bekamen sie eine Extraration Brot und ein Pfund Blutwurst oder Streichwurst, die auf die Baustelle geliefert wurden. Damit besserten sie ihre Standardverpflegung auf, die aus zweihundertfünfzig Gramm Brot, fünfundzwanzig Gramm Margarine, etwas Quark oder Rübenmarmelade, Eichelkaffee und Kraut oder Rübensuppe bestand.

Für Fritz war Robert Siewert ein Held. Er repräsentierte für ihn Widerstandsgeist und menschliche Wärme. Den Jugendlichen galt seine ganze Sorge, und er tat, was er konnte, um sie mit überlebenswichtigen Fähigkeiten und Wissen auszustatten. «Er sprach wie ein Vater mit uns», erinnerte sich Fritz später. «Mit Geduld und Freundlichkeit.»²⁸ Fritz fragte sich, woher er die Kraft nahm, schliesslich

war er schon in fortgeschrittenem Alter und hatte viele Jahre Haft hinter sich.

Als der Winter kam, erreichte Siewert, dass auf der Baustelle alte Ölfässer als Öfen aufgestellt wurden. Er hatte behauptet, sonst würden Putz und Mörtel in der Kälte brechen. Tatsächlich war es ihm um seine Arbeiter zu tun, die nur ihre dünnen Häftlingsuniformen trugen. Robert Siewert war ein menschlicher, mutiger Mann von Kopf bis Fuss, der immer seine Pflicht tat, auch wenn er wusste, dass sein Einsatz für Juden, Polen und Roma ihm bei der SS Schwierigkeiten einbringen konnte.

Aber Siewerts Einfluss reichte nicht sehr weit über die Grenzen der Baustellen und der Maurerschule hinaus. Sobald der Arbeitstag endete und die Häftlinge ins Hauptlager zurückkehrten, gab es wieder Gesangsparden, grundlose Schläge, Essensentzug und willkürliche Morde. Fritz schaute seine Mithäftlinge an und dankte im Stillen dafür, dass er wenigstens etwas mehr zu essen bekam und nicht riskierte, durch die Postenlinie getrieben oder totgetreten zu werden. Wie leid tat ihm sein Papa, der jeden Tag in der Transportkolonne schuften musste! Fritz sparte von seinen Zusatzrationen auf, was er konnte, um es ihm bei ihren abendlichen Treffen zu geben.

Gustav war froh über den neuen Status seines Sohnes und die damit verbundene grössere Sicherheit. «Der Junge ist bei allen Vorarbeitern und Kapo Robert Siewert beliebt», schreibt er. «Von Leo M. (Moses) haben wir beste Unterstützung, was uns weiter Vertrauen gibt.»²⁹ Der unverbesserliche Optimist Gustav fing an zu glauben, dass sie das Lager überleben könnten.

Fritz wurde aus dem Jugendblock in Block 17 verlegt, ganz in der Nähe des Blocks, in dem sein Vater lebte. Es fiel ihm schwer, sich von seinen Freunden zu trennen, aber der Umzug sollte sich als prägend erweisen, ein weiterer wichtiger Schritt auf dem Weg zum Erwachsenwerden.

In Block 17 waren die österreichischen VIPs, die sogenannten Prominenten, untergebracht. Einige waren Politiker, aber von höherem Status als die meisten Männer mit rotem Dreieck im Lager.³⁰ Manche Namen waren Fritz vertraut, weil sein Vater sie in seiner Zeit als aktiver Sozialdemokrat gekannt hatte. Robert Danneberg war dort, ein jüdischer Sozialist, der Präsident des Landtags gewesen war und zu den führenden Gestalten des «Roten Wien» gehört hatte, vom Ende des Ersten Weltkriegs bis zur Machtübernahme der Rechten 1934.

In krassem Gegensatz zu Dannebergs nüchterner Art stand der witzige, rundgesichtige Fritz Grünbaum, Star der Berliner und Wiener Kabarettzene, Conférencier, Drehbuchautor, Filmschauspieler und Librettist für Franz Léhar, einen von Hitlers Lieblingskomponisten. Als prominenter Jude und politischer Satiriker war Grünbaum kurz nach dem «Anschluss» Österreichs von den Nazis verhaftet worden. Er war schon älter und eher zart gebaut und sah mit seinem rasierten Kopf und den dicken Brillengläsern ein wenig so aus wie Mahatma Gandhi. Nach den Qualen im Steinbruch und in der Latrinenbrigade waren seine körperliche und seelische Gesundheit sehr angegriffen, er hatte sogar einen Selbstmordversuch unternommen. Doch irgendwie gelang es ihm, den Schein zu wahren, und gelegentlich gab er sogar Vorstellungen für seine Mithäftlinge. Sein Kommentar zu seinem Schicksal als Jude war schlicht und einfach: Was helfe ihm schon sein Intellekt, wenn sein Name alles verderbe? Ein Dichter namens Grünbaum sei zum Scheitern verurteilt. Wenige Monate später war er tot.³¹

Fritz lernte auch den brillletragenden, ernst aussehenden Fritz Löhrner-Beda kennen, der den ergreifenden, trotzigen Text des Buchenwaldliedes geschrieben hatte. Wie Grünwald war auch er Librettist einiger Léhar-Operetten und hatte immer gehofft, Léhar könnte mit seinem Einfluss bei Hitler und Goebbels seine Freilassung bewirken.

Aber er hoffte vergeblich. Als wollte ihn jemand noch zusätzlich quälen, erklangen Lieder aus den Operetten *Giuditta* und *Land des Lächelns* oft aus den Lautsprechern des Lagers. Bei der SS war aber wohl unbekannt, dass er etwas damit zu tun hatte. Am schlimmsten war es für ihn, wenn sie das beliebte Lied «Ich hab mein Herz in Heidelberg verloren» spielten, dessen Text ebenfalls von ihm stammte.

Einer der klügsten Köpfe unter den Prominenten im Block 17 war Ernst Federn, ein junger Wiener Psychoanalytiker und Trotzkiist, der den rot-gelben Stern der jüdischen politischen Häftlinge trug. Er wirkte ziemlich abweisend mit seinen schweren Gesichtszügen, die ihn im Zusammenspiel mit seinem rasierten Schädel aussehen ließen wie einen Verbrecher. Dabei war er eine absolut freundliche Seele. Jeder konnte mit seinen Problemen zu ihm kommen. Sein unverwundlicher Optimismus hatte ihm den Ruf eingetragen, ein bisschen verrückt zu sein, aber er machte den Mithäftlingen immer wieder auf wunderbare Weise Mut.³²

Viele Sozialdemokraten, Christsoziale, Trotzkiisten und Kommunisten sassen in Block 17 ein. In der abendlichen Freizeit sass Fritz bei ihnen und lauschte ihren Gesprächen über Politik, Philosophie, den Krieg ... Sie hatten eine komplizierte, intellektuelle Art zu reden, und Fritz musste sich anstrengen, sie zu verstehen. Doch eins war mehr als deutlich: ihr starker Glaube an Österreich. Trotz ihrer eigenen Hilflosigkeit und des Verlusts der nationalen Unabhängigkeit teilten sie die Vision eines künftigen Österreichs – frei von der Nazi-herrschaft, erneuert und schön. Die Männer in Block 17 waren überzeugt, dass Deutschland den Krieg verlieren würde, obwohl die spärlichen Nachrichten, die ins Lager einsickerten, derzeit von Siegen an allen Fronten sprachen.

Fritz' Glaube und Mut wurden durch die Visionen dieser Männer von einer besseren Zukunft beflügelt, auch wenn er sich ebenso wie sie denken konnte, dass nur wenige sie erleben würden. Die Gemein-

schaft mit ihnen «veränderte ... mein Leben grundsätzlich», erinnerte er sich später. «Ich lernte eine Form von Solidarität kennen, die im Leben ausserhalb der KZs unvorstellbar war.»³³

Ein Höhepunkt während der Zeit in Block 17 war der Geburtstag von Fritz Grünbaum, übrigens am selben Tag wie Fritz' Schwester Herta, die 1940 achtzehn Jahre alt wurde. Die Männer sparten ihre Tagesrationen auf, um ihrem Freund ein anständiges Abendessen bereiten zu können. Einiges wurde auch aus der Küche gestohlen. Nach dem Essen hielt Löhner-Beda eine Rede, und Grünbaum selbst sang ein paar Couplets. Als jüngster Insasse im Block durfte Fritz dem Geburtstagskind persönlich gratulieren.

Doch was hatte ein junger Polstererlehrling – jetzt Maurer – aus der Leopoldstadt, der seine Kindheit auf dem Karmelitermarkt verbracht hatte, mit diesen Politikern, Intellektuellen und Männern aus der Unterhaltungsbranche gemein? Sie waren alle Österreicher, entweder von Geburt an oder aus eigenem Entschluss. Und sie waren alle Juden. Das genügte. In Buchenwald waren sie eine kleine Nation von Überlebenden in einem vergifteten Meer.

Und das Sterben ging weiter.

In den Steinbrüchen wurde immer häufiger gemordet. Viele Tote waren Freunde von Fritz oder seinem Papa gewesen, einige seit Wiener Tagen. In diesem Jahr starben in allen Konzentrationslagern zusammengenommen etwa vierzehntausend Häftlinge, verglichen mit etwa dreizehnhundert im Jahr zuvor.³⁴ Einer der Gründe dafür war die durch den Krieg veränderte Atmosphäre. Während Waffen-SS und Wehrmacht gegen die äusseren Feinde kämpften und sie besiegten – von Polen bis zum Ärmelkanal –, glaubten die Totenkopf-Einheiten in den Lagern, es ihnen gleichtun zu müssen und einen Krieg gegen den inneren Feind zu führen. Die Nachrichten militärischer Erfolge führten zu aggressiven Ausbrüchen von Triumph, und Miss-

erfolge – wie das Scheitern der Invasion in Grossbritannien – liessen Rachegeleüste aufsteigen.

Da die Beseitigung der vielen Leichen zum Problem wurde, begann die SS im Jahr 1940, ihre Lager mit Krematorien auszustatten.³⁵ In Buchenwald handelte es sich um ein kleines quadratisches Gebäude mit einem Hof, der von hohen Mauern umgeben war. Vom Appellplatz aus konnte man den hohen Schornstein sehen, der Stein für Stein gebaut wurde. Als er fertig war, quoll bald der erste beissend riechende Rauch heraus, der danach so gut wie nie wieder nachliess. Manchmal wurde er vom Wind über die Baumwipfel geweht, oft trieb er über das Lager. Der Gestank aber blieb – der bittere Geruch des Todes.

Im neuen Jahr erhielt Tini nach monatelangem frustrierendem Warten endlich eine Nachricht vom Konsulat der Vereinigten Staaten in Wien. Seit März 1940 waren sie für eine Befragung vorgesehen, doch man hatte Tini gesagt, sie müsse auf die Entlassung von Gustav und Fritz aus der Haft warten, wenn die ganze Familie zusammen emigrieren wollte.³⁶ Da die SS jedoch Häftlinge nur dann entliess, wenn alle notwendigen Papiere für die Emigration vorlagen, endeten alle Bemühungen in einer hoffnungslosen Sackgasse.

Die Empfehlungsschreiben lagen vor. Das Problem bestand «nur» darin, die Visa und gültige Reisedokumente zu beschaffen und zu bezahlen. Und dann musste ja alles koordiniert werden. Solange Frankreich noch nicht besetzt gewesen war, konnte man Europa auf diesem Weg Richtung Amerika verlassen, aber seit dem deutschen Einmarsch waren die französischen Häfen geschlossen. Seit dem Herbst war Lissabon eine Möglichkeit für Emigranten, aber gleichzeitig hatte das US-Konsulat in Wien die Herausgabe von Visa ein-

gefroren. Roosevelts Bereitschaft, den Flüchtlingen Schutz zu bieten, schwand angesichts des wachsenden Antisemitismus in Amerika dahin. Der Präsident hatte vor der öffentlichen Meinung kapituliert und das Aussenministerium angewiesen, die Zahl der Visa praktisch auf null zu reduzieren. «Keine Ausländer mehr.» Das Konsulat lud zwar immer noch Antragsteller zur Befragung ein, was an sich schon mühselig war, weil man dafür notariell beglaubigte Dokumente, polizeiliche Führungszeugnisse, Schiffskarten und Steuerbescheinigungen brauchte, die alle viel Geld kosteten. Bei der abschliessenden Befragung, die stattfand, wenn man auf wundersame Weise alle Dokumente beisammenhatte, hiess es dann, man könne nicht nachweisen, dass man einen positiven Beitrag zum Leben in den USA leisten würde. Daher sei man als Bürde für den Staat anzusehen.³⁷ Antrag abgelehnt.

Ab Oktober 1940 gingen praktisch alle Antragsteller – Menschen, die in ständiger Angst lebten und die von den bürokratischen Hürden an den Bettelstab gebracht worden waren – mit gebrochenem Herzen nach Hause.³⁸ Auch Tini war der Verzweiflung nahe. «Wir haben alle Papiere», schrieb sie an das German Jewish Aid Committee in New York, «aber kein Einziger von uns ist emigriert... Das Konsulat vor Ort gibt uns keine vernünftige Antwort.»³⁹ Sie verstand die endlose Frustration nicht – ihr Mann war ein fleissiger, begabter Handwerker, und sie hatten genug Menschen in den USA, die für sie bürgten und sie versorgen würden.

Ihre einzige Hoffnung bestand darin, eine Lösung für die Kinder zu finden. Anfang 1941 gelang ihr zumindest in dieser Hinsicht ein Durchbruch. Ihre alte Freundin Alma Maurer, die bei ihrer Hochzeit dabei gewesen war und jetzt in Massachusetts lebte, hatte ein Empfehlungsschreiben eines prominenten jüdischen Mitbürgers in ihrer Stadt für Kurt bekommen – der Mann war immerhin Richter. Und wie durch ein Wunder erklärten sich die USA bereit, eine kleine Zahl

jüdischer Kinder aufzunehmen. In Zusammenarbeit mit der German Jewish Childrens Aid Organisation sollte eine begrenzte Zahl von unbegleiteten Minderjährigen aufgenommen und in passenden jüdischen Familien untergebracht werden. Kurt war einer von ihnen.

Es schmerzte Tini und Herta, ihn gehen zu lassen, aber nur so konnten sie ihn in Sicherheit bringen. Und es gab noch mehr gute Neuigkeiten: Ein freundlicher Mann aus Massachusetts hatte sich bereit erklärt, für Herta zu bürgen.

In der Neuen Welt

Der Ettersberg lag unter dichten grauen Wolken. Der hohe Schnee milderte die scharfen Konturen der Baracken, Zäune und Türme, konnte sie aber nicht verbergen.

Gustav lehnte sich auf seine Schaufel. Der Kapo drehte ihm den Rücken zu, und Gustav nutzte die Gunst des Augenblicks, um ein wenig Luft zu schnappen. Seine blossen Hände waren blaurot gefroren, und wenn er in sie hineinhauchte, spürte er keine Wärme. Eigentlich spürte er gar nichts mehr. Er wusste, am Abend, wenn er in die Baracke zurückkehrte und die Eiseskälte wich, würden sie entsetzlich wehtun.

Ein neues Jahr hatte begonnen, aber in seiner Welt änderte sich nichts. Nur die Jahreszeiten kamen und gingen, und die Tage zogen dahin. Der Rauch aus dem Krematorium trieb durch die kalte Luft und liess die Häftlinge ihr künftiges Schicksal wittern.

Gustav spürte, dass der Kapo sich gleich zu ihm umdrehen würde, und hob die Schaufel, bevor die Augen des Mannes ihn erreichten. Die Arbeit der Transportkolonne war vom Schnee unterbrochen worden. Jeden Tag schaufelten sie die Lagerstrassen frei und brachten den Schnee weg – und jede Nacht begrub die Natur alles wieder unter einer dicken Schicht.

Es dämmerte. Da ihn gerade niemand ansah, ruhte sich Gustav wieder aus. Er blickte zum südöstlichen Himmel auf, der marmorgrau und von Schneeflocken gesprenkelt war, von Rauch verschmiert. Irgendwo da drüben, auf der anderen Seite der Zäune und Wälder, lag sein Zuhause, befanden sich seine Frau, Herta und der

kleine Kurt. Was sie jetzt wohl machten? Waren sie in Sicherheit? Hatten sie es warm, oder mussten sie frieren? Waren ihre Herzen von Furcht oder Hoffnung erfüllt? Verzweifelten sie? Er und Fritz bekamen immer noch Briefe von Tini, aber sie konnten ihre Anwesenheit nicht ersetzen.

Mit einem letzten Blick zum Himmel beugte sich Gustav wieder über seine Schaufel und schob die nächste Ladung Schnee weg.

Der Himmel über Kurts Kopf war warm und blau, die Kastanienbäume standen in voller Blüte. Er setzte einen Fuss vor den anderen, schaute hinauf, schwindlig vor Freude.

Als er nach vorn blickte, merkte er, dass er hinter seiner Familie zurückgefallen war. Seine Eltern gingen Arm in Arm, Fritz schlenderte dahin, die Hände in den Taschen, Herta setzte zierlich ihre Füße, und Edith ging aufrecht und elegant neben ihnen.

Sie hatten den Vormittag im Prater verbracht, und Kurt war restlos glücklich. Er hatte aufgehört zu zählen, wie oft er die grosse Rutsche hinuntergerutscht war. Wenn man beim Tragen der Matten half, durfte man umsonst rutschen, und diese Gelegenheit nutzten er, Fritz und andere weniger wohlhabende Kinder jedes Mal. Jetzt vergnügte er sich damit, auf der Hauptallee durch den Prater mit einem Fuss auf dem Gehweg und mit dem anderen auf dem höheren Rasen zu gehen. So konzentriert war er, dass er nicht mitbekam, wie sich seine Familie immer weiter entfernte. Er summte vor sich hin und genoss es, sich mit jedem Schritt hochzustemmen. Alles Zeitgefühl war verloren, und als er wieder aufblickte, war er allein.

Für einen Moment flackerte Angst in ihm auf. Die Baumreihen vor ihm streckten sich weit dahin, auf beiden Seiten befand sich Wald, er sah Familien, Paare, Fahrräder, Kutschen und Autos, die an

ihm vorbeiführen. Durch die Bäume waren die Farben des Vergnügungsparks und noch mehr Menschen zu sehen – aber die vertrauten Gestalten seiner Eltern und Geschwister sah er nicht mehr. Sie waren einfach verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt.

Die Angst verging, es gab keinen Grund zur Panik. Kurt kannte den Prater wie seine Westentasche, er war wenig mehr als einen Kilometer von zu Hause entfernt und würde allein heimfinden. Die Hauptallee mündete in den Praterstern, eine grosse sternförmige Kreuzung, auf der sich sieben Strassen trafen. Nach der friedlichen Stimmung im Wald war dies hier ein Mahlstrom von Lärm und Bewegung, Lastwagen, Autos und Strassenbahnen strömten laut lärmend von links nach rechts, schwemmten auf die Kreuzung, deren Gehwege voller Menschen waren.

Kurt wurde bewusst, dass er keine Ahnung hatte, wie es weitergehen sollte. Unzählige Male war er hier gewesen, aber stets war ein Erwachsener oder eins seiner Geschwister bei ihm gewesen. Nie hatte er aufpassen müssen, wie man durch diesen Strom kam.

Nach einer Weile bemerkte er die Stimme einer Frau. Er blickte auf und sah, dass ihn eine Dame besorgt ansah. «Hast du dich verlaufen?», fragte sie. Nein, verlaufen hatte er sich nicht, er kannte den Weg, aber er wusste nicht, wie er ihn gehen sollte. Ausserdem wusste er nicht, wie er ihr diesen komplizierten Sachverhalt erklären sollte. Die Dame sah ihn immer noch besorgt an.

Ein Polizist erschien und übernahm die Regie. Er nahm Kurt bei der Hand und brachte ihn zurück in den Prater, links herum die Ausstellungsstrasse entlang. Sie kamen zur Polizeiwache, einem grossen, sehr wichtig aussehenden Backsteingebäude mit behauenen Granit. Kurt betrat eine Welt aus dunklen Uniformen, ruhigem, aber effizientem Gewimmel, fremden Gerüchen und Geräuschen. Man liess ihn

in einem Büro Platz nehmen. Der Polizist, der dort arbeitete, lächelte ihn an, plauderte und spielte mit ihm. Kurt hatte eine Rolle Zündplättchen bei sich, und zu seinem grossen Vergnügen liess der Polizist mit seiner Gürtelschnalle eins nach dem anderen hochgehen. Es knallte im Büro, als würde tatsächlich geschossen. Abgelenkt durch die nette Gesellschaft des Polizisten, bemerkte Kurt kaum, wie die Zeit verging.

«Kurt!» Er fuhr herum, als er die vertraute Stimme hörte. «Da bist du ja!» Seine Mama stand in der Tür, Papa dahinter. Sein Herz wurde hell, er sprang auf und lief in die weit geöffneten Arme seiner Mutter.

Kurt erwachte zitternd und startete mit klopfendem Herzen in die Dunkelheit. Einen Moment lang hatte er keine Ahnung, wo er sich befand. Rauschen, Klopfen und Klappern dröhnten in seinen Ohren, er spürte die harte Holzbank, auf der er sass, um ihn lauter fremde Menschen, rhythmisches Schaukeln. Dann bemerkte er den dünnen Brustbeutel unter seinem Hemd und wusste wieder, wo er war.¹

Er sass in dem Zug, der ihn in sein neues Leben bringen sollte.

Die Sitzbank mit den Holzlatten hatte seinen Hintern ganz taub gemacht, aber er war so müde gewesen, dass er eingeschlafen war und sich an seinen Nebenmann gelehnt hatte. Jetzt setzte er sich auf und berührte den Brustbeutel, den ihm seine Mutter umgehängt hatte.

Ihr Bild stand ihm lebhaft vor Augen. Sie waren in der Küche ihrer Wohnung gewesen, sie hatte ihn auf den Tisch gesetzt, auf die abgenutzte Fläche, wo er ihr früher geholfen hatte, die Pfannkuchenstreifen für die Hühnersuppe zuzubereiten. Er sah sie vor sich, hohlwangig vor Hunger, mit Sorgenfalten, wie sie ihm einschärfte, er müsse unbedingt auf diesen lebenswichtigen Brustbeutel aufpassen, in dem

sich seine Papiere befanden. In der Welt, in der er lebte, waren die Papiere so wichtig wie seine Seele. Sie waren seine Erlaubnis zu leben. Seine Mutter lächelte und gab ihm einen Kuss. «Benimm dich, Kurtl!», sagte sie. «Sei brav, wenn du dort hinkommst. Keine Streiche. Wenn du gehorchst, darfst du dort bleiben.» Sie hatte noch ein Geschenk für ihn, eine neue Mundharmonika, funkelnd und schön. Er hielt sie ganz fest.

Dann war sie fort, als hätte jemand mit einem Lichtschalter seine Erinnerung ausgeknipst.

Kurt betrachtete die Menschen in seiner Nähe, die fremde Landschaft unter dem frostigen Februarhimmel. Er wusste, er sass im Zug von Berlin, wo er seine endgültigen Papiere und das nötige Reisegeld von der Kinderhilfe bekommen hatte – fünfzig neue grüne amerikanische Dollar, die sicher in seinem Koffer versteckt waren. Er wusste auch, dass er von Wien in einem anderen Zug nach Berlin gefahren war. Aber die Erinnerung verblasste bereits. Es würde nicht lange dauern, dann würde er sich nicht einmal mehr an den Abschied von seiner Mutter und Herta erinnern. Ein Leben lang würde er darunter leiden, dass diese Erinnerung verloren war.

Sein altes Leben, sein vertrautes Leben, seine Lieben, alles lag hinter ihm und verschwand unwiderruflich in einer anderen Dimension. Oder vielleicht war es gerade andersherum: Wien war real und gegenwärtig, aber er wurde in eine irrealen Existenz verschoben.

Die meisten anderen Menschen in diesem Zug waren Flüchtlinge wie er, die meisten älter. Ein paar Familien mit kleinen Kindern. Deutsche, österreichische, ungarische Juden, auch ein paar Polen. Mütter murmelten ihren Kleinen etwas zu, während ihre Männer latschten, mit anderen redeten oder vor sich hin dösten. Alte Männer, die Hüte tief ins Gesicht gezogen, zuckten im Schlaf, schnarchten und seufzten in ihre Bärte, und die Kinder blickten sich mit grossen, starken Augen um oder schlummerten, an ihre Eltern gelehnt.

Alle paar Haltestellen mussten sie umsteigen und wurden von Polizisten oder Soldaten zu den nächsten verfügbaren Zügen gebracht. Manchmal fand sich Kurt in einem luxuriösen Erste-Klasse-Abteil wieder, manchmal in der zweiten Klasse, aber den grössten Teil der Fahrt verbrachte er auf den harten Bänken der Holzklasse. Kurt waren diese Bänke fast lieber, denn dort konnte er wenigstens richtig sitzen. In der ersten Klasse mussten die Kinder auf den Armlehnen sitzen, eingezwängt zwischen den Erwachsenen. Ein paarmal war er so verzweifelt gewesen, dass er sich oben im Gepäcknetz auf den Koffern ausgestreckt hatte.

Im ganzen Zug waren nur noch zwei weitere unbegleitete Kinder, ein Junge und ein Mädchen. Kurt hatte sie schon kennengelernt. Der Junge kam ebenfalls aus Wien und hiess Karl Kohn, war vierzehn Jahre alt und stammte aus dem gleichen Teil der Leopoldstadt wie Kurt. Er trug eine Brille und wirkte ein wenig kränklich und eher klein für sein Alter. Das Mädchen war ganz anders. Irmgard Salomon stammte aus einer Stuttgarter Mittelschichtfamilie und überragte die beiden Jungen, obwohl sie erst elf Jahre alt war, um mehr als fünf Zentimeter. In ihrer Einsamkeit verbunden, freundeten die drei sich schnell an, während der Zug sie immer weiter von ihrem Zuhause fortbrachte.

Die Wohnung war nur noch eine leere Hülle. Früher hatte hier eine ganze Familie gelebt, jetzt waren es nur noch zwei Frauen, eine alternde, eine, die gerade erblühte. Tini war siebenundvierzig Jahre alt und hätte sich eigentlich auf ihre Enkel freuen sollen. Und Herta, die in zwei Monaten neunzehn wurde, hätte Erfahrungen in ihrem Beruf sammeln und darüber nachdenken sollen, welchen ihrer Verehrer sie heiraten sollte. Sie sollten nicht allein in dieser leeren Wohnung sit-

zen, aus der man ihnen die wenigen Habseligkeiten geraubt hatte und aus der ihre Lieben – Vater, Söhne, Schwester, Tochter – entweder fortgebracht oder geflohen waren.

Wien war eine Stadt der Verbote geworden, und so wurde die Wohnung, die sie immerhin noch behalten durften, immer mehr zum Gefängnis.

Der Abschied von Kurt war ungeheuer schmerzhaft gewesen. Der Junge war so klein, so mager, ein so kleines Menschlein, das da hinaus in die Welt geschickt wurde. Tini hatte ihn nicht zum Zug begleiten dürfen – nur wer eine Fahrkarte besass, durfte auf den Bahnsteig. So hatten sie und Herta sich von ihm an der Sperre verabschiedet und aus der Ferne beobachtet, wie die Menge der Flüchtlinge ihn mit sich riss.²

Ihr Fleisch und Blut, ihre Seele, fort. Kurt war ihre Hoffnung, er würde einen Neuanfang in einer anderen Welt erleben. Vielleicht würde er eines Tages zurückkehren und sie würde einen anderen Menschen an seiner Stelle sehen, geprägt von einem Leben, das ihr ganz und gar fremd war.

Kurt lag auf dem Rücken und schaute hinauf zu den Sternen. Nie im Leben hatte er einen solchen Himmel gesehen – tiefer, schwärzer, strahlender als alles andere auf dieser Erde, ein Gewölbe, unverstellt von menschengemachten Lichtern. Das Schiff, das sanft unter ihm schaukelte, war verdunkelt und ganz allein auf dem schwarzen Ozean unter dem Sternenhimmel.

Er fühlte sich wie der letzte Überlebende eines grossen Exodus. Nach der Ankunft des Zugs in Lissabon hatten er, Karl und Irmgard wochenlang warten müssen. Dutzende weitere Kinder sollten sich ihnen auf der Reise nach Amerika anschliessen, aber als das Schiff abfahrbereit war, stellte sich heraus, dass sie es wohl nicht geschafft

hatten, dem Dschungel der Bürokratie zu entkommen. Kurt, Karl und Irmgard wurden zum Schiff gebracht, das hoch wie ein Bürogebäude über ihnen aufragte, mit dicken Tauen am Kai befestigt und mit schmalen Gangways. Die SS *Siboney* war nicht das grösste Passagierschiff auf dem Atlantik, aber sie besass eine gewisse Eleganz: zwei schmale Schornsteine und Arkadengänge an den Oberdecks. Am Rumpf stand eine Aufschrift, die sie vor den deutschen U-Booten schützen sollte: *American Export Lines* stand da in riesigen weissen Lettern, flankiert von der amerikanischen Flagge.

Die Mehrheit der Passagiere waren Flüchtlinge, darunter viele bekannte Gesichter von der Zugreise. Dazu kamen einige amerikanische Touristen und Geschäftsreisende auf der Heimfahrt. Kurt und Karl gingen ihre Kabine suchen und fanden sie schliesslich tief unten im Schiff, wo es unangenehm stickig war und die Maschinen laut dröhnten. Als sie wieder an die frische Luft kamen, bewegte sich die *Siboney* bereits vom Kai weg und wandte ihren Bug nach Westen, während die Schrauben am Heck das Wasser schäumend aufwirbelten.

Drei Stunden lang stand Kurt an der Reling und blickte auf den weiten Ozean. Lissabon versank im Dunst, ganz Portugal, ganz Europa verschwand hinter dem Horizont. Ausser Sichtweite, in der Nordsee, fuhren Konvois von Handelsschiffen nach Grossbritannien, eskortiert von britischen Marineschiffen, die sie wie nervöse Hirten umkreisten. Im Osten glitten die U-Boote aus ihren Bunkern und durchquerten den Ozean, die Torpedos bereit. Die *Siboney* hatte keinen anderen Schutz als ihre Aufschrift am Rumpf.

So müde er auch war, schlief Kurt in der ersten Nacht schlecht im Lärm der überheizten Kabine. Am nächsten Tag wurde er seekrank. Nur etwas Obst behielt er bei sich. Er und Karl beschlossen, nicht noch eine Nacht in den engen Stockbetten zu verbringen, nahmen ihre Decken und schlichen sich an Deck. Niemand hielt sie auf.

Schwester Sneble, eine kompakt gebaute New Yorkerin mittleren Alters, hatte eigentlich die Aufgabe, sich um die Kinder zu kümmern, aber sie war zu beschäftigt mit den älteren Passagieren.

Die Nachtluft war kühl, aber in ihren Liegestühlen und mit ihren Decken ging es den beiden Jungen gut. Sie genossen die Ruhe und die frische Luft. Kurt beobachtete die Sterne und fragte sich, wohin ihn die Reise führen würde. Er hatte in der Schule ein bisschen Englisch gelernt, konnte *Hello*, *yes* und *no* und *okay* sagen, aber das war es auch schon fast. Sie hatten das Kinderlied «Pat-a-cake, pat-a-cake, baker's man» gelernt, aber er verstand die Bedeutung eigentlich nicht. In seinen Ohren klang die Sprache der Amerikaner an Bord wie ein unverständlicher Kauderwelsch.

Irgendwo hinter ihnen, dort wo der östliche Sternenhimmel den schwarzen Horizont berührte, waren sein Zuhause und seine Familie. Die funkelnde neue Mundharmonika, seine letzte materielle Verbindung zu seiner Mutter, war verschwunden. Beim Warten auf einen Anschlusszug irgendwo in Frankreich hatten ein paar deutsche Soldaten mit den Kindern geplaudert und gespielt. Kurt hatte ihnen seine Mundharmonika gezeigt, und sie hatten sie ihm weggenommen. Vielleicht fanden sie, ein Jude hätte etwas so Hübsches nicht verdient.

Eine Wolke lag über Europa, drohend und flackernd von Blitzen. Irgendwo auf dem Atlantik dampfte die *Siboney* ihr davon und hinaus in eine strahlende amerikanische Morgendämmerung.

Kurt und Karl, die in ihren Liegestühlen schliefen, wurden von kaltem Wasser geweckt – nicht etwa von spritzender Gischt, sondern vom Mopp eines Matrosen, der das Deck schrubbte. Sie nahmen ihre Decken und gingen wieder hinein.

Irgendwie fand Schwester Sneble heraus, dass sie die Nacht unter

freiem Himmel verbracht hatten. Sie bekamen einen kräftigen Tadel und den Befehl, von jetzt an in ihrer Kabine zu schlafen. Aber die Tage verbrachten sie überall auf dem Schiff, erforschten jede Ecke, spielten, freundeten sich mit den Seeleuten an und waren so für eine Weile von dem abgelenkt, was sie hinter sich gelassen hatten – und von der Unsicherheit ihrer Zukunft.

Nach einem Zwischenstopp auf Bermuda wandte sich das Schiff nach Nordwesten und verliess die warmen tropischen Gewässer. Kurt spürte, dass sich die Atmosphäre an Bord veränderte. Die Menschen bereiteten sich auf die wichtigste Ankunft ihres Lebens vor. Gegen Mittag am Donnerstag, dem 27. März 1941, passierte die *Siboney* Staten Island und Long Island. Alle Passagiere standen erwartungsvoll an der Reling.

Kurt drängte sich zwischen den anderen durch, um das graue Wasser und die Küste sehen zu können. An Backbord wuchs die Silhouette der Freiheitsstatue von einem kleinen Strich heran, bis sie das Schiff überragte, blassgrün und grossartig. Das Schiff steuerte in den Hudson River, vorbei an der Skyline der Wolkenkratzer von Manhattan. Kinder und Erwachsene plapperten aufgeregt, lächelten und deuteten auf die Gebäude. Viele hatten kleine amerikanische Flaggen bekommen, die sie jetzt im Wind flattern liessen: winzige, zerbrechliche Zeichen der Hoffnung.

Die riesige Stadt New York war fast zu viel für Kurts Sinne. Kanarienvogelgelbe Taxis mit schwarzen Kotflügeln hielten am Strassenrand und kämpften sich mit wütendem Hupen durch den dahinströmenden, lauten Verkehr. An der Kreuzung mit der 42nd Street stritten sie sich mit den klingelnden Strassenbahnen um die Vorfahrt. Broadway und Times Square kamen ihm vor wie die Innereien eines Rennautos mit offener Motorhaube. Kurt klammerte sich an die

Hand der Dame von der Hilfsorganisation, als wäre sie ein Rettungsring, und so schwammen sie durch das Gedränge aus Röcken und Mänteln, schwingenden Regenschirmen und Spazierstöcken, flatternden Zeitungen und fliegender Zigarettenasche.

Kein Vergleich mit Wien. New York war modern vom Boden bis in den Himmel, eine Stadt aus Autos, Glas und Beton. Und aus Menschen, Menschen und nochmals Menschen und wieder Menschen, die ebenfalls viel moderner wirkten als die Europäer. Kurt und seine Freunde waren hier in jeder erdenklichen Weise Fremde.

Als die *Siboney* am Kai angelegt hatte, wurden die Kinder nach einer ärztlichen Untersuchung³ an Land gebracht, wo sie von einer Dame der Hebrew Immigrant Aid Society erwartet wurden, der Partnerorganisation der deutschen Hilfsorganisation für jüdische Kinder. Nur Kurt hatte ein festes Ziel, Karl und Irmgard kannten niemanden hier, keine Freunde und keine Verwandten. Für Irmgard hatte die Hilfsorganisation einen Platz in New York organisiert, für Karl im fernen Chicago. Nach einer Nacht im Hotel mussten sie Abschied nehmen. Kurt sah seine Freunde nie wieder.⁴

Fremde Ortsnamen flogen vorbei, alle nichtssagend für Kurts österreichischen Blick. Sie alle erzählten von früheren Einwanderungswellen, von Menschen, die sich nach der alten Heimat sehnten: Greenwich, Stamford, Stratford, Old Lyme, New London, Warwick. Die Bahnlinie folgte der Küste von Connecticut bis nach Providence, Rhode Island. Dort endete die Hauptlinie.

Als Kurt ausstieg, in der Hand seinen Koffer, der mit ihm von Wien bis hierher gereist war, nahm ihn eine Frau in Empfang, die ungefähr das Alter seiner Mutter hatte, aber teurer gekleidet war. Zu

seiner Überraschung begrüßte sie ihn auf Deutsch und stellte sich als Mrs. Maurer vor, die alte Freundin seiner Mutter. Neben ihr stand ein Mann mittleren Alters auf dem Bahnsteig, begleitet von einer Frau, und beide betrachteten ihn mit zurückhaltendem Wohlwollen. In respektvollem Ton stellte Mrs. Maurer den Mann als Richter Samuel Barnet vor, Kurts Sponsor.

Richter Barnet war etwa fünfzig Jahre alt und eher klein und unersetzlich. Er hatte graues, schütteres Haar, eine grosse, fleischige Nase, buschige Augenbrauen und einen täuschend verschlafenen Blick.⁵ Er wirkte sehr ernst, fast ein wenig frostig. Die Dame, die kaum grösser war als Kurt, war die Schwester des Richters, Kate, und sah ebenso gepflegt und solide aus wie ihr Bruder. Mrs. Maurer erklärte Kurt, dass er nicht bei ihr wohnen würde, sondern bei Richter Barnet.

Von Providence fuhren sie durch Massachusetts, an einer scheinbar endlosen Abfolge von Flüssen, Buchten und Mündungen vorbei. Irgendwann erreichten sie aber doch ihr Ziel, New Bedford, eine grosse Stadt an einer Flussmündung. Hier, im Südosten des Staates, hatten sich viele englische Einwanderer angesiedelt, was man auch auf fast jedem Strassenschild von hier bis Boston sah: Die Orte hiessen Rochester, Taunton, Norfolk und Braintree. Kurt fiel zunächst lediglich auf, dass New Bedford Wien noch weniger ähnlich war als New York, eine Stadt mit Flussfähren und kleinen, vornehmen öffentlichen Gebäuden, Baumwollspinnereien und langen Vorortstrassen, an denen Häuser mit grauen Schindeln und weissen Balken standen. Dort brummt Autos, Kinder spielten, einfache Bürger gingen, wie es sich gehörte, ihren Beschäftigungen nach.

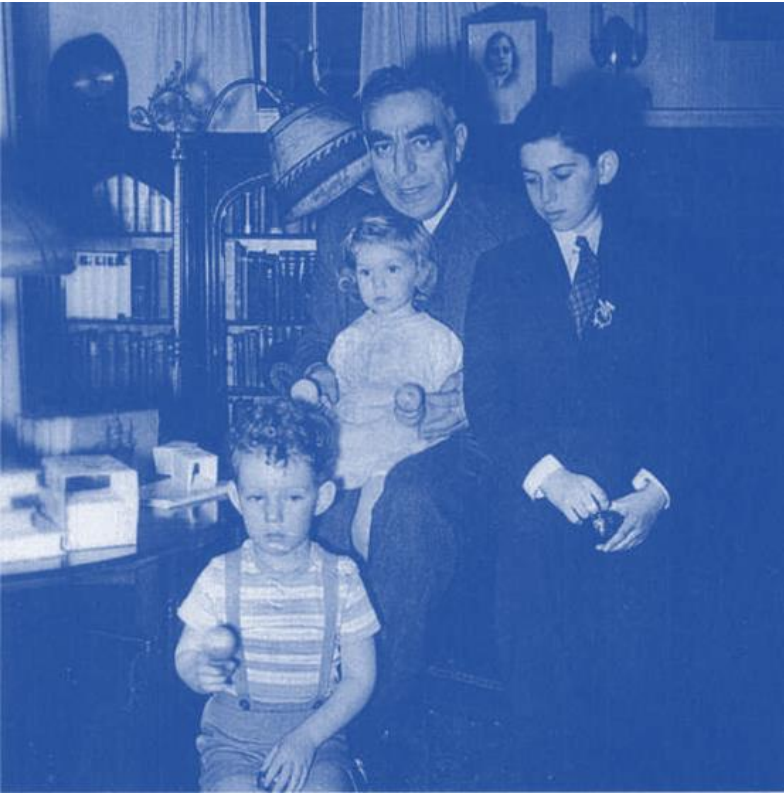
Samuel Barnet war eine Stütze der Gesellschaft in dieser Stadt, nicht zuletzt in ihrer jüdischen Gemeinde. Man hätte erwarten können, dass er einschüchternd und mächtig war und ein imposantes Herrenhaus am Stadtrand bewohnte. Aber das Auto bog in die Einfahrt eines ganz normalen Mittelschichthauses in der Vorstadt ein,

das Schulter an Schulter neben anderen stand und sich nur wenig von den Nachbarhäusern unterschied.

Kurt wurde freundlich, aber mit einer gewissen Zurückhaltung begrüßt. Nachdem Mrs. Maurer gegangen war, fiel die Verständigung schwer. «Pat-a-cake, bakers man» würde ihm in dieser Umgebung nicht viel nützen. Zum Glück musste der Richter den Neankömmling nicht allein in Empfang nehmen. Samuel Barnet war seit mehr als zwanzig Jahren Witwer, aber seine drei Schwestern lebten bei ihm, alle drei in mittlerem Alter und entschieden unverheiratet. Kate, Ester und Sarah bezeichneten sich als Kurts Tanten, hiessen den verwirrten Jungen willkommen und zeigten ihm sein Zimmer. Noch nie hatte er ein eigenes Zimmer gehabt.

Als er am nächsten Morgen erwachte, sass eine seltsame Gestalt auf seiner Bettkante: Ein kleiner Junge, vielleicht drei Jahre alt und mit einem Kamelhaarmantel bekleidet, sah ihn staunend an. Die Erscheinung öffnete den Mund, und heraus kam ein unverständlicher englischer Kauderwelsch. Das Kind schien etwas von ihm zu erwarten, aber Kurt hatte keine Ahnung, was. Da verzog der Junge enttäuscht das Gesicht und brach in Tränen aus, wandte sich an den Erwachsenen, der hinter ihm stand, und heulte: «Kurt won't talk to me!»

Der kleine Junge, so erfuhr Kurt wenig später, war David, der Sohn von Richter Barnets jüngerem Bruder Philip, der im Haus nebenan wohnte. Gemeinsam bildeten sie eine Art erweiterten Haushalt, in den sich Kurt in den nächsten paar Wochen schnell und reibungslos einfügte. Uncle Sam, wie Kurt den Richter bald nannte, war längst nicht so ernst, wie er wirkte, sondern so freundlich, wie man es sich als Gast nur wünschen konnte. Kurt fühlte sich in diesem Haus nie fehl am Platze. Erst Jahre später erfuhr er, wie viel Glück er gehabt hatte. Nicht alle Flüchtlingskinder hatten es so gut getroffen wie er. Viele landeten in unfreundlichen Familien oder erlebten



Kurt mit dreizehn Jahren bei seiner Bar-Mizwa in New Bedford, gemeinsam mit seinem Pflegevater Samuel Barnett. Links neben Kurt Barnets Nichte und Neffe (1943)

antisemitische und antideutsche Ressentiments in der Nachbarschaft – manchmal auch beides. Als Kurt New Bedford näher kennenlernte, stellte er fest, dass die Barnets führende Persönlichkeiten in der grossen jüdischen Gemeinde waren, in der man ihn herzlich aufnahm.

Die Barnets waren eher konservative Juden. Kurt hatte bisher nur die lockeren religiösen Gebräuche seiner Familie kennengelernt, in der die Synagoge und die Thora keine grosse Rolle spielten – oder die strengen Orthodoxen, von denen es in der Leopoldstadt recht viele gab. Die Konservativen – die nicht unbedingt auch politisch konservativ waren – standen irgendwo dazwischen. Sie hielten die

alten jüdischen Traditionen, Rituale und Gebote hoch, unterschieden sich aber von den Orthodoxen durch ihren Glauben, dass die Thora von Menschen geschrieben war und dass das jüdische Gesetz entwickelt worden war, um menschliche Bedürfnisse zu erfüllen.

Es wurde Frühling in New Bedford, und die Bäume an der Strasse wurden grün. Wenn man die Augen zusammenkniff, konnte man sich fast einbilden, es wäre die Hauptallee im Prater und eigentlich sei nichts passiert – keine Nazis, keine zerbrochene Familie. Kurt fühlte sich recht bald zu Hause. Wenn ihm nur seine Mutter und sein Vater, Fritz, Herta und Edith nicht so sehr gefehlt hätten. Wenn nur nicht so viele, viele Kilometer zwischen ihnen gelegen hätten.

Unwertes Leben

Niemand erfuhr je den Grund, warum Philipp Hamber ermordet wurde, aber jeder hörte von den Umständen. Die SS brauchte keine Gründe für brutales Handeln: schlechte Laune, ein Kater, ein Häftling, der einen der Wachleute schief ansah, vielleicht auch einfach nur ein sadistischer Impuls. Als der SS-Mann Abraham den Häftling Philipp Hamber zu Boden stiess und tötete, erinnerten sich die Zeugen vor allem an die Scheusslichkeit dieses Verbrechens und an die furchtbaren Folgen, die es für sie hatte.¹

«Wieder ist Unruhe im Lager», schreibt Gustav.² Er holte sein Tagebuch in dieser Zeit nur selten hervor. Der letzte Eintrag stammte vom Januar 1941, als sie Schnee geschaufelt hatten. Jetzt war es Frühling. In den Monaten dazwischen waren die Häftlinge insgesamt weniger unterwürfig geworden.

Ende Februar war ein Transport mit mehreren Hundert niederländischen Juden angekommen. In den Niederlanden hatte es gewalttätige Zusammenstösse zwischen einheimischen Nazis und der jüdischen Bevölkerung gegeben, und in Amsterdam waren Nazis von jungen Juden zusammengeschlagen worden. Daraufhin hatte die SS vierhundert jüdische Geiseln genommen, ein Zug, der mit Streiks beantwortet wurde, die wiederum dazu führten, dass der Hafen lahmgelegt wurde. Es herrschte Krieg zwischen den Streikenden und der SS, und Ende des Monats wurden dreihundertneunundachtzig jüdische Geiseln nach Buchenwald deportiert.³ Einige landeten im Block 17, und Fritz verbrachte viel Zeit mit ihnen. Er und seine Freunde

versuchten, den Niederländern das Leben im Lager zu erklären, aber nur mit mässigem Erfolg. Diese kräftigen, Willensstärken Männer liessen sich nicht so leicht einschüchtern, und die SS behandelte sie mit einer bisher nicht gesehenen Brutalität. Alle wurden als Träger im Steinbruch eingesetzt, und in den ersten paar Monaten wurden fünfzig von ihnen ermordet. Als klar wurde, dass man die Niederländer nicht so leicht kleinkriegen würde, wurden die Überlebenden nach Mauthausen überstellt, das für seine besondere Brutalität bekannt war. Keiner kehrte je zurück.

Doch die widerstandsfähigen Niederländer liessen im Geist der Übrigen eine Knospe des Trotzes zurück. Als Philipp Hamber ermordet wurde, gärte es unter den Häftlingen.

Philipp stammte wie Gustav aus Wien und arbeitete wie er in der Transportkolonne, wenn auch in einer anderen Mannschaft, die einem Kapo namens Schwarz unterstand. Sein Bruder Eduard arbeitete dort mit ihm zusammen. Die beiden waren vor dem «Anschluss» Filmproduzenten gewesen, und obwohl sie bis dahin an körperliche Arbeit nicht gewöhnt waren, hatten sie drei Jahre Buchenwald überlebt. An jenem Frühlingstag hatten sie Material auf die Baustelle gebracht. Der SS-Mann Abraham, einer der grausamsten, gefürchtetsten Blockführer in Buchenwald, war zufällig dort.⁴ Irgendetwas – ein schiefer Blick von Philipp, ein Fehler, vielleicht ein fallen gelassener Sack Zement oder irgendetwas an der Art, wie er aussah oder sich bewegte – weckte die Aufmerksamkeit des SS-Unterscharführers.

Wütend stiess Abraham Philipp Hamber zu Boden und trat auf ihn ein. Dann packte er den hilflosen Mann am Kragen, zertrte ihn durch den aufgewühlten Schlamm der Baustelle und warf ihn in einen Entwässerungsgraben, der bis zum Rand mit Regenwasser gefüllt war. Während Philipp hustend um sich schlug, stellte ihm Abraham einen Stiefel auf den Hinterkopf und drückte ihn unter Wasser. Eduard

Hamber beobachtete in stillem Entsetzen, gemeinsam mit anderen Häftlingen, was mit seinem Bruder geschah. Allmählich wurde Philipps Gegenwehr schwächer, und sein Körper wurde schlaff.

In Buchenwald waren Morde an der Tagesordnung, man hatte sich daran gewöhnt. Die Häftlinge lebten irgendwie weiter und vermieden es nach Kräften, sich in akute Gefahr zu bringen. Aber jetzt wurde es zu viel. Die Nachricht vom Mord an Philipp Hamber verbreitete sich im Lager wie ein Lauffeuer.

Gustav holte sein lange vernachlässigtes Tagebuch heraus und schrieb auf, dass Philipp «wie eine Katze ersäuft» worden war⁵ und dass die Häftlinge diesen Mord nicht ruhig hinnahmen. Ein Grossteil der Unruhe und des Zorns kam von Eduard, der Gerechtigkeit verlangte.⁶

Dabei kam ihm zu Hilfe, dass der Mord auf der Baustelle von einem zivilen Besucher beobachtet worden war. So konnte Lagerkommandant Koch nicht umhin, Hambers Tod ins Logbuch des Lagers einzutragen und eine Untersuchung anzuberaumen. Gleichzeitig beschwerte sich Eduard auch offiziell, wohl wissend, in welche Gefahr er sich damit brachte. «Ich weiss, dass ich für meine Aussage sterben muss», sagte er zu einem Mithäftling. «Aber vielleicht halten sich diese Verbrecher in Zukunft etwas mehr zurück, wenn sie eine Anklage befürchten müssen. Dann bin ich nicht umsonst gestorben.»⁷

Doch er hatte die SS unterschätzt. Beim nächsten Appell wurden sämtliche Arbeitskameraden von Philipp aus Kapo Schwarz' Transportkolonne, darunter auch Eduard, zum Tor gerufen. Ihre Namen wurden aufgeschrieben, und sie wurden darüber befragt, was sie gesehen hatten. Verängstigt leugneten sie alle, überhaupt irgendetwas gesehen zu haben. Nur Eduard blieb bei seinen Anschuldigungen. Die anderen wurden in ihren Block zurückgeschickt, aber Eduard wurde ein zweites Mal befragt, diesmal von Kommandant Koch und dem Lagerarzt. Koch versicherte ihm: «Wir wollen die ganze Wahrheit wissen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, dass Ihnen nichts geschieht.»⁸

Eduard wiederholte seinen Bericht über Abrahams Angriff auf seinen Bruder und den absichtlichen, brutalen Mord.

Daraufhin liessen sie ihn in seinen Block zurückkehren, aber spät in der Nacht wurde er herausgerufen und in den Bunker gebracht, den Zellenblock im Torhaus. Der Bunker war berüchtigt, weil dort gefoltert und gemordet wurde. Kein Jude, der dort hineinging, kam lebend wieder heraus. Der Hauptaufseher und schlimmste Folterknecht dort war SS-Hauptscharführer Martin Sommer, dessen jungenhaftes Aussehen über seine jahrelangen Erfahrungen in den Lagern hinwegtäuschte. Jeder kannte Sommer, weil er gern die Peitsche schwang, wenn Häftlinge auf den Bock geschnallt wurden.

Nach vier Tagen im Bunker wurde Eduard Hambers Leiche herausgebracht.

Es hiess, er habe Selbstmord begangen,⁹ aber jeder wusste, dass Sommer ihn zu Tode gefoltert haben musste.

Damit war die SS aber noch nicht zufrieden. In den folgenden Wochen wurden immer wieder drei oder vier der Zeugen aus Schwarz' Arbeitskolonne beim Appell herausgerufen und in den Bunker gebracht. Sie wurden vom stellvertretenden Lagerkommandanten Rödl (dem Musikfreund) und von dem neuen Lagerarzt Hans Eisele verhört. Man versicherte ihnen, sie hätten nichts zu befürchten, wenn sie die Wahrheit sagten. \ Wohl wissend, dass das eine Lüge war, leugneten sie weiterhin, irgendetwas gesehen zu haben. Ihr Schweigen nützte ihnen nichts, sie wurden alle umgebracht.

Gustav beschreibt ihr Verschwinden in seinem Tagebuch. Er berichtet, dass man sie in den Bunker brachte, wo sie «von Ob.Sch. Sommer erledigt» wurden.¹⁰ Selbst «Lulu ein Berl, (iner) Vorarb(eiter) und Kapo Schwarz müssen daran glauben, Kluger, Trommelschläger aus Wien sind auch bei den Opfern und so schrumpft unsere Aktion zusammen.»¹¹

Eduard Hamber hatte sein heldenhaftes Opfer gebracht, weil er glaubte, die SS-Schergen würden für ihre Verbrechen zur Verantwor-

tung gezogen oder müsste jedenfalls befürchten, dass das geschehen könnte. Doch sein Fall hatte lediglich bewiesen, dass sie unantastbar waren und ihre Macht grenzenlos.

Tini sass an dem Tisch, an dem sie früher mit der ganzen Familie gegessen hatten. «Mein liebster Kurtl», schrieb sie. «Ich bin sehr glücklich, dass du es gut hast und dass es dir gut geht. Ich bin sehr neugierig, von deinen Sommerferien zu hören. Tatsächlich beneide ich dich fast, man kann jetzt ja nirgendwo mehr hingehen ... Ich wäre so froh, wenn ich bei dir sein könnte. Hier gibt es keine Freuden mehr.»¹²

Die Restriktionen für Juden waren im Mai noch enger geworden, nachdem eine Verordnung die bereits existierenden Gesetze verschärft und ausgeweitet hatte. Juden durften keine Theater mehr besuchen, keine Konzerte, Museen, Büchereien, Sportplätze und Restaurants. Es wurde ihnen verboten, ausserhalb bestimmter Zeiten Geschäfte zu betreten und einzukaufen. Bisher hatten sie auf speziell markierten Bänken nicht mehr sitzen dürfen, jetzt waren sie aus den öffentlichen Parks ganz ausgeschlossen. Die Verordnung führte auch einige neue Regeln ein: Juden durften Wien ohne besondere Erlaubnis nicht mehr verlassen und konnten keine Anfragen an die Behörden mehr stellen. Und es war streng verboten, Gerüchte über Umsiedlungen und Emigration zu verbreiten.¹³

Tini hatte ihre Bemühungen, Herta und Fritz nach Amerika zu bringen, noch nicht aufgegeben. Doch es wurde immer schwieriger. Bald nach Kurts Abreise hatte Portugal die Durchreise verboten, weil in Lissabon schon zu viele Menschen festsassen, und im Juni hatte Präsident Roosevelt den Transfer von Geldern aus den USA nach Europa ausgesetzt, sodass die Hilfsorganisationen kaum noch arbeiten konnten.¹⁴ Im ersten Halbjahr 1941 war es nur vierhundert-

neunundzwanzig Wiener Juden gelungen, in die USA auszuwandern. Vierundvierzigtausend Verzweifelte sassen noch in der Stadt in der Falle.¹⁵ Im Juli dann erklärten die US-Behörden alle bisherigen Empfehlungsschreiben für ungültig.¹⁶

Damit waren Tinis Pläne zerstört. Aber sie versuchte es weiter. Es erschöpfte sie; manchmal war sie so deprimiert, dass sie kaum noch aus dem Bett kam. Erst kürzlich hatten einige Nachbarsfamilien erfahren, dass ihre Männer in Buchenwald gestorben waren. Sie alle waren so lange drangsaliert worden, bis sie durch die Postenreihe gelaufen waren. Jeden Tag erwartete Tini, etwas Ähnliches über Gustav oder Fritz zu erfahren. Es war eine Qual für sie, zu wissen, welche grausame Zwangsarbeit ihr Mann leisten musste. «Er ist ja nicht mehr jung», schrieb sie. «Wie kann er das ertragen?»¹⁷ Jedes Mal, wenn ein Brief von ihm verspätet kam, geriet sie in Panik. Doch sie hielt durch und kämpfte weiter, weigerte sich, die Hoffnung aufzugeben, wenigstens Herta in Sicherheit zu bringen. Mit dem wenigen Geld, das sie noch zusammenbrachte, waren die Gebühren, Steuern und Bestechungsgelder kaum zu bezahlen. Für kurze Zeit konnte sie in einem Lebensmittelladen arbeiten, wurde aber entlassen, weil sie Jüdin war.

«Das Leben wird von Tag zu Tag trauriger», schrieb sie an Kurt. «Aber du bist unser Sonnenschein, unser Glückskind, also bitte, schreib uns oft und in allen Einzelheiten ... Millionen Küsse von deiner Schwester Herta, die immer an dich denkt.»¹⁸

Richter Barnett hatte nicht lange gezögert, Kurt in die Schule zu schicken, obwohl der Junge kein Englisch sprach. Dass er es schnell lernte, war vor allem Ruthie zu verdanken, der Nichte der Barnets, die im Sommer bei ihnen einzog.

Das eigene Zimmer gehörte Kurt nicht lange allein, denn kurz

nach seiner Ankunft kam Ruthie und blieb. Sie hatte das College hinter sich und arbeitete als Lehrerin in Fairhaven, auf der anderen Seite der Flussmündung. Wenn Kurt von der Schule kam, unterrichtete ihn Ruthie in Englisch. Sie war eine gute Lehrerin, freundlich und gutmütig, und Kurt liebte sie sehr. Mit der Zeit wurde sie zu einer Art Schwesterersatz für ihn. Cousin David von nebenan war der kleine Bruder – ihre Beziehung erinnerte an die zwischen Fritz und Kurt.

In den ersten Monaten wurde Kurt für die Lokalzeitung fotografiert, im Radio interviewt, und als er im Juni die vierte Klasse abschloss, stellte ihn der Lehrer fürs Klassenfoto in die erste Reihe. In diesem ersten Sommer, als er sich noch zurechtfinden musste, wurde er nach Camp Avoda geschickt, ein Sommercamp, das Sam und Phil Barnet gestiftet hatten. Jüdische Jungen aus benachteiligten städtischen Umgebungen konnten hier die Ferien verbringen und bekamen eine feste Grundlage aus traditionellen Werten vermittelt.

Das Camp wurde unter Bäumen am Ufer des Tispaquin Pond errichtet, einem See zwischen New Bedford und Boston, nur ein paar einfache Hütten rund um einen Baseball-Platz. Kurt genoss den Aufenthalt sehr, trieb Sport und schwamm im warmen, flachen Wasser des Sees. In Wien hatte er sich an einem Seil um die Taille über den Donaukanal geschwungen, während ein Freund am Ufer das andere Ende festhielt. Hier lernte er jetzt richtig schwimmen. Wenn Fritz Camp Avoda zu sehen bekommen hätte, er hätte wohl an das Paradies in Makarenkos Buch *Der Weg ins Leben* gedacht.

Normalerweise schrieb Kurt nicht so gern Briefe, aber jetzt schrieb er seiner Mutter ausführlich und erzählte ihr alles über die wunderbare neue Welt, die er gefunden hatte.

Tini verschlang jedes Detail, glücklich zu wissen, dass jetzt zwei ihrer Kinder in Sicherheit waren. Was Edith anging, so vermutete sie, es ginge ihr gut, obwohl sie seit zwei Jahren keinen Kontakt mehr hatten. Aber sie wurde die Angst nicht los, dass etwas schiefgehen

könnte, dass Kurts Idyll jäh zerstört werden könnte. «Bitte sei brav», schrieb sie. «Mach Deinem Onkel Freude, sodass man nur Gutes über Dich sagt ... Bitte, Liebes, sei brav.» Ein Foto, das er ihr schickte und auf dem er mit den anderen Barnet-Kindern zu sehen war, bereitete ihr besondere Freude. «Du siehst so nett aus ... so gut und strahlend. Ich habe Dich fast nicht erkannt.»¹⁹

Im strahlenden Licht von Kurts neuem Leben verblasste das alte immer mehr.

Auch auf dem Ettersberg war es Sommer geworden. «Von zu Hause bekomme (ich) jetzt mit Fritz regelmässig Geld», schreibt Gustav.²⁰ Nicht viel Geld, aber es half doch, das Leben erträglicher zu machen. Gelegentlich schickte Tini auch Pakete mit Kleidung – Hemden, Unterwäsche, ein Pullover –, die im Lager ungeheuer kostbar waren. Wenn ein Paket ankam, wurde Gustav oder Fritz ins Büro gerufen, um es dort abzuholen und zu unterschreiben. Der Inhalt wurde auf ihrer Karteikarte vermerkt.²¹

Gustavs Liebe zu seinem Sohn erfüllte sein ganzes Herz. Er war sehr stolz auf den jungen Mann, zu dem Fritz wurde – im Juni würde er achtzehn. «Der Junge ist meine grösste Freude», schreibt er. «Einer stützt (!) den anderen. Wir sind die Unzertrennlichen.»²²

Am Sonntag, dem 22. Juni, wurden über die Lautsprecheranlage wichtige Neuigkeiten angekündigt. An diesem Morgen hatte der «Führer» den Überfall auf die Sowjetunion befohlen, die grösste Militäraktion in der Geschichte. Drei Millionen Soldaten bildeten eine Front an der gesamten Grenze zu Russland, bereit, das Land mit einer riesigen Welle zu überschwemmen.

«Jeden Tag das Gebrüll im Radio», schreibt Gustav verzweifelt.²³ Die Lautsprecher, aus denen auch vorher schon nervtötend dröhnen-

de nationalsozialistische Propaganda kam, martialische deutsche Musik, grauenhafte Befehle und demoralisierende Ankündigungen, spielten jetzt ständig das deutsche Radio mit seinen Triumphmeldungen von der Ostfront. Die heldenhafte Zerschlagung des bolschewistischen Widerstands durch deutsche Waffen, die Einkesselung russischer Divisionen, die Eroberung einer Stadt nach der anderen, das Überqueren von Flüssen, die Siege einzelner SS-Einheiten oder Wehrmachtsgenerale, die Kapitulation Hunderttausender sowjetischer Soldaten: Deutschland verschlang den lethargischen russischen Bären wie ein Wolf, der sich über ein Schaf hermacht.

Den Juden, die unter der Naziherrschaft lebten, vor allem jenen in den polnischen Gettos, gab der Einmarsch in der Sowjetunion einen Hoffnungsschimmer. Vielleicht würden die Russen ja siegen und sie aus ihrem Elend befreien. Aber für die politischen Häftlinge in den Konzentrationslagern, die meisten von ihnen Kommunisten, war die Nachricht deprimierend. «Die Politischen (Gefangenen) lassen den Kopf hängen», schreibt Gustav.²⁴

Wieder gab es Unruhen unter den Häftlingen, Störungen bei der Arbeit, Ungehorsam, kleine Akte des Widerstands. Die SS ging damit wie gewohnt um. «Täglich bringt man Erschlagene und Erschossene ins Lager», schreibt Gustav.²⁵ Täglich neue Arbeit für das Krematorium, neuer Rauch aus dem Schornstein.

Im Juli kamen neue Schrecken nach Buchenwald. Sie sollten eigentlich geheimgehalten werden, aber der Schleier war dünn.

Im vergangenen September hatte ein amerikanischer Journalist in Deutschland über eine «unheimliche Geschichte» berichtet, die ihm aus anonymer Quelle zugetragen worden war: «Die Gestapo entledigt sich jetzt systematisch der Geisteskranken im Reich. Die Nazis sprechen von Euthanasie – Gnadentod.»²⁶ Das Programm mit dem Decknamen T4 umfasste spezielle Einrichtungen mit Gaskammern,

dazu mobile Gaswagen, die von Klinik zu Klinik fuhren und diejenigen einsammelten, die das Regime für «unwertes Leben» hielt. Negative Reaktionen in der Öffentlichkeit, vor allem vonseiten der Kirchen, hatten dazu geführt, dass das T4-Programm ausgesetzt wurde. Stattdessen begannen die Nazis nun, es auf die Insassen der KZs anzuwenden. Das neue Programm trug den Decknamen Aktion 14f13 und bezog sich zunächst auf behinderte jüdische Häftlinge.²⁷ Lagerkommandant Koch in Buchenwald hatte einen Geheimbefehl von Himmler erhalten, alle geistig und körperlich behinderten Insassen, speziell die Juden unter ihnen, zu vernichten.²⁸

Die Insassen von Buchenwald erfuhren von der Aktion 14f13, als eine kleine Gruppe von Ärzten ins Lager kam, um die Häftlinge zu untersuchen. «Wir kriegen Befehl uns im Krankenbau einzufinden zur Untersuchung. Ich spanne den Braten, bin arbeitsfähig», schreibt Gustav.²⁹

Einhundertsiebenundachtzig Gefangene wurden als geistig behindert, blind, taubstumm oder körperbehindert ausgesondert, darunter auch einige, die bei Unfällen oder durch Misshandlungen im Lager verletzt worden waren. Man sagte ihnen, sie würden in ein spezielles Lager überstellt, in dem sie sich erholen könnten. Dort würde man sich gut um sie kümmern, und sie würden leichtere Arbeit in Textilfabriken bekommen. Die Häftlinge waren misstrauisch, aber viele, vor allem diejenigen, denen es besonders schlecht ging, klammerten sich an die Hoffnung, die ihnen diese Lügen gaben. Transportautos kamen und nahmen die Männer mit. «In der Früh kommen die Effekten von ihnen zurück», schreibt Gustav. Die grausige Fracht enthielt Kleidung, Prothesen und Brillen. «Jetzt wissen wir, was gespielt wird: alles vergast», fährt er fort.³⁰ Dies war der erste von sechs Transporten von Häftlingen, die im Rahmen der Aktion 14f13 ermordet wurden.

Gleichzeitig legte Kommandant Koch ein zusätzliches Programm auf: die Ermordung von Häftlingen, die unter Tuberkulose litten. Da-

für war der SS-Arzt Hans Eisele zuständig. Eisele, ein glühender Antisemit, wurde von den Häftlingen als der «Spritzendoktor» bezeichnet, weil er so eifrig tödliche Spritzen an kranke oder widerständige Juden verteilte. Man nannte ihn auch den «Weissen Tod»,³¹ weil er zur eigenen Erbauung Vivisektionen an Häftlingen durchführte, ihnen zu Versuchszwecken Injektionen setzte und unnötige Operationen durchführte, darunter sogar Amputationen. Danach wurden die Opfer getötet.³² In der Erinnerung der Überlebenden ist er womöglich der bösartigste Arzt, der in Buchenwald praktizierte.

Das Programm begann mit der Ankunft von zwei grossen Transporten aus Dachau. Bei fünfhundert Männern stellte man Tuberkulose fest – eher auf der Grundlage ihres Allgemeinzustandes als aufgrund einer richtigen medizinischen Untersuchung. Sie wurden in den Krankenbau geschickt und dort sofort von Dr. Eisele durch eine Injektion mit Hexobarbital getötet.³³

Innerhalb weniger Monate hatte Buchenwald seinen Charakter vollkommen verändert. Jetzt galt alles, was einen Mann schwächte – jede Verletzung, Krankheit oder Behinderung –, als Todesurteil. Das Risiko war immer schon hoch gewesen, aber jetzt konnte man sicher sein, dass jeder, der nicht mehr arbeitsfähig war, als «unwertes Leben» galt und automatisch auf der Todesliste landete.

Und dann kamen die ersten sowjetischen Kriegsgefangenen, und damit öffnete sich die Tür zu einer weiteren Abteilung der Hölle.

In den Augen der Nazis waren Juden und Bolschewik! dasselbe. Die Juden, so behaupteten sie, hatten den Kommunismus erfunden und verbreitet, und nun lief er parallel zur weltweiten kapitalistischen Verschwörung, die ebenfalls, so die unlogische Behauptung, von den Juden ausging.³⁴ Dieser Mythos hatte den Einmarsch in die

UdSSR inspiriert. Er diente auch zur Begründung der Morde der Todesschwadronen, die der Wehrmacht folgten und Zehntausende Juden dahinmetzelten. Soldaten der Roten Armee, von denen Hunderttausende in den ersten Wochen des Feldzuges gefangen genommen worden waren, wurden als «Untermenschen» behandelt, als Juden oder «Judenknechte» und galten damit als ebenso degeneriert wie gefährlich. Politkommissare, fanatische Kommunisten, Intellektuelle und Juden wurden sofort zur Vernichtung ausgesondert. Das ging aber nicht in den Kriegsgefangenenlagern, weil das Risiko einer Panik unter den Gefangenen zu gross war. Deshalb beschloss die SS, die Konzentrationslager dafür zu nutzen. Das Programm trug den Decknamen Aktion 14f14.³⁵

An einem Tag im September stand Fritz beim Appell in einer Reihe mit den anderen Männern aus Block 17. Sein Papa stand bei den Männern aus seiner Baracke in einem anderen Abschnitt des Platzes.³⁶ Es war ein Appell wie Hunderte andere, die sie erlebt hatten. Mühsames Abfragen von Häftlingsnummern, die Antworten, die Ankündigungen, die routinemässigen Bestrafungen. Aber dann passierte etwas, was bisher noch nicht vorgekommen war.

An diesem Tag waren die ersten sowjetischen Gefangenen nach Buchenwald gekommen. Es war nur eine kleine Gruppe, fünfzehn verlorene, verängstigte Männer in viel zu grossen Uniformen der Roten Armee. Fritz sah neugierig zu, wie der SS-Mann Abraham (Philipp Hambers Mörder) und vier weitere Wachen die Russen nach vorn brachten und vom Platz führten. Mehrere Tausend Augenpaare folgten ihrem Weg. Gleichzeitig begann das Lagerorchester zu spielen. Auf Befehl vom Podium stimmten sie das Buchenwaldlied an.

Die Routine des Singens beim Appell war inzwischen so eingefahren, dass Fritz und seine Kameraden sangen, ohne nachzudenken.

«Wenn der Tag erwacht, eh' die Sonne lacht, die Kolonnen ziehn zu des Tages Mühn ...» Fritz strengte dabei seine Augen an und sah, dass die Russen am Krematorium vorbei zu der kleinen Fabrik auf dem Lagergelände gebracht wurden. Hier fertigten Zwangsarbeiter für die Deutschen Ausrüstungswerke (DAW) Ausrüstungsgegenstände für die Wehrmacht. Dahinter befand sich der Schiessplatz der SS. Dann waren die Kriegsgefangenen nicht mehr zu sehen. «Und der Wald ist schwarz und der Himmel rot, und wir tragen im Brotsack ein Stückchen Brot und im Herzen, im Herzen die Sorgen.» Tausende Stimmen dröhnten über das Gelände, aber sie konnten die Schüsse vom Platz hinter der Fabrik nicht übertönen.

Die russischen Soldaten wurden nie mehr gesehen. Ein paar Tage später wurden weitere sechsunddreissig sowjetische Kriegsgefangene ins Lager gebracht, und wieder mussten die anderen Häftlinge singen, um die Schüsse zu übertönen.

«Sie sagen, es wären Kommissare, aber wir wissen alles», schreibt Gustav. «Wie es uns zumute ist, (ist) nicht zu beschreiben und jetzt folgt Schlag auf Schlag.»³⁷

Doch die SS begann bald mit einer versteckteren Exekutionsmethode für die grosse Zahl an Russen, die man loswerden wollte. Kleine Gruppen wurden weiterhin auf dem Schiessplatz ermordet, aber gleichzeitig baute man eine neue Einrichtung. Im Wald nahe der Strasse zum Steinbruch gab es ein nicht mehr benutztes Stallgebäude, in dem die Zimmerleute der Bauabteilung schwere Arbeit verrichteten. Der Deckname der Einrichtung war Kommando 99, und trotz aller Geheimhaltung sollte es nicht lange dauern, bis sein Zweck bekannt wurde.³⁸ Gleichzeitig wurden drei Baracken in einer Ecke des Hauptlagers abgezäunt und als gesonderter Bereich für die sowjetischen Kriegsgefangenen genutzt, die jetzt zu Tausenden ankamen.³⁹

Jeden Tag wurden Russen, die zur Liquidation selektiert worden waren, nach Kommando 99 gebracht, wo man ihnen sagte, sie wür-

den ärztlich untersucht. Sie wurden einer nach dem anderen durch einige Räume mit medizinischen Geräten geführt, in denen Männer in weissen Kitteln sassen. Man untersuchte die Zähne der Häftlinge, hörte ihnen Herz und Lunge ab und testete ihre Augen. Dann brachte man jeden einzeln in ein Zimmer, an dessen Wand eine Messskala angebracht war. Hinter der Skala befand sich in Nackenhöhe ein schmaler Schlitz in der Wand, hinter dem ein SS-Mann mit Pistole stand. Während der Häftling gemessen wurde, klopfte der Helfer auf die Skala, und der verborgene Wachmann erschoss den Häftling.⁴⁰ Die ganze Zeit dröhnte laute Musik durchs Gebäude, sodass man die Schüsse nicht hörte. Bevor das nächste Opfer kam, wurde das Blut des vorhergehenden Opfers im Messraum weggespült.

Fritz und Gustav und alle ihre Mitgefangenen wussten, was sich in dem alten Stall abspielte.⁴¹ Die Zimmerleute, die das Gebäude hergerichtet hatten, waren Kollegen von Fritz. Lastwagenladungen mit Russen kamen täglich ins Lager und verschwanden wieder. Und alle sahen den geschlossenen Wagen, der vom Kommando 99 weg- und zum Krematorium fuhr, und das Blut, das aus dem Laderaum auf die Strasse und den Platz tropfte. Bald wurde der Wagen mit einer Wanne aus Metall versehen, damit nichts mehr heraustropfen konnte. Das Krematorium war mit der grossen Zahl von Leichen überfordert; mobile Öfen wurden aus Weimar heraufgebracht und am Rande des Appellplatzes aufgestellt. So fanden die Verbrennungen der Leichen jetzt vor den Augen der Lebenden statt. «Unterdessen gehen die Erschiessungen weiter», schreibt Gustav.⁴²

Irgendwann muss man doch die Fähigkeit zum Entsetzen verlieren? Irgendwann muss man doch abstumpfen, versteinern, sich daran gewöhnen, taub werden. Das moralische Empfinden muss unter einer so endlosen Reihe von Verletzungen doch irgendwann Narben davontragen.

Bei einigen war das wohl so. Bei anderen geschah eher das Gegenteil. Selbst manche SS-Leute ertrugen es nicht mehr. Die Wachen mussten sich im Kommando 99 mit den Erschiessungen abwechseln, und einige stellten fest, dass dieses ständige, planmässige Abschlachten nicht dasselbe war wie die gelegentlichen Morde, an die sie sich gewöhnt hatten. Einige genossen es – sie sahen sich als Soldaten, die mit den Erschiessungen ihren Beitrag zum Krieg gegen die jüdisch-bolschewistische Weltverschwörung leisteten. Andere hielten es nicht aus und versuchten, sich vor dem Dienst im Kommando 99 zu drücken. Wieder andere wurden angesichts des Gemetzels ohnmächtig oder erlitten Nervenzusammenbrüche. Und einige wenige machten sich Sorgen, dass die Gerüchte, die es mit Sicherheit geben würde, zu Racheakten gegen deutsche Kriegsgefangene durch den NKWD, die sowjetische Geheimpolizei, führen würden.⁴³

Die Häftlinge in Buchenwald, die allesamt Zeugen der Aktion 14f14 wurden und von denen einige bei Aufräumarbeiten beschäftigt wurden, erlebten das Ganze als demoralisierend und traumatisch. Und das war noch lange nicht alles.

Ende 1941 fing man an, die Häftlinge mit tödlichen medizinischen Experimenten zu traktieren, mit deren Hilfe Impfstoffe für die Wehrmacht entwickelt werden sollten.

Alle wussten, dass etwas im Gange war, als Block 46 abgezäunt wurde, eins der zweistöckigen Steinhäuser in der Nähe der Gemüsegärten. Nach dem Appell an einem Wintertag zog der Adjutant eine Liste hervor und betrachtete die Reihen der Gefangenen, bevor er an-

ding, Nummern vorzulesen. Alle Herzen klopften schneller – wenn die SS Listen zusammenstellte, verhiess das nie etwas Gutes. Die aufgerufenen Männer wurden blass.

Noch schlimmer war, dass der SS-Arzt Erwin Ding (später als Schuler bzw. Ding-Schuler bekannt) dabeistand. Er war ein schlanker, nervös aussehender kleiner Mann, der in der Waffen-SS gedient hatte. Als Lagerarzt war er bekannt für seine Inkompetenz.⁴⁴ Dasselbe galt für seinen Stellvertreter, SS-Hauptsturmführer Waldemar Hoven, einen bemerkenswert gut aussehenden Mann. Hoven hatte in Hollywood als Filmstatist gearbeitet. Er hatte nur eine rudimentäre medizinische Ausbildung und war noch unfähiger als Ding. Aber er war sehr geschickt beim Setzen tödlicher Phenol-Injektionen.⁴⁵

Die Häftlinge, deren Nummern aufgerufen worden waren – eine Mischung aus Juden, Roma, politischen Gefangenen und Männern mit grünem Dreieck – wurden in den Block 46 geführt und verschwanden im Haus.

Was dort mit ihnen geschah, wurde erst bekannt, als die Überlebenden zurückkamen. Ding und Hoven infizierten die Häftlinge mit Typhus-Serum, sodass die Männer krank wurden: aufgeblähte Bäuche, Kopfschmerzen, blutiger Durchfall, Verlust des Hörvermögens, Nasenbluten, Muskelschmerzen, Lähmungen, Bauchschmerzen, Erbrechen. Viele starben, und die Überlebenden befanden sich in einem bemitleidenswerten Zustand.⁴⁶

Immer wieder wurden Gruppen von Häftlingen nach Block 46 geschickt und dort im Namen der Wissenschaft gequält und getötet. Einige alte Freunde von Gustav aus Wiener Tagen waren darunter, doch sie wurden gerettet, weil das Oberkommando der SS die Vorstellung unerträglich fand, einen Impfstoff auf der Basis von jüdischem Blut in die Adern deutscher Soldaten zu injizieren. Daraufhin schloss man Juden von dem Experiment aus und schickte sie in die normale Lagerhölle zurück.⁴⁷

Tini und Herta sassen am Küchentisch und nähten. Flickarbeiten gehörten seit ihrer Heirat zu Tinis Alltag, schliesslich hatten sie vier Kinder und wenig Geld gehabt. Irgendetwas war immer zu stopfen oder zuzunähen. Inzwischen waren ihre eigenen und Hertas Kleider fadenscheinig geworden, sodass sie ständig etwas flicken mussten, damit sie nicht auseinanderfielen.

Heute jedoch ging es nicht um Reparaturen. Am 1. September 1941 hatte das Innenministerium in Berlin verkündet, ab dem 19. September müssten alle Juden in Deutschland und Österreich einen gelben Davidstern auf ihrer Kleidung tragen – den sogenannten Judenstern.

Die Nazis hatten diese mittelalterliche Praxis zuerst in Polen und anderen besetzten Ländern eingeführt. Jetzt hatten sie beschlossen, alle Juden, auch die zu Hause, müssten daran gehindert werden, sich in der Gesellschaft zu tarnen.⁴⁸

Gemeinsam mit ihren Nachbarn und Verwandten hatten Tini und Herta sich zum Büro der IKG begeben müssen, um ihre Sterne abzuholen. Sie waren industriell hergestellt und auf Stoffrollen gedruckt. In der Mitte prangte das Wort «Jude» in schwarzen Buchstaben, die ein wenig an hebräische Schrift erinnerten.⁴⁹ Jeder konnte bis zu vier Sterne mitnehmen, aber man musste sie zynischerweise bezahlen: Jeder Stern kostete zehn Pfennige. Die IKG hatte die grossen Rollen für fünf Pfennige pro Stern der Regierung abgekauft und nutzte den Gewinn für ihre Verwaltungsausgaben.⁵⁰

Noch nicht einmal jetzt hatte Tini ihren Kampf aufgegeben, Herta aus diesem Albtraum zu retten. Inzwischen wurden Mädchen in ihrem Alter, auch jüngere, in die Lager geschickt. In ihrer Verzweiflung hatte Tini an Richter Barnet in Amerika geschrieben und ihn um Hilfe angefleht: «Ich bin verzweifelt, weil sie hier ausharren muss. Aus einer inoffiziellen Quelle habe ich erfahren, dass Verwandte in

den USA in Washington eine Petition einreichen können, um ein Visum zu bekommen. Dürfte ich Sie bitten, einen solchen Antrag für Herta zu stellen? Ich möchte mir ihretwegen nicht die gleichen Vorwürfe machen wie in Bezug auf Fritz.»⁵¹ Sam Barnet handelte sofort, schickte die notwendigen Papiere, stellte eine Kaution von vierhundertfünfzig Dollar, um die Ausgaben zu decken.⁵² Doch das Labyrinth der Bürokratie war zu verwirrend und die Hürden zu hoch. Hertas Visum wurde nicht genehmigt.

Ihre Nadeln fuhren durch den billigen gelben Stoff der Sterne und die zerschlissene Wolle ihrer Mäntel. Tini warf einen Blick auf ihre Tochter, die eine Frau geworden war: Sie war neunzehn, bald zwanzig, etwa so alt, wie Edith gewesen war, als sie weggegangen war. Neunzehn und bildhübsch. Wie schön hätte sie sein können mit richtigen Kleidern und wenn sie nicht dieses Leben in Armut und Angst führen müsste.

Wenn Herta ihre Mutter ansah, fielen ihr die Sorgenfalten auf und die eingefallenen Wangen. Der Hunger verlangte seinen Tribut.

Der Anblick der gelben Sterne in Wien rief während der nächsten Wochen starke Reaktionen bei Nichtjuden hervor. Sie hatten sich so sehr daran gewöhnt, dass die Juden weitgehend verschwunden waren – viele waren emigriert, und die angeblich gefährlichen saßen in den Lagern –, dass es ihnen vorkam, als tauchten nun plötzlich Tausende auf und würden sichtbar. Einige Menschen schämten sich für die Untaten der Nazis. Sie fanden es richtig, die Juden aus dem öffentlichen Leben zu verbannen, aber diese sichtbare Stigmatisierung kam ihnen irgendwie falsch vor. Ladenbesitzer, die bisher bereit gewesen waren, Juden diskret zu bedienen, kamen jetzt in die Verlegenheit, dies vor den anderen Kunden nicht mehr verbergen zu können. Einige hielten das aus, andere verschlossen ihre Türen für Träger des gelben Sterns. Die Juden, die «arisch» genug aussahen, um einige Ein-

schränkungen umgehen zukönnen, standen jetzt vor neuen Problemen. Wieder andere waren so schockiert über die grosse Zahl von Juden in der Stadt, dass sie ein hartes Durchgreifen forderten.⁵³ Es schien, als könnte es nicht mehr schlimmer kommen.

Aber natürlich konnte es noch viel schlimmer kommen. Die Talsohle war noch bei Weitem nicht erreicht.

Am 23. Oktober gab das Hauptquartier der Gestapo in Berlin eine Anordnung an alle Sicherheitspolizeien des Deutschen Reichs heraus. Mit sofortiger Wirkung war jegliche Emigration von Juden verboten.⁵⁴ Sie konnten das Reich jetzt nur noch durch Zwangsumsiedlung in die neu errichteten Gettos im Osten verlassen. Damit waren Tinis letzte Hoffnungen für Herta mit einem bürokratischen Federstrich zunichtegemacht.

Im Dezember erklärte Deutschland den USA den Krieg. Nun war auch der letzte Ausweg versperrt.

Tausend Küsse

In Buchenwald war der Frühling eingezogen, der dritte, den Gustav und Fritz dort erlebten. Der Wald grünte, die Amseln sangen gegen das harsche Krächzen der Krähen an. Jeden Morgen kurz nach Sonnenaufgang hörte man das Geräusch von Sägen, die sich in Baumstämme frassen, das Stöhnen der Sklaven, die sie bewegten, und die geschmaltzen Beleidigungen und Befehle der Kapos und Wachen. Dann ein Schrei, und eine grosse Buche oder Eiche krachte zu Boden. Die Sklaven machten sich schnell darüber her, verarbeiteten sie zu Holzscheiten auf einem Teppich aus Blättern.

Gustav, der schon müde war und dessen Schultern wund waren vom Tragen, ging mit seinen Kollegen hin, um Holz für die Baustellen einzusammeln. Er war ein fähiger Arbeiter, Vorarbeiter sogar, zuständig für eine Mannschaft aus sechsundzwanzig Arbeitern. «Meine Jungs sind mir treu», schreibt er. «Wir sind eine Kameradschaft und halten fest zusammen.»¹ Freundschaft war ein kostbares Gut und oft nur von kurzer Dauer. Im Februar waren mehrere Freunde von Gustav, «alles starke Burschen»,² mit einem «Invaliden-Transport» weggeschickt worden. Am nächsten Tag kamen wie üblich ihre Habseligkeiten zurück: Kleidung, Prothesen und Brillen. «Jeder denkt sich morgen bin ich dran, also täglich und stündlich den Tod vor Augen.»³

Im Februar hatte die SS Rabbi Arnold Frankfurter ermordet, der Gustav und Tini 1917 getraut hatte. Sie hatten ihn ausgepeitscht und gequält, bis sein alter Körper es nicht mehr aushielt und nur noch ein

Wrack blieb, in dem man den kräftigen, bärtigen Rabbi aus Wiener Tagen kaum noch erkannte. Vor seinem Tod hatte Rabbi Frankfurter einen Freund gebeten, seiner Frau und seinen Töchtern einen traditionellen jiddischen Segen zu übermitteln: «Zayt mir gesunt un shtark.»⁴ Gustav erinnerte sich noch genau an den Tag seiner Hochzeit in der hübschen kleinen Synagoge der Rossauer Kaserne, der grossen Kaserne in Wien. Er hatte seine Ausgehuniform getragen, der silberne Tapferkeitsorden blinkte an seiner Brust. Tini trug einen Hut und einen dunklen Mantel, fast ein bisschen mollig, bevor Jahrzehnte eines harten Lebens und die Sorge um ihre Kinder ihr das gute Aussehen ihrer reifen Jahre verliehen hatten.

Er nahm die Mütze ab, fuhr sich mit der Hand über die Stoppeln auf seinem Kopf und blickte hinauf in das Dach aus schwankenden Blättern. Mit einem Gefühl, das ihm wie ein fernes Echo alter Zufriedenheit vorkam, setzte er die Mütze seufzend wieder auf. «Im Wald ist es herrlich, wenn man nur frei wäre», hatte er in sein Tagebuch geschrieben. «Aber immer den Draht vor den Augen.»⁵

Die Arbeit war jetzt noch anstrengender als früher. Seit Januar hatte ein neuer Kommandant das Lager übernommen, SS-Oberführer Hermann Pister. «Ab jetzt weht ein anderer Wind in Buchenwald», hatte er den versammelten Häftlingen erklärt.⁶ Und er meinte es auch so. Die Häftlinge wurden eine halbe Stunde früher geweckt als bisher und mussten, halb angezogen, vor dem Appell exerzieren.

Hitlers Judenhass steigerte sich ins Unermessliche. Der Einmarsch in die Sowjetunion brachte nicht den erwarteten entscheidenden Sieg. Im Deutschen Reich wurden die Nahrungsmittel knapp, und überall, von Frankreich bis in die Ukraine, bereiteten kommunistische Partisanen der Wehrmacht Schwierigkeiten. Im umnachteten Geist der Nazis waren an alldem die Juden schuld. Sie hätten den Krieg mit ihren Verschwörungen verursacht, und jetzt würden sie

den deutschen Vormarsch behindern.⁷ Im Januar 1942 hatte sich die Führung der SS organisatorisch auf die sogenannte «Endlösung der Judenfrage» geeinigt. Massendeportationen, Emigration und Haft hatten nicht den gewünschten Erfolg, man musste wesentlich drastischer und entschiedener handeln. Was genau das bedeutete, hielt man vor der Öffentlichkeit geheim, aber die Entscheidung veränderte das System der Konzentrationslager grundlegend. Die Juden gerieten noch stärker in den Fokus, standen unter noch feindlicherer Beobachtung als bisher. In Buchenwald war ihr Anteil unter den Häftlingen durch die Ermordung von Invaliden, Hunger, Misshandlungen und Mord stark gesunken – im März standen nur noch achthundertsechsdreissig Juden mehr als achttausend anderen Häftlingen gegenüber.⁸ Sie waren nur noch am Leben, weil man sie als nützliche Arbeiter ansah, aber das würde nicht mehr lange so gehen, wenn der Druck von oben stärker wurde, das gesamte Deutsche Reich «judenfrei» zu machen.

Gustavs flüchtiges Idyll, sein Blick in die Baumwipfel, endete abrupt. Unter seiner Leitung hoben die Männer die Baumstämme und trugen sie weg. Einen Wagen hatten sie nicht, das Holz musste den dicht bewaldeten Berg hinaufgetragen werden. Gustav achtete sorgfältig darauf, die Lasten zu verteilen. Ihm war klar, dass einige seiner Männer den Weg bergauf mit einem Baumstamm auf den Schultern nicht mehr schaffen würden. Ruhig befahl er ihnen, mit den anderen zu gehen. Solange sie sich diskret verhielten und *so aussahen*, als würden sie tragen, war alles in Ordnung. Er nahm sein eigenes Ende, und sie zogen los.

Bei der Baustelle angekommen, wo ein Kapo und der SS-Aufseher Greuel auf sie warteten, zwangen die Männer sich, schneller zu gehen. Die letzten paar Meter und das Aufstapeln der Stämme vollzogen sich rasend schnell. Das war gefährlich – es hatte schon Verletzte und Tote gegeben, wenn die hastig aufgestapelten Stämme wegrutschten oder auf sie rollten.⁹

«Was soll das, ihr Judenschweine?»

Oberscharführer Greuel schob Gustav sein rotes Gesicht entgegen und zeigte mit seinem Knüppel auf ihn. «Ein paar von diesen Tieren tragen ja gar nichts!»¹⁰

Gustav sah seine Männer an, die nicht so vorsichtig gewesen waren, wie er ihnen befohlen hatte. Man konnte es ihnen kaum vorwerfen, sie waren zu Tode erschöpft. «Tut mir leid, einige meiner Männer sind erseh...»

Greuel schlug ihn mit dem Stock ins Gesicht und stiess ihn zur Seite. Gustav hob die Hände, um seinen Kopf zu schützen, aber der Knüppel ging immer wieder auf ihn nieder, auch auf den Rücken und die Hände. Als Gustav stürzte, wandte sich Greuel in seiner Wut den anderen Männern zu, lief zu ihnen und schlug sie blutig. Als der Sturm vorbei war, wandte er sich wieder an Gustav, schwer atmend vor Anstrengung. «Du bist der Vorarbeiter, Jude», sagte er. «Treib das Judenvieh härter an. Ich werde Meldung machen.»

Am nächsten Tag passierte dasselbe – Gustav und seine Männer wurden geschlagen, weil sie angeblich nicht hart genug arbeiteten. Beim Appell wurde Gustav ans Tor gerufen und dort vom Rapportführer verhört, der den Appell beaufsichtigte und für die Disziplin im Lager zuständig war. Für SS-Standards war er ein vernünftiger Mann. Da er mit Gustavs Antworten zufrieden war, zerriss er Greuels Meldung.

Aber Greuel liess sich nicht beirren. Er war ein ausgemachter Sadist. Einige vermuteten, seine Grausamkeit habe eine sexuelle Komponente gehabt; er war bekannt dafür, dass er einzelne Männer von der Arbeit wegholte und in seinem Zimmer verprügelte, einzig zu seinem Vergnügen.¹¹ Wenn er sich einmal ein Opfer ausgesucht hatte, liess er nicht mehr davon ab. Am dritten Tag transportierten Gustav und seine Männer Steine vom Steinbruch. Ihr Wagen war mit zweieinhalb Tonnen Steinen beladen, und selbst mit sechsundzwanzig Männern an den Seilen war es kaum möglich, ihn den Berg hinaufzuziehen.

Greuel beobachtete sie und machte wieder Meldung, Gustav würde seine Leute nicht genug antreiben. Und diesmal gab der Rapportführer die Meldung weiter.

Beim Appell wurde Gustav wieder zum Tor gerufen. Wegen Pflichtverletzung wurde er zu fünf Sonntagen Strafarbeit verurteilt, ohne Essen. Wie Fritz zuvor, wurde er zum Scheisstragen eingeteilt. Jeden Sonntag, während sich die anderen Häftlinge ein wenig erholten, trug er eimerweise Exkreme von den Latrinen zu den Gärten, immer im Laufschrift. Er war einundfünfzig Jahre alt, und so zäh er auch war, würde sein Körper diese Behandlung nicht mehr lange aushalten. Seine Freunde steckten ihm an den Straftagen etwas zu essen zu, aber er verlor zehn Kilo in einem Monat. Er war immer schon hager gewesen, jetzt sah er aus wie ein Skelett.¹²

Irgendwann war die Strafe abgebusst, und er kehrte zu seiner normalen Arbeit zurück. Er wurde als Vormann abgelöst, aber seine Freunde besorgten ihm eine weniger anstrengende Arbeit beim Essenfahren für den Krankenbau. Die Abendschichten in der Transportkolonne musste er aber nach wie vor absolvieren. Trotzdem erholte er sich ein wenig. Dass er die Verfolgung durch Greuel überlebt hatte, war ohnehin schon ein Wunder. Ohne seine eigene geistige Kraft und die Unterstützung durch seine Freunde hätte Greuel ihn zerstört wie so viele andere.

Doch Fritz hatte längst begriffen, dass an einem Ort wie diesem Wunder nicht von langer Dauer waren. Jeden Tag wurde die Wahrscheinlichkeit grösser, dass es einen erwischte. Ihre Tage waren gezählt, das wusste er.

Im Frühling verlor er einen seiner engsten Freunde, Leo Moses, den Mann, der ihn beschützt und ihn in der Kunst des Überlebens unterwiesen hatte, der sowohl für Fritz als auch für seinen Papa si-

cherere Arbeit beschafft hatte. Ein grosser Transport wurde in ein neues Lager deportiert, das man im Elsass nahe Natzweiler errichtet hatte. Leo war mit auf diesem Transport; Fritz sah ihn nie wieder.¹³

An einem Abend im Juni sass Fritz an seinem Stammpplatz in Block 17 und hörte den Gesprächen der älteren Männer zu. Sie hatten ihr Abendessen beendet, eine kleine Portion Steckrübensuppe und ein Stück Brot, und unterhielten sich. Fritz hörte eifrig zu, wagte aber nicht, sich an dem Gespräch zu beteiligen. In ein paar Wochen würde er neunzehn, er war immer noch ein Junge und verglichen mit diesen Männern ein Kind, was seine geistige Entwicklung und sein Verständnis von der Welt anging. Da er erpicht darauf war, zu lernen, saugte er ihre politischen Diskussionen, ihre Geschichten aus der Unterhaltungsbranche und ihre grosse Pläne für ein künftiges Europa förmlich auf.

Seine Aufmerksamkeit wurde von einer vertrauten Gestalt in der Tür abgelenkt: Kapo Robert Siewert winkte ihm zu. Fritz stand auf und ging hinaus in die milde Abendluft. Siewert schaute ihn ernst an. Er sprach leise und schnell. «Auf der Poststelle liegt ein Brief deiner Mutter. Der Zensor will ihn dir nicht geben.»

Siewert gehörte zum Häftlingsnetzwerk und hatte Kontakte zur Verwaltung, wo einige vertrauenswürdige Gefangene beschäftigt waren, unter anderem im Postbüro. Deshalb erfuhr er einiges über den Inhalt der Briefe, die dort ankamen. Fritz wurde ganz kalt, als er begriff, worum es ging. «Sie schreibt, dass sie und Herta verhaftet wurden und auf die bevorstehende Verschickung nach dem Osten warten.»¹⁴

In Panik eilte Fritz die Strasse hinunter zum Block seines Vaters, gefolgt von Siewert. Einige Insassen standen draussen, und Fritz bat sie, seinem Papa zu sagen, er müsse ihn dringend sehen. Den Block betreten durfte er nicht. Wenig später kam Gustav heraus.

«Sag du es ihm», bat Fritz, und Siewert wiederholte die Zusammenfassung von Tinis Brief.

Verschickung, Deportation. Sie konnten nur spekulieren, was damit gemeint war. Gerüchte gab es schon die ganze Zeit, und sie hatten ein gutes Gespür für Nazi-Euphemismen entwickelt. Beide hatten auch das Geflüster über SS-Massaker im Osten von Polen gehört.¹⁵ Eins schien jedenfalls sicher: Es würde keine Briefe mehr geben, keine Verbindung zu Tini und Herta, wenn die beiden Wien verliessen und nach Russland oder sonstwohin gebracht wurden.

Tini stand vor dem Gasherd in ihrer Küche. Sie dachte an den Tag, als die Nazis Fritz abgeholt hatten. Damals hatte sie gedroht, den Gashahn aufzudrehen, wenn Gustav nicht weglief und sich versteckte. Viel genützt hatte es nicht. Und jetzt kamen sie und wollten sie holen. Sie drehte den Haupthahn zu, wie man ihr befohlen hatte. Eine detaillierte Liste mit Anweisungen von den Behörden lag auf ihrem Küchentisch, dazu der Ring mit dem Wohnungsschlüssel.

Herta stand neben ihr in ihrem geflickten Mantel mit dem gelben Stern auf der Brust, ihren kleinen Koffer an der Seite. Sie durften nur ein oder zwei Koffer pro Person mitnehmen, insgesamt nicht mehr als fünfzig Kilo. Sie hatten Kleidung und Bettzeug eingepackt, wie es in den Anweisungen stand, dazu Teller, Tassen und Löffel – Messer und Gabeln waren verboten. Und Proviant für eine Reise von mindestens drei Tagen. Wer konnte, sollte auch Ausrüstung und Werkzeug mitnehmen, die man brauchte, wenn man eine Siedlung aufbauen wollte. Tini durfte ihren Trauring behalten; alle anderen Wertgegenstände mussten sie abgeben. Freilich hatte sie nie grosse Schätze besessen, und das wenige, das sie besessen hatte, war entweder gestohlen oder verkauft. Dreihundert Mark Bargeld waren den

ins Reichskommissariat Ostland Deportierten erlaubt – sie hatte nur einen Bruchteil dieser Summe zur Verfügung.¹⁶

Tini nahm ihren Koffer und das Bündel mit Bettzeug, dann schloss sie nach einem letzten Blick zurück die Wohnungstür ab. Wickeri Helmhacker wartete auf dem Treppenabsatz. Sie reichte ihm den Schlüssel und wandte sich ab. Die langsamen Schritte der beiden Frauen hallten traurig im Treppenhaus, als sie hinuntergingen.

Eskortiert von Polizisten, überquerten sie den Marktplatz, wohl wissend, dass ihnen viele Blicke folgten. Den Menschen war vollkommen klar, wohin sie gingen. Seit Monaten verliessen immer wieder Gruppen von jüdischen Deportierten die Stadt, jedes Mal Hunderte Menschen, und niemand wusste so recht, wohin die Reise ging. Man ahnte nur, dass sie irgendwo in den riesigen Weiten des Reichskommissariats Ostland verschwanden.¹⁷ Niemand bekam Nachricht von ihnen, keiner kehrte zurück. Man vermutete, dass sie zu beschäftigt mit ihrem neuen Leben in dem Land waren, das das Reich für sie vorgesehen hatte.

Nachdem sie den Markt überquert hatten, wurden Tini und Herta zu der nahegelegenen Grundschule geführt. Die Pflastersteine dieser Strassen waren Herta so vertraut wie ihre eigenen Fusssohlen. Alle Kinder waren hier auf die Sperlshule gegangen: Edith, Fritz, Kurt und auch Herta hatten einen grossen Teil ihres Lebens in den Gängen und Klassenzimmern dort verbracht.

Jetzt gab es hier keine Schüler mehr. Die SS hatte die Schule 1941 geschlossen und in eine Warteeinrichtung für Deportationen verwandelt.

Sie gingen durch das bewachte Tor und die Gasse zwischen den hohen Gebäuden entlang. Die Schule bestand aus mehreren vierstöckigen Häusern, die von der Strasse zurückgesetzt standen und sich um einen L-förmigen Schulhof gruppierten. Wo früher Kinder gelaufen und gespielt hatten, standen jetzt SS-Leute Wache. Lastwagen

waren geparkt, beladen mit Kisten und Bündeln. Tini und Herta zeigten ihre Papiere vor und wurden ins Gebäude gebracht.

Die Klassenzimmer waren zu provisorischen Schlaflsälen umgebaut und überfüllt mit Menschen. Insgesamt waren es diesmal etwas mehr als tausend Deportierte. Überall sah man Gesichter von Freunden, Bekannten, Nachbarn, aber auch von Fremden aus weiter entfernten Teilen des Stadtbezirks. Die meisten waren Frauen, Kinder und Männer über vierzig. Die meisten jungen Männer waren in den Lagern verschwunden, ältere Menschen über fünfundsechzig wurden ins Getto von Theresienstadt deportiert.

Tini und Herta wurden in ein Klassenzimmer gebracht, wo bereits einige Menschen warteten. Man tauschte Neuigkeiten und Gerüchte aus, fragte nach Verwandten und gemeinsamen Freunden. Die meisten Nachrichten waren alles andere als gut. Man hatte ihnen die Umsiedlung als Gelegenheit vorgestellt, ein neues Leben zu beginnen, aber Tini fand es furchtbar, ihre Geburtsstadt zu verlassen, und sie war zutiefst misstrauisch. Von den Nazis hatte sie immer schon das Schlimmste erwartet, und bisher hatte sie recht behalten.

In ihrem Brief an Fritz und Gustav hatte sie nur die schreckliche Nachricht mitteilen können, dass man sie zur Deportation ausgesucht hatte. Aber da sie das Schlimmste befürchtete, hatte sie ein paar persönliche Gegenstände einer nichtjüdischen Verwandten übergeben, darunter das letzte Foto von Fritz, das in Buchenwald aufgenommen worden war. Ihrer Schwester Jenni hatte sie ausserdem ein Paket mit Kleidung gegeben, das diese ihm schicken sollte. Jenni war in einer ähnlich schlimmen Lage wie Tini, aber bis jetzt war sie den Deportationen entgangen.¹⁸ Dasselbe galt für ihre verwitwete ältere Schwester Bertha.¹⁹

Tini und Herta warteten einen oder zwei Tage auf die Abfahrt.²⁰ Alle mussten auf dem Hof antreten. Die Menschen drängten sich in

den Korridoren, quollen aus den Türen, trugen Koffer und Bündel, einige auch Werkzeug und andere Ausrüstung. Ihre Kennkarten wurden überprüft, jede bekam den Stempel «Evakuiert am 9. Juni 1942», und dann stiegen sie auf die wartenden Lastwagen.

Der Konvoi fuhr die Taborstrasse hinunter und die breite Strasse am Donaukanal entlang. Herta blickte auf das Wasser, das in der Sommersonne glitzerte. Am Wochenende würde es hier wieder von Booten und Schwimmern wimmeln. Sie dachte an die Zeit, als sie und Papa hier um die Wette geschwommen waren, genau wie Fritz und seine Freunde. Ihr geliebter, sanfter, warmer Papa. Es waren gute Zeiten gewesen, mit sommerlichen Picknicks unter den Bäumen am Wasser. Manchmal hatte ihre Mutter, die gern ruderte, die Kinder im Boot mitgenommen. Jetzt kam ihr das alles wie ein ferner, wenn auch lebhafter Traum vor. Es war lange her, dass man die Juden vom Donaukanal und seinen grünen Ufern verbannt hatte.

Nachdem sie den Kanal überquert hatten, rumpelte der Konvoi weiter durch die Strassen bis zum Aspangbahnhof im Süden der Stadt. Eine kleine Menschenmenge hatte sich vor dem Eingang versammelt, bewacht von Dutzenden Polizisten und SS-Leuten. Einige waren Freunde und Verwandte, die darauf hofften, einen letzten Blick auf ihre Lieben zu erhaschen. Andere waren nur da, um die Juden anzugaffen, die wie Vieh abtransportiert wurden. Tini und Herta halfen einander vom Lastwagen und schlossen sich der Menge an, die in den düsteren Bahnhof drängte.

Alle wussten von den schrecklichen Güterwaggons, in denen man ihre Männer in die Lager gebracht hatte. So fassten sie wieder etwas Mut, als sie sahen, dass der Zug am Bahnsteig aus Passagierwagen bestand, alle mit dem schönen beige-roten Anstrich der Reichsbahn. Das sah doch immerhin gar nicht so schlecht aus.

Sie bekamen Befehl, ihr Gepäck in einem Wagen am Ende des

Zuges zu verstauen. Lebensmittel und Medikamente waren bereits an Bord. Es dauerte lange, aber irgendwann hörten sie einen Pfiff und eine dröhnende Stimme: «Noch eine Stunde bis zur Abfahrt.»²¹ Die Ankündigung wurde überall am Bahnsteig wiederholt, und die Menschen eilten in alle Richtungen.

Tini hielt sich dicht bei Herta und schob sich durch die Menge zu ihrem Platz, wo ein angeberischer Aufseher mit einer Liste in der Hand sie in Empfang nahm. Er war ein jüdischer Offizieller, ernannt von der IKG, kein Polizist oder SS-Mann, was die Frauen sehr beruhigte. Die etwa sechzig Personen für seinen Wagen versammelten sich um ihn. Tini erkannte Ida Klap, eine ältere Dame aus ihrer Strasse, die ganz allein war, und eine Frau in ihrem Alter aus der Leopoldsgasse, ebenfalls allein. Viele Frauen waren ohne Begleitung, da ihre Ehemänner und Söhne weggebracht worden waren und ihre Kinder – im besten Fall – irgendwo in England oder Amerika waren. Ein paar kleine Kinder waren aber noch dabei. Eine Frau, die Tini nicht kannte, etwa sechzig Jahre alt, reiste mit drei Jungen und einem Mädchen, offenbar ihren Enkelkindern. Das jüngste, ein Junge namens Otto, war etwa so alt wie Kurt, das älteste ein Mädchen von etwa sechzehn Jahren.²² Um sie herum standen einige graubärtige Männer mit zerknautschten Hüten, Männer mit hängenden Wangen, ordentliche, aber von Sorgen gezeichnete Frauen mit Kopftüchern, junge Frauen, die früh gealtert waren, und orientierungslose Kinder, einige erst fünf Jahre alt, die alles mit grossen Augen anstauten. Der Aufseher des Wagens las ihre Namen von seiner Liste ab und überprüfte die Transportnummern.

«Eins-zwei-fünf: Klein, Nathan Israel!»

Ein Mann in den Sechzigern hob die Hand. «Hier.» «Eins-zwei-sechs: Klein, Rosa Sara!»

Die Ehefrau antwortete.

«Sechs-vier-zwei: Kleinmann, Herta Sara!»

Herta hob ihre Hand.

«Sechs-vier-eins: Kleinmann, Tini Sara!»

Und so ging es weiter: Klinger, Adolf Israel; Klinger, Amalie Sara ... Überall am Bahnsteig riefen die fünfzehn anderen Aufseher ihre Listen aus. Eintausendundsechs Seelen gingen auf die Reise.

Am Ende erfuhren sie auch das Ziel: die Stadt Minsk. Dort würden sie entweder im Getto leben und in der lokalen Industrie arbeiten oder aufs Land gehen und sich auf ihre eigenen Fähigkeiten verlassen.

Als die Aufseher zu ihrer Zufriedenheit festgestellt hatten, dass niemand fehlte, durften die Evakuierten endlich einsteigen. Man befahl ihnen streng, das schweigend zu tun und sich nur auf ihre angewiesenen Plätze zu setzen. Es waren Zweite-Klasse-Wagen mit Abteilen, einigermassen bequem, wenn auch überfüllt. Als Tini und Herta ihre Plätze einnahmen, war es fast wie früher. So lange hatten Juden sich nicht mehr aus ihrem Stadtbezirk bewegen dürfen, geschweige denn die Stadt verlassen. Es würde interessant sein, mal wieder etwas von der Welt da draussen zu sehen.

Rauch und Dampf waberten über den Bahnsteig, der Zug quietschte, als er anfuhr und langsam aus dem Bahnhof rollte, nordwärts durch die Stadt. Er überquerte den Donaukanal und rollte über die Brücke am westlichen Rand des Praters, vorbei am Praterstern und der Strasse, in der Tini geboren worden war.²³ Wenig später durchfuhren sie den Nordbahnhof. Für die Juden aus der Leopoldstadt wäre es bequemer gewesen, hier einzusteigen, aber der Aspangbahnhof war diskreter.²⁴ Ein paar Minuten später glitt die breite Donau unter dem Fenster vorbei. Dann fuhren sie durch die letzten Vororte und waren draussen im hügeligen Bauernland nordöstlich von Wien.

Obwohl der Zug gelegentlich hielt, durfte niemand aussteigen. Die Stunden des langen Junitages schleppten sich dahin. Die Leute lasen, redeten, schliefen in ihren Sitzen. Die Kinder wurden unruhig und quengelig oder apathisch und starr vor Erschöpfung. In regel-

mässigen Abständen kam der Aufseher vorbei und überprüfte jedes Abteil. Ein Arzt der IKG war anwesend, falls jemand krank wurde. Es war lange her, dass Juden in Österreich so sorgfältig betreut worden waren.

Sie fuhren durch die frühere Tschechoslowakei ins ehemalige Polen – jetzt war das alles Deutschland. Für Tini und Herta war die ländliche Gegend da draussen besonders interessant, weil Gustav zur Zeit des grossen österreichisch-ungarischen Kaiserreichs hier geboren worden war. Damals herrschte für die Juden ein goldenes Zeitalter der Emanzipation. Tini hatte diese Zeit in Wien erlebt, Gustav hatte seine Kindheit in dieser wunderschönen Landschaft verbracht, in einem kleinen Dorf namens Sablocie bei Saybusch (heute Zablocie in Zywiec, Polen), unweit eines Sees am Fusse der Berge. Der Zug fuhr dort nicht entlang, aber es war nicht weit, und Gustav hätte sicher einige Orte an der Strecke erkannt, nicht nur aus seiner Kindheit, sondern auch aus seiner Dienstzeit im Krieg. Denn er hatte genau hier gegen die Armee des russischen Zaren gekämpft.

Der Zug fuhr auch an einer anderen kleinen Stadt etwa fünfzig Kilometer nördlich von Zablocie vorbei. Ihr Name war Oswięcim. Die Deutschen nannten sie Auschwitz, sie hatten kürzlich ein neues Konzentrationslager hier errichtet. Der Zug von Wien machte einen weiten Bogen Richtung Westen, dann nahm er seine Fahrt nach Nordosten wieder auf, weg von der untergehenden Sonne.²⁵

Sie fuhren die Nacht durch und dösten ein wenig, aber inzwischen taten ihnen die Rücken weh, und die Glieder waren taub. Am nächsten Morgen kamen sie durch die Stadt Warschau. Bei Bialystok überquerten sie die Grenze, liessen Grossdeutschland hinter sich und fuhren ins Reichskommissariat Ostland, früher ein Teil der Sowjetunion. Etwa vierzig Kilometer weiter erreichte der Zug die kleine Stadt Volkovysk, heute Wawkavysk in Weissrussland.

Dort blieb er stehen.

Zuerst war es nicht anders als bei den Haltestellen zuvor. Tini und Herta schauten durchs Fenster und fragten sich, wo sie waren. Der Aufseher warf einen Blick in ihr Abteil und ging dann weiter. Allmählich machte sich das Gefühl breit, irgendetwas stimmte nicht. Am Ende des Gangs waren laute Stimmen zu hören, die Wagentüren wurden geöffnet, schwere Stiefel dröhnten von beiden Enden. Dann standen auf einmal bewaffnete SS-Leute vor der Abteiltür und rissen sie auf.

«Raus! Raus!», schnauzten sie. «Alle sofort raus!» Die erschrockenen und verwirrten Evakuierten rappelten sich auf, schnappten ihre Sachen, Mütter und Grossmütter hielten die Kinder an den Händen. Die SS-Leute schlugen auf sie ein. «Los jetzt, Judenschweine! Raus! Schnell!» Tini und Herta drängten sich mit den anderen durch den Gang zu den Türen. Wer zu langsam lief, wurde getreten oder mit Gewehrkolben geschlagen. Sie strömten auf den Bahnsteig, wo noch mehr SS-Leute standen.

Diese Männer waren anders als alles, was Tini in Wien jemals gesehen hatte. Sie gehörten zur Waffen-SS, zur kämpfenden Truppe, waren äusserst gewalttätig und trugen das Totenkopfabzeichen der Lagermannschaften am Kragenspiegel.²⁶ Begleitet wurden sie von uniformierten Mitgliedern der gefürchteten Sipo-SD, der nationalsozialistischen Sicherheitspolizei.²⁷ Sie brüllten die Juden an und trieben sie fluchend den Bahnsteig entlang – Männer und Frauen, Alte und Kinder. Wer stolperte, stürzte oder nicht schnell genug lief, wurde getreten und geschlagen, einige so sehr, dass sie bewusstlos liegen blieben.²⁸

Sie wurden in einen anderen Zug getrieben, diesmal mit Güterwaggons. Man drängte sie mit vorgehaltener Waffe in die Waggons, die so vollgestopft wurden, dass sie sich darin kaum bewegen konnten. Dann wurden die Türen zugeschlagen. Tini und Herta klammernten sich aneinander und fanden sich in einer Finsternis wieder, die von Schluchzen, dem Stöhnen der Verletzten, Gebeten und pani-

schem Kindergeschrei erfüllt war. Von draussen hörten sie, wie weitere Waggontüren zugeschlagen wurden.

Als die letzte Tür geschlossen war, liess man sie in der Dunkelheit sitzen. Stunden vergingen, ohne dass sich irgendjemand bewegen konnte. Ein paar Menschen verloren angesichts des heftigen Schocks in dieser furchtbaren Nacht den Verstand. Sie schrien und rasten. Die SS holte die Wahnsinnigen und Kranken heraus und steckte sie in einen eigenen Waggon, wo sie ihre eigene, unvorstellbare Hölle durchlebten.

Am nächsten Tag rollte der Zug an. Er fuhr quälend langsam, jetzt nicht mehr von einer schnellen Reichsbahnlok gezogen, sondern von einer schwächlichen Güterlok. Seit der Abreise in Wien vor zwei Tagen hatten sie mehr als tausend Kilometer zurückgelegt, jetzt brauchten sie weitere zwei Tage, um ein Viertel dieser Strecke zu schaffen.²⁹

Irgendwann hielt der Zug an. Die Geräusche von draussen liessen vermuten, dass sie sich in einer Art Bahnhof befanden. Die verängstigten Menschen warteten darauf, dass sich die Türen öffneten, aber das geschah nicht. Die Nacht kam und ging, und sie sassen immer noch da, gepeinigt von Angst und Hunger. Noch ein Tag, noch eine Nacht. Der Zug stand unbewacht da, abgesehen von gelegentlichen Inspektionen durch die Sipo-SD-Wachen. Er war an einem Samstag angekommen, und die deutschen Bahnarbeiter in Minsk hatten vor Kurzem das Recht bekommen, am Wochenende nicht arbeiten zu müssen.³⁰

In der Finsternis zusammengepfercht, in die nur das wenige Licht von den Schlitzen in den Waggonwänden fiel, verängstigt, ohne etwas zu essen oder zu trinken und nur mit einem Eimer in der Ecke als Toilette, durchlitten die Deportierten die Stunden in quälender Unsicherheit. Hatte man andere Pläne für sie? Hatte man sie betrogen?

Am Morgen des fünften Tages seit ihrem Umsteigen aus dem komfortablen Personenzug wurden sie aus ihrer Starre gerissen: Der

Zug rollte wieder. Lieber Gott, nahm das denn überhaupt kein Ende?

«Bitte, Liebes», hatte Tini vor nunmehr einem Jahr an Kurt geschrieben. «Bete, dass wir alle gesund wieder vereint werden.» Sie hatte diese Hoffnung nie ganz aufgegeben. «Papa hat geschrieben ... Gott sei Dank ist er gesund ... das Wissen, dass es Dir bei Deinem Onkel gut geht, ist seine ganze Freude ... Bitte, Kurt, sei ein braver Junge ... Ich hoffe, sie sagen dort nur Gutes über Dich, dass Du Deine Sachen und Dein Bett in Ordnung hältst und nett bist ... Du erlebst einen wunderbaren Sommer, bald sind die schönen Tage vorbei ... Alle Kinder hier beneiden Dich. Sie bekommen nicht einmal einen Garten zu sehen.»³¹

Mit einem Kreischen von Stahl auf Stahl und einem Rattern hielt der Zug wieder an. Dann herrschte Stille, bis die Wagentüren aufgerissen und die Menschen vom plötzlichen Licht geblendet wurden.

Was an diesem Tag mit Tini und Herta Kleinmann geschah, wird man nie erfahren. Was sie erlebten, was sie taten, sagten oder fühlten, wurde nie aufgezeichnet. Kein einziger der eintausendundsechs Menschen – jüdische Frauen, Kinder und Männer –, die am Morgen des 15. Juni 1942 auf dem Güterbahnhof in Minsk aus dem Zug stiegen, wurde jemals wieder gesehen oder hinterliess einen Bericht.

Aber es gibt allgemeine Aufzeichnungen, zudem fanden weitere Transporte von Wien nach Minsk in diesem Sommer statt. Und eine Handvoll Menschen hat ihre Geschichte erzählen können.³²

Als die Wagentüren offen waren, wurden die Menschen – verletzt, hundemüde, unter Schmerzen, Hunger und Durst leidend – nach draussen befohlen. Man stiess sie herum, sie wurden von SD-Leuten

verhört und nach ihrem Beruf gefragt. Ein Offizier sprach zu ihnen und wiederholte, was man ihnen schon in Wien gesagt hatte – dass sie in der Industrie oder auf dem Land arbeiten würden.

Die meisten liessen sich davon beruhigen – wie sollte man es auch ohne Hoffnung aushalten. Ein paar Dutzend gesund aussehende Erwachsene und ältere Kinder wurden ausgesucht und weggebracht. Die grosse Mehrheit jedoch wurde aus dem Bahnhof geführt. An der Sperre nahm man ihnen ihre Sachen ab. Die Wagenladung mit Gepäck, Lebensmitteln und Ausrüstung, die sie von Wien mitgebracht hatten, wurde ebenfalls konfisziert.³³ Vor dem Bahnhof warteten offene und geschlossene Lastwagen.

Der Konvoi verliess die Stadt Richtung Südosten ins weissrussische Land, eine riesige Ebene mit Feldern und Wäldern, staubig unter dem hohen Himmel.

Als die Deutschen dieses Land im vergangenen Sommer der Sowjetunion abgenommen hatten, waren sie hindurchgerollt wie eine alles verschlingende Welle. Direkt nach den Soldaten war die Einsatzgruppe B gekommen, eine von sieben Einheiten ihrer Art, die hinter der Front eingesetzt wurden. Die Einsatzgruppe B stand unter dem Befehl des SS-Generals Arthur Nebe und umfasste etwa tausend Mann, die meisten aus der Sipo-SD und anderen Polizeiabteilungen. Sie wurden in kleinere Einheiten aufgeteilt, die sogenannten Einsatzkommandos. Ihre Aufgabe bestand darin, alle Juden in den eroberten Städten und Dörfern aufzuspüren und zu vernichten, wobei sie oft bereitwillig von der Waffen-SS und von Wehrmachtssoldaten unterstützt wurden, in einigen Gebieten, so in Polen und Lettland, auch von der einheimischen Polizei.³⁴

Nicht alle Juden wurden sofort ermordet. Das liess sich bei den Millionen, die in diesen Regionen lebten, gar nicht machen. Ausserdem hatten die Nazis in Polen gelernt, wie sie die Juden für die Kriegswirtschaft einsetzen konnten. Man errichtete ein Getto in

Minsk, dessen Industrie dem Deutschen Reich diente und die Taschen der korrupten Beamten füllte. Nach dem Beschluss der «Endlösung» war Minsk zu einem Zentrum der Vernichtung geworden.

Die Organisation fiel in die Zuständigkeit des örtlichen Sipo-SD-Kommandanten, SS-Obersturmbannführer Eduard Strauch, einem altgedienten Offizier der Einsatzgruppe. Er erforschte die Umgebung und beschloss, ein Konzentrationslager in dem abgeschiedenen kleinen Weiler Maly Trostinez zu errichten, einer früheren Kolchose etwa zwölf Kilometer südöstlich von Minsk. Das Lager war klein, es bot nur Platz für etwa sechshundert Häftlinge, die das Land bearbeiten sollten, und für die Angehörigen des Sonderkommandos, das nach den Exekutionen die Leichen beseitigen musste. Ansonsten hatte das Lager nur einen einzigen Zweck: Massenmord.³⁵

Von den Zehntausenden Menschen – fast alle Juden –, die nach Maly Trostinez gebracht wurden, bekamen die wenigsten das Lager selbst zu sehen. Nach der Selektion einiger Häftlinge für die Arbeit brachten die Lastwagen die Verbleibenden zum Lager, hielten aber auf dem Weg dorthin auf einer Wiese an. Manchmal wurde die Selektion für das Lager auch hier vorgenommen, wenn man sie nicht schon auf dem Bahnhof in Minsk erledigt hatte.³⁶ Von der Wiese fuhren einzelne Lastwagen im Stundenabstand weiter, die restlichen Menschen warteten.

Die Wagen fuhren in eine Kieferschonung etwa drei Kilometer vom Lager entfernt. Dort erwarteten die Gefangenen zwei Möglichkeiten. Für die Mehrheit ging alles schnell, für einige wenige dauerte es länger. Aber das Ende war immer dasselbe. Auf einer Lichtung hatte ein Sonderkommando eine riesige Grube ausgehoben, etwa fünfzig Meter lang und drei Meter tief. Daneben wartete eine Einheit Waffen-SS unter dem Befehl von Unterscharführer Arlt, jeder Mann mit einer Pistole und fünfundzwanzig Schuss Munition ausgestattet.

Weitere Munitionskisten lagerten in der Nähe.³⁷ Etwa zweihundert Meter von der Lichtung entfernt stand eine Postenreihe lettischer Polizisten, damit keines der Opfer entkommen konnte und damit sich keine potenziellen Zeugen näherten.³⁸

Die Frauen, Männer und Kinder stiegen von den Lastwagen und mussten sich bis auf die Unterwäsche ausziehen. Was sie bei sich hatten, wurde konfisziert. Mit vorgehaltener Waffe wurden sie in Gruppen zu etwa zwanzig an den Rand der Grube geführt, wo sie sich mit dem Gesicht zur Grube aufstellen mussten. Hinter jedem stand ein SS-Mann. Auf Befehl wurden die Opfer aus nächster Nähe mit einem aufgesetzten Nackenschuss getötet und fielen in die Grube. Dann kam die nächste Gruppe. Wenn alle tot waren, wurde mit einem Maschinengewehr am Ende der Grube auf alles geschossen, was sich noch bewegte.³⁹ Nach kurzer Zeit kam der nächste Lkw, und alles ging von vorn los.

Warum liessen die Menschen das mit sich machen? Von den Ersten, die in die leere Grube starteten, bis zu denjenigen, die sie schon halb mit Leichen gefüllt sahen – mit den Leichen ihrer Nachbarn und Freunde – und die die Schüsse hörten: Wie brachten sie es fertig, sich dort hinzustellen und erschiessen zu lassen? Waren sie vor lauter Angst wie gelähmt? Hatten sie sich in ihr Schicksal ergeben oder litten Sie unter existenzieller Selbstverleugnung? Oder hofften sie noch bis zum letzten Bruchteil einer Sekunde, die Pistole schon am Nacken, dass ein Wunder geschehen würde? Dass sie gerettet würden? Ein paar wenige versuchten wegzulaufen, aber sie kamen nicht weit. Die überwältigende Mehrheit ging still und ruhig in den Tod.

In Maly Trostinez gab es keine undisziplinierten Ausbrüche von Wut und Euphorie, wie sie an anderen Orten bei den Einsatzgruppen häufig vorkamen, wo man Kindern das Rückgrat brach, bevor man sie in die Grube warf, wo die Mörder beim Töten lachten und wütierten. Hier gab es nur eiskalte Exekution, wie in einem Uhrwerk.

Und doch machte sich das Morden bei den Mördern bemerkbar. Selbst diese Männer hatten so etwas wie ein Gewissen – ein versteintes, gelähmtes Gewissen, gerade genug, dass es von all dem Blut und all der Schuld wund gerieben werden konnte. Arlts Männer bekamen Wodka, um ihre Gefühle zu betäuben,⁴⁰ aber das konnte den Schaden nicht wiedergutmachen. Deshalb experimentierte die SS mit alternativen Methoden, die es ihnen erlaubten, zu töten, ohne sich die Hände mit Blut zu besudeln. So kam es zu der zweiten, langsameren Methode der Exekution, die in Maly Trostinez ebenfalls angewandt wurde.

Anfang Juni hatte man mobile Gaswagen eingeführt. Es gab drei Stück, zwei aus umgebauten Lastwagen, einer ein Umzugswagen. Die Deutschen nannten sie S-Wagen, die Menschen in Weissrussland «dukubki» – Seelenersticker.⁴¹ Die Mehrheit der Juden wurde an der Grube erschossen, aber einige, vielleicht zwei- bis dreihundert bei jedem Transport, wurden in die Wagen geschickt. Auf dem Bahnhof in Minsk fand eine Art Lotterie statt – einige wurden in die normalen Lastwagen getrieben, einige in die S-Wagen, in denen sie so dicht gedrängt standen, dass sie sich gegenseitig erdrückten.

Wenn die Erschiessungen beendet waren, kamen die Gaswagen in die Schonung und wurden neben der mit Leichen gefüllten Grube abgestellt. Die Fahrer oder ihre Assistenten verbanden einen Schlauch vom Auspuff mit dem Inneren des Wagens, der mit Stahl ausgekleidet war. Dann wurde der Motor angelassen. Die im Inneren gefangenen Menschen gerieten sofort in Panik, sodass die Wagen von ihrem Todeskampf schaukelten und wackelten. Man hörte gedämpfte Schreie und Hämmern an den Wänden. Doch langsam, im Laufe einer Viertelstunde, verstummte der Lärm und das Schaukeln liess nach.⁴²

Wenn alles still war, wurden die Wagen geöffnet. Die Leichen, die an die Tür gedrückt worden waren, fielen sofort heraus, alle ande-

ren wurden von einem Sonderkommando jüdischer Häftlinge herausgezogen und in die Grube geworfen. Das Innere der Wagen war ein Schauplatz unerträglicher Schrecken: Die Leichen waren verschmiert mit Blut, Erbrochenem und Exkrementen, auf dem Boden lagen zerbrochene Brillen, Haarbüschel und sogar Zähne, wo die Opfer in ihrem verzweifelten Versuch zu entkommen auf die Nebenstehenden losgegangen waren.

Bevor die Wagen wieder benutzt werden konnten, wurden sie zu einem Teich in der Nähe des Lagers gefahren und gründlich ausgespült. Das sorgte für Verzögerungen, und da man nur wenige Wagen besass und es auch oft zu technischen Störungen kam, wurden die Erschiessungen nach wie vor durchgeführt. Die SS arbeitete noch an der Verfeinerung ihrer Mordmethoden.

SS-Unterscharführer Arlt schrieb an diesem Tag in sein Notizbuch: «Am 15/6 kam ein weiterer Transport mit 1'000 Juden aus Wien.»⁴³ Kein Wort mehr. Er hatte kein Interesse daran, zu beschreiben, was er und seine Männer getan hatten. Es war ein ganz normaler Arbeitstag gewesen, über den man am liebsten den Schleier des Vergessens zog.

Heiss und träge lag der Sommertag über dem langsam dahinfließenden Donaukanal. Leise Freudenjuchzer von Kindern schwebten von den grünen Ufern über das Wasser. Familien sassen beim Picknick oder gingen unter den Bäumen spazieren. Boote glitten über die Wasseroberfläche.

All das war weit von Tinis Sinnen entfernt, während sie ruderte – eine angenehme Hintergrundmusik aus Lachen. Sonnenlicht glitzerte in den Wassertropfen, wenn sie die Ruder aus dem Wasser hob, und spiegelte sich in den Gesichtern der Kinder. Edith lächelte heiter, Fritz und Herta waren noch klein, und Kurt, das geliebte Nesthäk-

chen, ein Knirps, der gerade erst den Windeln entwachsen war. Lächelnd hob Tini die Ruder wieder und liess das Boot übers Wasser gleiten.⁴⁴ Sie konnte gut rudern, schon seit ihrer Kindheit. Und sie liebte ihre Familie. Mit zwölf Jahren hatte man sie zur Patin der jüngeren Schulkinder gemacht, weil sie so gern mit ihnen umging. Nähen und Beschützen war Teil ihrer Natur. Und in ihrem Dasein als Mutter hatte es seinen reinsten Ausdruck gefunden.

Die Geräusche der anderen Boote und der Freuden an Land verschwanden, als hätte sich ein Nebel über sie gelegt, der das Boot von der Welt trennte. Die Ruder tauchten ins Wasser, wurden wieder herausgehoben, das Boot glitt weiter.

In einer Schublade im fernen Massachusetts lagen ordentlich zusammengefaltete Tinis letzte Briefe an Kurt. Das Deutsch, in dem sie geschrieben waren, verschwand schon aus seinem Gedächtnis, während er sich an seine neue Welt gewöhnte. Er verstand die Bedeutung, aber ganz langsam und fast unmerklich vergass er die einzelnen Worte.

Mein geliebter Kurtl... ich bin so froh, dass es Dir gut geht... schreib mir oft... Herta denkt immer an Dich ... Ich fürchte jeden Tag... Herta sendet Dir Umarmungen und Küsse. Tausend Küsse von Deiner Mama. Ich liebe Dich.

Als das Sonderkommando an diesem Abend die Grube zugeschüttet hatte, fiel die Dämmerung auf die stille Lichtung. Die Vögel kamen zurück, Nachttiere jagten im Gras und liefen über die aufgeworfene Erde. Darunter lagen die sterblichen Überreste von neunhundert Menschen, die in Wien in den Zug eingestiegen waren. Rosa Kerbel und ihre vier Enkel – Otto, Kurt, Helene und Heinrich – waren eben-

so darunter wie das alte Ehepaar Adolf und Amalie Klinger, die fünfjährige Alice Baron, die unverheirateten Schwestern Johanna und Flora Kaufmann, Adolf und Witie Aptowitzer aus der Strasse Im Werd. Und Tini Kleinmann mit ihrer hübschen, zwanzig Jahre alten Tochter Herta.

Sie hatten geglaubt, in Ostland ein neues Leben anzufangen und vielleicht eines Tages mit ihren Lieben – Ehemänner, Söhne, Brüder, Töchter – wieder vereint zu sein, die in den Lagern und in fremden Ländern verstreut lebten.⁴⁵ Gegen alle Vernunft, gegen alles menschliche Empfinden, hatte die Welt – die Nazis, aber auch die Politiker, die Journalisten und einfachen Menschen in London, New York, Chicago und Washington – ihnen unwiderruflich jede Zukunft geraubt.

Himmelfahrtskommando

Die Sommersonne stand schon tief und warf ihr orangefarbenes Licht auf die Äste und einen kohlegrauen Schatten auf den Waldboden. Gustav hörte nur die Sägen an den Baumstämmen und das Stöhnen der Männer, sein eigenes Blut in den Ohren und den schweren Atem, wenn er mit seinen Kollegen einen Baumstamm auf den Wagen hob.

Auf eine Art war es angenehm, wieder draussen im Wald zu sein, weg vom Dreck und Staub und Schlamm, aber der Kapo, ein bösar-tiger Sadist namens Jacob Ganzer, war ein echter Sklaventreiber. «Schneller, ihr Schweine! Meint ihr, die Stämme stapeln sich von selbst? Bewegt euch!»

Bei einem solchen Tempo war die Arbeit nicht nur anstrengend, sondern auch gefährlich. Gustav und seine Kollegen hoben den dicken Stamm und warfen ihn auf den Stapel, der schon auf dem quiet-schenden Wagen wartete. Keine Sekunde Zeit, um Luft zu schnappen oder sich zu vergewissern, dass der Stapel nicht ins Rutschen geriet. Der nächste Stamm wartete schon, und Ganzer schnauzte sie wütend an. Gustav griff sich das eine Ende, sein Kollege, ein Häftling namens Friedmann, schob seine Schulter darunter, und andere Hände nahmen das Gewicht auf. Mit berstenden Muskeln wuchteten sie den Stamm nach oben, über die Seitenwand des Wagens, auf den Stapel, während Ganzer ihnen die Ohren vollbrüllte. Liess jemand den Stamm los, bevor er richtig lag – und er rollte zurück, kam eine unaufhaltsame Masse mit mehreren hundert Kilo Gewicht herunter und andere folgten.

Der Stamm rollte über Gustavs Hand, ohne dass sein Gehirn den krachenden Schmerz in seinen Fingern überhaupt wahrnahm. Dann traf das Holz seinen und Friedmanns Körper, stiess sie beide zu Boden und blieb auf ihnen liegen.¹

Gustav lag da wie ein aufgespisster Schmetterling und starrte auf die wirbelnden Blätter in der Abendsonne. Sein Körper war ein einziger Schmerz, er hörte nur Schreie, Stöhnen und Rufe. Dann sah er gestreifte Uniformen, Hände, die an dem Stamm zogen, ihn von ihm herunterhoben, aber er konnte sich immer noch nicht bewegen. Als er sich umschaute, sah er Männer, die aufstanden, Männer mit blutigen Händen und Gesichtern. Andere lagen noch stöhnend auf der Erde. Friedmann lag ein paar Meter entfernt und wimmerte heiser. Er hatte das meiste abbekommen, weil der fallende Stamm ihn an der Brust getroffen hatte. Blut sickerte aus seinem Mund.

Hände griffen nach Gustav, er wurde hochgehoben und von der Lichtung getragen. Halb bewusstlos vor Schmerz, sah er die Bäume vorbeigleiten, den Himmel dunkler werden und wegkippen, hörte das Stöhnen der Männer, die ihn trugen. Es ging vorbei am Torhaus, dann in den Krankenbau, wo er auf eine Pritsche gelegt wurde.²

Sieben weitere Männer aus seiner Arbeitsgruppe folgten; sie wurden entweder getragen, oder sie humpelten selbst hinein. Friedmann kam als Letzter, auf einer Bahre hereingetragen. Er konnte sich nicht bewegen, sein Brustkorb war eingedrückt, sein Rückgrat gebrochen. Er lag in hilfloser Agonie.

Gustavs Brust hatte einiges abbekommen, und seine Finger brannten vor Schmerz. Die Lotterie hatte sich gegen ihn gewendet, wie es irgendwann allen passierte. Je länger man daran teilnahm, desto sicherer war es, dass es schiefgehen würde. Die Aussichten für einen schwer verletzten Mann waren düster. Wahrscheinlich lief es auf eine Spritze mit Phenol oder Hexobarbital hinaus – und dann blieb nur ein bisschen Rauch aus dem Schornstein des Krematoriums.

Friedmann starb bald an seinen Verletzungen. Die meisten anderen waren nur leicht verletzt und konnten den Krankenbau in kurzer Zeit verlassen. Doch Gustav blieb. Die Tage schlepten sich dahin, er lag in einem kleinen Zimmer neben dem Operationssaal II. Hätte er nicht schon gewusst, was das bedeutete, dann hätte er es hier schnell erfahren. OP II war der Raum, in dem die tödlichen Injektionen verabreicht wurden. Und sein Zimmer war das Wartezimmer.³

Eine Weile lag er allein hier. Ab und zu wurde ein kranker oder schwer verletzter Mann selektiert und an ihm vorbei in den OP II gebracht. Niemand kam je von dort zurück. Der Arzt schaute Gustav jedes Mal an und ging vorbei – er war zu schwer verletzt, als dass man sich noch gross mit ihm beschäftigte. Niemand wollte die kostbaren Drogen an einen Häftling verschwenden, der ohnehin bald sterben würde. Doch der Arzt hatte nicht mit der Willens- und Widerstandskraft von Gustav Kleinmann gerechnet.

Ein freundlicher Pfleger namens Helmut sorgte für Gustav, wenn der Arzt nicht in der Nähe war. Und so gelang es Gustav, sich entschlossen ans Leben zu klammern, auch wenn ihm der Schmerz Tag und Nacht zu schaffen machte. Langsam liess er aber nach, und nach sechs Wochen hatte sich Gustav so weit erholt, dass man ihn aus dem Krankenbau entliess. Er stand immer noch auf der Kippe, denn er war nicht kräftig genug, um in der Transportkolonne oder auch nur auf dem Krankenwagen zu arbeiten. Ein nutzloser Esser, den man bald doch noch in den OP II schicken würde.

Doch seine Freunde und seine beruflichen Fähigkeiten retteten ihm das Leben. Die freundlicheren unter den Kapos sprachen sich ab, und Gustav bekam einen Platz in der DAW-Fabrik, in der Militärausrüstung wie Munitionskisten, Spinde und Flugzeugteile hergestellt wurde und wo man Lastwagen zu mobilen Kantinen umbaute.⁴ Er durfte als Sattler und Polsterer arbeiten, und ganz allmählich wurde er wieder gesund.

Zum ersten Mal seit seiner Ankunft im Lager – eigentlich zum ersten Mal seit dem «Anschluss» – konnte er wieder in seinem Beruf arbeiten.

Er war glücklich – soweit man das unter diesen Umständen sein konnte. Die Arbeit war angenehm, er fand einige gute Freunde. Sein Vorarbeiter war ein deutscher politischer Häftling namens Peter Kersten, ein früherer Stadtrat der Kommunistischen Partei, «ein sehr braver Kerl, (ich) komme mit ihm sehr gut aus».⁵ Es gelang ihm sogar, einen Arbeitsplatz für seinen Wiener Freund Fredl Lustig zu sichern, einen Kollegen aus der Transportkolonne. Zusammen waren sie eine ganz zufriedene kleine Truppe.

So ging es bis Anfang Oktober. Doch dann, als wäre der Albtraum nach einem Moment des Wachens zurückgekommen, änderte sich alles plötzlich zum abgrundtief Schlechten.

Fritz und sein Kollege hoben einen schweren Fenstersturz aus Beton vom Gerüst und platzierten ihn sorgfältig in der Mauer oberhalb der Fensteröffnung. Fritz legte ihn ab und überprüfte Neigung und Pass.

Die letzten paar Jahre unter der Anleitung von Robert Siewert waren seine Fähigkeiten als Bauarbeiter deutlich gewachsen. Er beherrschte jetzt alle Arten von Ziegel- und Natursteinarbeiten, Pflastern und allgemeine Konstruktionsarbeiten. Die Abteilung Siewert arbeitete derzeit intensiv auf dem Bauplatz der neuen Gustloff-Werke, einer grossen Fabrik am Rande der Blutstrasse, gegenüber vom Garagenkomplex der SS. Sobald sie fertig wäre, würden dort Läufe für Panzer- und Flugabwehrgeschütze gebaut, aber auch für andere Waffen. Der grösste Teil der Aussenwände stand bereits, und Fritz arbeitete jetzt an den riesigen Fenstern. Man erwartete von ihm, dass er zwei pro Tag fertigbekam, die Wangen aufbaute, die Fensterstürze

setzte und befestigte, eine Aufgabe für einen geschickten, besonders sorgfältigen Maurer.

Sein Kollege Max Umschweif war relativ neu in Buchenwald. Er war erst im vergangenen Sommer gekommen, ein schlanker Wiener mit einem Intellektuellengesicht. Er hatte in der Internationalen Brigade gegen die spanischen Faschisten gekämpft. Nach der Niederlage waren er und seine Genossen in Frankreich interniert worden. Bei seiner Rückkehr nach Wien 1940 hatte ihn die Gestapo sofort verhaftet, da er als Antifaschist bekannt war. Fritz liebte seine Geschichten über den spanischen Bürgerkrieg, verstand aber überhaupt nicht, warum Max freiwillig nach Österreich zurückgekehrt war, wenn er doch wusste, dass die Gestapo hinter ihm her war.

Fritz klopfte den Fenstersturz mit dem Griff seiner Kelle in die endgültige Position, überprüfte den Sitz mit der Wasserwaage und befestigte ihn schnell und geschickt mit Mörtel. Die Arbeit hier oben auf dem Gerüst war angenehm. Die Ziegel und Mörtelträger unten auf dem Boden wurden ständig von den SS-Aufsehern malträtiert und geschlagen, aber nach hier oben traute sich keiner.

Zufrieden mit dem Sitz drehte sich Fritz um und dehnte kurz seine Muskeln. Von hier oben hatte man einen schönen Blick über den Wald. Die Eichen und Buchen waren herrlich in ihren Oktoberfarben, goldgesprenkelt und mit Kupferglanz. In der Ferne sah man Weimar liegen und das hügelige Bauernland rundum.

In den letzten Monaten hatte Fritz Schreckliches erlebt – die Deportation von Leo Moses, den schweren, fast tödlichen Unfall seines Vaters, die Morde der SS an engen Freunden. Das Schlimmste jedoch waren die beunruhigenden Nachrichten von seiner Mutter und Herta und die Angst, weil niemand wusste, was aus ihnen geworden war.

Seine Tagträume wurden durch einen Ruf von unten abgebrochen. «Fritz Kleinmann, runterkommen!» Er kletterte die Leiter hinunter,

wo einer der Arbeiter auf ihn wartete. «Der Kapo will was von dir.»

Er ging Robert Siewert suchen und fand ihn mit jenem ernsten Ausdruck im Gesicht, den er schon öfter gesehen hatte. Siewert nahm ihn ruhig zur Seite, legte ihm den Arm um die Schultern und zog ihn an sich, als wäre er sein Sohn. So etwas hatte er noch nie getan, und Fritz ahnte, dass es schlechte Nachrichten gab. «Es gibt eine Liste im Büro mit Juden, die nach Auschwitz gebracht werden sollen», sagte Siewert schlicht. «Dein Vater steht drauf.»

Der Schock war schlimmer als alles, was Fritz jemals empfunden hatte. Jeder hier kannte den Namen Auschwitz, eines der vielen Lager, die die SS in den besetzten Ländern errichtet hatte. Das ganze Jahr über war in Buchenwald davon die Rede gewesen: Gerüchte und Nachrichten aus der Ferne ebenso wie Ereignisse im Lager selbst deuteten darauf hin, dass der letzte Akt im Drama der Juden begann und dass die Nazis jetzt die Absicht hatten, alle zu vernichten, die nicht schon emigriert oder gestorben waren. Seit dem Frühjahr gab es verstörendes Geflüster über spezielle Gaskammern, die in einigen Lagern gebaut wurden und in denen Hunderte Menschen gleichzeitig getötet werden konnten. Eines dieser Lager war Auschwitz. Eine Verlegung dorthin konnte nur eines bedeuten.

Siewert erklärte, was er erfahren hatte. Die Liste war lang und umfasste fast alle in Buchenwald noch lebenden Juden. Ausnahmen waren nur solche wie Fritz, die für den Bau der Gustloff-Fabrik benötigt wurden.

Fritz war benommen und entsetzt. Er kannte so viele Jugendliche im Lager, die ihre Väter verloren hatten, und es war seine ständige Angst gewesen, einer von ihnen zu werden. «Du musst jetzt sehr tapfer sein», sagte Siewert.

«Aber Papa leistet nützliche Arbeit in der Fabrik», widersprach Fritz.

Siewert schüttelte den Kopf. Fabrikarbeit war bedeutungslos. «Es

betrifft *alle*», sagte er. «Jeder Jude ausser den Bauleuten und Mauern geht nach Auschwitz. Du gehörst zu den Glücklichen.» Er sah Fritz in die Augen. «Wenn du weiterleben willst, musst du deinen Vater vergessen.»

Fritz bemühte sich, Worte zu finden. «Das geht nicht», sagte er. Damit drehte er sich auf dem Absatz um, kletterte die Leiter zum Gerüst hinauf und machte sich wieder an die Arbeit.

Etwas mehr als vierhundert Namen standen auf der Liste, die im Büro erstellt worden war. Einige Tage zuvor hatte man einen Befehl von Himmler an alle Lagerkommandanten erhalten: Auf Befehl des «Führers» sollten alle Konzentrationslager auf deutschem Heimatboden «judenfrei» gemacht werden. Alle jüdischen Häftlinge sollten in Lager auf ehemaligem polnischem Territorium gebracht werden – namentlich nach Auschwitz und Majdanek.⁶

In Buchenwald lebten nur noch sechshundertneununddreissig Juden: diejenigen, die die willkürlichen Morde, Überstellungen und Euthanasietransporte überlebt hatten. Davon waren zweihundertvierunddreissig im Fabrikbau beschäftigt; sie sollten vorerst verschont werden, während der Rest für Auschwitz vorgesehen war.⁷

Am Abend des 15. Oktober, wenige Tage nach Fritz Gespräch mit Robert Siewert, wurde allen jüdischen Gefangenen befohlen, sich auf dem Appellplatz zu versammeln.⁸

Sie wussten, was sie zu erwarten hatten, und es war genauso, wie Siewert es vorausgesagt hatte: Fritz hörte seine Nummer in der Liste der gelernten Bauarbeiter. Diesen Männern wurde befohlen, in ihre Baracken zurückzukehren.

Fritz liess seinen Papa zurück und marschierte mit seinen Arbeitskollegen davon, innerlich tobend vor Angst und Empörung.

Gustav und die anderen vierhundert Verbleibenden wurden informiert, dass sie in ein anderes Lager verlegt werden sollen. Von diesem Moment an blieben sie isoliert. Sie wurden zu Block 11 gebracht, der geräumt worden war, um Platz für sie zu machen, von jeglichem Kontakt mit anderen Gefangenen ausgeschlossen. Dort warteten sie auf den Transport.

An diesem Abend konnte sich Fritz nicht beruhigen, bekam das Bild nicht aus dem Kopf, wie sein Papa unter den verurteilten Männern zurückgeblieben war. Die Aussicht, sich für immer zu trennen, war unerträglich. Die ganze Nacht quälten ihn die Gedanken. Fritz wusste, dass Robert Siewerts Worte klug, vernünftig und freundlich gemeint waren: Er musste lernen, seinen Papa zu vergessen, wenn er überleben wollte. Aber er konnte sich nicht vorstellen, weiterzuleben, wenn das der Preis war. Die Angst um seine Mutter und Herta hatte ein Gefühl der Verzweiflung in ihm ausgelöst, und er wusste nicht, wie er leben könnte, wenn sein Papa ermordet würde.

In den frühen Morgenstunden ging unter Fritz Blockkameraden ein Gerücht um: Drei der Gefangenen in Block 11 waren nachts in den Krankenbau gebracht und durch Injektionen getötet worden. Das Gerücht war falsch, aber es half Fritz, zu einer endgültigen Lösung zu finden.

Am nächsten Morgen vor dem Appell suchte er Robert Siewert auf und flehte ihn an. «Du hast Kontakte», sagte er. «Du hast Freunde, die im Hauptbüro angestellt sind.» Siewert nickte; natürlich war das so. «Du musst alles dransetzen, mich in diesen Transport nach Auschwitz hineinzubringen.»

Siewert war entsetzt. «Aber das ist Selbstmord! Ich habe dir gesagt, du musst deinen Vater vergessen», erwiderte er. «Diese Männer werden alle vergast.»

Aber Fritz blieb hart. «Ich möchte mit meinem Papa zusammen

sein, egal, was passiert. Ich kann ohne ihn nicht weiterleben.»

Siewert versuchte, ihn davon abzubringen, aber der Junge war unerbittlich. Als der Appell zu Ende war, ging Siewert und sprach mit Max Schobert, dem stellvertretenden Kommandanten. Während sich die Häftlinge aufstellten, um zur Morgenarbeit zu marschieren, wurde der Ruf laut: «Häftling sieben-zwo-neun-null zum Tor!»

Fritz meldete sich bei Schobert, der ihn fragte, was los sei. Von diesem Moment an gab es kein Zurück mehr. Fritz erklärte, er könne es nicht ertragen, von seinem Vater getrennt zu werden, und bat förmlich darum, mit ihm nach Auschwitz geschickt zu werden.

Schobert zuckte mit den Schultern. Ihm war es egal, wie viele Juden weggeschickt wurden, um vernichtet zu werden, und er gab der Bitte statt.

Mit ein paar wenigen Worten hatte Fritz das Udenkbare getan und war freiwillig von den Geretteten auf die Seite der Verurteilten gewechselt. Ein Wachmann brachte ihn über den Platz zu Block 11. Die Tür öffnete sich, und er wurde hineingeschoben.

Die Baracke, nur für ein paar Hundert Mann gebaut, war zum Bersten voll. Fritz blickte auf die Männer in den gestreiften Uniformen, die herumstanden, auf den wenigen Stühlen sassen, auf dem Boden hockten oder an den Fenstern nachschauten, was draussen geschah.

Dutzende Gesichter starteten Fritz an, als die Tür zuschlug. Fast jeder von ihnen war ein alter Freund oder ein Mentor – er sah das dünne, bebrillte Gesicht von Stefan Heymann, das immer ein wenig überrascht wirkte. Er sah seinen Freund Gustl Herzog, den mutigen österreichischen Antifaschisten Erich Eisler und den Bayern Fritz Sondheim ... das Erstaunen in ihren Gesichtern wich dem Entsetzen, als sie erfuhren, warum er hier war. Sie protestierten und flehten ihn

an, genau wie Siewert, aber Fritz drängte sich an ihnen vorbei und suchte nach seinem Vater.

... Und da war er in der Menge, das vertraute, schmale Gesicht mit den ruhigen, sanften Augen. Sie eilten aufeinander zu und umarmten sich, beide schluchzend vor Freude.

Später in dieser Nacht kam Robert Siewert, um mit Fritz zu sprechen: Er musste ein Papier unterschreiben, in dem bestätigt wurde, dass er freiwillig auf den Transport mitging.⁹ Ihr Abschied war schmerzhaft; Fritz verdankte Siewert seine Arbeit, sein Können und sein Überleben in den letzten zwei Jahren.

Am Morgen des 17. Oktober wurden die vierhundertfünf jüdischen Männer – Polen, Tschechen, Österreicher und Deutsche – nach zwei Tagen des Wartens darüber informiert, dass sie an diesem Tag auf Transport gehen würden. Ihnen wurde befohlen, nichts mitzunehmen. Sie bekamen eine magere Essensration für die Reise – Gustavs bestand aus einem einzigen Stück Brot – und wurden dann nach draussen geführt.

Die Stimmung im Lager war ungewöhnlich düster, selbst bei der SS. Frühere Überstellungen waren unter einem Hagel von Misshandlungen durch die Wachen geschehen, aber die vierhundert Juden marschierten schweigend zum Tor. Es war, als hätten alle begriffen, dass dies anders war: eine bedeutsame Sache, die nicht leichtfertig behandelt werden konnte.

Vor dem Tor wartete ein Konvoi von Bussen auf sie. Fritz und Gustav fuhren auf bequemen Sitzen die Blutstrasse entlang, auf der sie drei Jahre, zwei Wochen und einen Tag zuvor entsetzt Richtung Lager gerannt waren. Wie sehr hatten sie sich seitdem verändert; wie viel hatten sie gesehen! Am Bahnhof in Weimar wurden sie in Viehwaggons verladen – je vierzig Mann.¹⁰ Zusätzliche Bretter waren angebracht worden, um Lücken zu schliessen und die Wagen ausbruchssicher zu machen.

Als sie abfuhren, war die Stimmung in Fritz und Gustavs Waggon, den sie mit Stefan Heymann, Gustl Herzog und vielen anderen Freun-

den teilten, deprimiert. Im Tageslicht, das durch die wenigen Risse in den Wänden drang, nahm Gustav sein Tagebuch heraus, vor den Blicken der anderen versteckt. Nachdem die Nachricht von dem bevorstehenden Transport gekommen war, hatte er es unter seiner Kleidung versteckt und mit in den Isolationsblock genommen. Dieses abgestossene kleine Notizbuch half ihm, bei Verstand zu bleiben, und er wollte sich nicht davon trennen. Solange er mit Fritz zusammen war, hatte er das Gefühl, er könnte mit allem fertigwerden.

«Alle sagen, es ist ein Himmelfahrtskommando», schreibt er. «Nur Fritz und ich lassen den Kopf nicht hängen, ich sage mir, sterben kann man nur einmal.»¹¹

Teil 3

Auschwitz

Eine Stadt namens Osiwiczim

Ein anderer Zug, eine andere Zeit...

Gustav erwachte aus einem Schlummer, Sonnenlicht auf den Lidern und den Geruch von Uniformstoff, verschwitzten Männerkörpern, Tabakrauch, Leder und Waffenöl in der Nase. In den Ohren hatte er das stetige Rattern des Zuges und das Gemurmel von Männerstimmen, manchmal auch Singen. Die Jungs waren guter Stimmung, obwohl sie vielleicht in den Tod gehen würden. Gustav rieb sich den Nacken, der vom Rucksack wund gescheuert war, und hob sein Gewehr auf, das auf den Boden gefallen war.

Als er aufstand und durch den Seitenschlitz spähte, spürte er den warmen Sommerwind auf seinem Gesicht und roch flüchtig den Duft von Wiesen durch den Rauch der Lokomotive. Die Weizenfelder waren grün-golden und reiften; bald war Erntezeit. Ein Kirchturm war am Hang zu sehen. Dahinter die grünen Beskidenberge und jenseits davon die gespenstische Mauer der Babia Gora, des Hexenberges. Dies war das Land seiner Kindheit. Nach sechs Jahren in Wien kam es ihm fremd vor; seltsam, wie eine lebendige Erinnerung plötzlich Wirklichkeit werden konnte.

Er war im Frühjahr 1912, seinem einundzwanzigsten Lebensjahr, in die österreichische kaiserliche und königliche Armee eingezogen worden.¹ Als gebürtiger Galizier war er in das 56. Infanterieregiment im Krakauer Bezirk versetzt worden. Für die meisten jungen Arbeiter war der Militärdienst eine willkommene Unterbrechung: Die Bedin-

gungen waren gut, und man lernte etwas von der Welt kennen. Viele waren Analphabeten und schlecht bezahlte Arbeiter. Die meisten waren noch nie weiter als bis zum nächsten Dorf gekommen. In Galizien sprach die Mehrheit nicht einmal deutsch, und viele konnten nicht einmal die Uhr lesen.² Gustav hatte mehr von der Welt gesehen als die meisten der in Wien lebenden Rekruten, und er sprach sowohl Polnisch als auch Deutsch. Aber als Polstererlehrling war er arm, und die Armee sorgte für Sicherheit. Ausserdem war sie ein spannendes Umfeld. Österreich war das grösste Territorium in Europa, und die Armee bewahrte die kaiserliche Vielfalt an Husaren und Dragonern, farbenfrohen schneidigen Uniformen und endlosem Pomp mit den Flaggen und Transparenten des kaiserlichen Doppeladlers, der über allem flatterte.

Für Gustav bedeutete der Militärdienst eine Rückkehr in seine Heimat. Die ersten zwei Jahre verbrachte er grösstenteils in einer Garnisonstadt nördlich der Beskiden, etwa auf halber Strecke zwischen seinem Heimatdorf Zablocie und einer Stadt namens Oswięcim, einer hübschen, wohlhabenden, aber ansonsten unscheinbaren Stadt an der Grenze zu Preussen. Zwei Jahre Kasernenleben: Paraden, Stiefelschwärzen und Messingpolieren, gelegentliche Feldübungen und Manöver.

Und dann kam der Krieg. Ausgerechnet im Jahr 1914, gerade als die Rekruten von 1912 dachten, sie hätten den Militärdienst bald hinter sich und könnten als gestandene Männer auf ihre Höfe und in ihre Werkstätten zurückkehren.

Plötzlich wurde das 56. Infanterieregiment mobilisiert und marschierte mit dem Rest der 12. Infanteriedivision zum Bahnhof. Von dort fuhren sie zur Festungsstadt Przemysl,³ dem Ausgangspunkt des Regiments für den Vormarsch auf russisches Territorium.⁴ Gustav und seine Kameraden marschierten mit lebhaftem Schritt unter ihren schweren Rucksäcken, zu den fröhlichen Klängen des Daun-Marsches. Makellos in ihren grauen Uniformen mit den grünen Abzei-

chen, die Schnurrbärte gewachst, grinnten sie den winkenden Mädchen zu. Sie waren so selbstgefällig, wie es nur junge Männer sein können. Sie wollten die Russen bis nach St. Petersburg scheuchen.

Fünf Tage später war ihr Schritt schon weniger munter, nach einer Reise in Viehwaggons und einem langen Gewaltmarsch mit den schweren Rucksäcken, in und an denen Wintermäntel, Munition, Spaten und Proviant für mehrere Tage transportiert wurden. Die Gewehrurte scheuerten, die Füße waren wund gelaufen. Unteroffizier Gustav Kleinmann und seine Zugkameraden waren müde und erschöpft – ihre Sehnsucht galt eher der Schlafstatt als dem Schlachtfeld. Doch an diesem ersten Tag gab es kein Bett, noch nicht einmal Verpflegung. Ihr Ziel war die Stadt Lublin, wo sie mit einer preussischen Vorhut aus dem Norden Zusammentreffen sollten. Während die Regimenter an ihrer linken Flanke auf starken russischen Widerstand stiessen und viele Verluste hinnehmen mussten, wurde das 56. Regiment kaum in Kampfhandlungen verwickelt. Sie marschierten und marschierten den ganzen Tag und drangen auf russisches Territorium vor.⁵

Gustav brachte sein verletztes Bein in eine bequemere Position. Draussen frass sich der harte galizische Frost in die Ränder der Fensterscheiben, Schnee lag schwer auf der Erde.

Dem glühenden Sommer waren ein schrecklicher Herbst und ein elender Winter gefolgt. Obwohl sich die russische Armee in heillosen Auflösung zurückzog, fühlten sich die österreichischen Truppen von ihrer schlechten Führung im Stich gelassen, und die Deutschen hatten es versäumt, sie angemessen zu unterstützen. Die Russen hatten sich bald wieder gefangen und machten Boden gut.⁶ Am Ende blieb ihnen nur die Flucht. Auf der ganzen Linie brachen die österreichischen Regimenter auseinander und fielen zurück.

Die Zivilbevölkerung geriet in Panik, Bahnhöfe und Strassen waren mit Flüchtlingen überfüllt. Am meisten Angst hatten die Juden: Die antisemitischen Gesetze des zaristischen Russland waren berücksichtigt. Tatsächlich waren viele galizische Juden Nachkommen von Familien, die vor den russischen Pogromen geflohen waren. Die vorrückenden Russen enteigneten jüdisches Eigentum und erpressten unter Androhung von Gewalt Geld von ihnen; Juden wurden aus öffentlichen Ämtern gejagt, einige sogar als Geiseln genommen und nach Russland deportiert.⁷ Flüchtlinge strömten nach Westen und Süden ins Kernland Österreich-Ungarns. Zuerst suchten sie Zuflucht in Krakau, aber im Herbst war sogar diese Stadt bedroht, und so begannen die Flüchtlinge, nach Wien weiterzuziehen. Die Behörden errichteten für sie Auffangstationen in Wadowitz (heute Wadowice in Polen) und Oswięcim.⁸

Schliesslich hatten die österreichischen Streitkräfte – mit Gustav und dem 56. an der Spitze – die Russen aufgehalten. Die Front etablierte sich kurz vor Krakau. Schützengräben wurden angelegt, und es begann eine schreckliche Zerstörung durch Bombardements, Überfälle und hoffnungslose Angriffe. Zu Beginn des neuen Jahres standen Gustav und seine Kameraden – oder was noch von ihnen übrig war – an vorderster Front vor Gorlice, einer Stadt etwa hundert Kilometer südöstlich von Krakau. Die Front war kaum mehr als eine Reihe flacher Gräben, die von einem einzigen Strang Stacheldraht geschützt wurden. Das offene Gelände stand unter dauerndem Beschuss durch russische Artillerie.⁹ Der Feind hielt die Stadt und beherrschte die Umgebung von einem grossen Friedhof auf einem Hügel am westlichen Stadtrand aus. Dort hatten die Russen sich festgesetzt.

Und dort hatten sie den beissenden Winter überstanden. Für Gustav war es eine Art Aufschub gewesen, als er verwundet wurde – eine Kugel durch den linken Unterarm und die Wade. Er war kurz im Lazarett in Bielitz-Biala (heute Bielsko-Biala in Polen) gewesen, ei-

ner grossen Stadt in der Nähe von Zablocie. Er kannte den Ort gut, hatte dort in seiner Jugend als Bäckerjunge gearbeitet. Mitte Januar war er ins Lazarett in der nächsten Stadt verlegt worden – dem Verkehrsknotenpunkt und der Militärbasis Oswięcim, zu Deutsch Auschwitz.¹⁰

Gustav kannte den Ort aus seiner Kindheit. Die Stadt selbst war in Friedenszeiten ganz hübsch gewesen, mit schönen Bürgerhäusern und einem alten, malerischen jüdischen Viertel, das sogar Touristen anzog.¹¹ Sie lag am Zusammenfluss von Weichsel und Sola, dem Fluss, der sich auch durch das Dorf schlängelte, in dem Gustav geboren war. Das Lazarett von Oswięcim lag ein Stück von der Stadt entfernt jenseits der Sola im abgelegenen Weiler Zasole. Dort gab es moderne Kasernengebäude, die in ordentlichen Reihen nahe dem Flussufer standen – kein idealer Standort; der Boden war sumpfig und im Sommer von Insekten heimgesucht. Ursprünglich war die Kaserne an ein Durchgangslager für Wanderarbeiter aus Galizien nach Preussen angeschlossen gewesen, doch seit Kriegsausbruch standen die Arbeiterbaracken leer.¹²

Gustav fiel es schwer, von seinen Kameraden getrennt zu sein, die noch an der Front kämpften. Das war schlimmer als die Schmerzen seiner Verwundung, die jetzt fast ausgeheilt war. Doch er wollte sich nicht beschweren. Er würde kein Invalide werden, und so schlank und fast schon zart er auch wirkte mit seinen weichen Augen und den grossen Ohren, hatte er sich als zäher junger Mann erwiesen, mit einer überraschenden Fähigkeit, Härte und Verletzungen zu ertragen.

Im Moment fühlte es sich an wie im Frieden. Er hörte nur die schnellen Schritte der Krankenschwestern und das leise Murmeln von Stimmen.

Kugeln schlugen in die Seiten der Gräber ein und schleuderten Stein splitter in Gustavs Gesicht. Er und seine Männer hielten sich fest und erwiderten das Feuer, rückten Meter für Meter zum Friedhof vor.

Gustav war erst seit einem Monat aus dem Lazarett entlassen und schon wieder mittendrin – zurück in Gorlice, zurück in den zugefrorenen Gräben am Fusse des Abhangs unterhalb der Stadt, zurück unter Beschuss und ständigen Angriffen. An diesem Tag, dem 24. Februar 1915, griff seine Division die stark verteidigten russischen Stellungen an.

Unteroffizier Gustav Kleinmann kam es vor wie ein Himmelfahrtskommando: ein heftiger Frontalangriff gegen eine grosse Streitmacht in einer sicheren, leicht zu verteidigenden Position. Es handelte sich um einen traditionellen katholischen Friedhof – eine Stadt aus lauter kleinen Gräbern aus Kalkstein und Marmor, die dicht beieinander lagen. Es war eine regelrechte Festung, und Gustavs Kompanie war im ersten Anlauf in Stücke gerissen worden. Nach dem Tod ihres Zugführers hatten Gustav und Unteroffizier Johann Aleksiak einen eigenen Plan improvisiert, um nicht noch mehr Menschenleben zu opfern.¹³ Angeführt von den Überresten des Zuges, der nur aus ihnen selbst und zehn Gefreiten bestand, waren sie an der linken Flanke der feindlichen Stellung vorbeigeschlichen, wo sie vor dem russischen Feuer geschützt waren, und von dort aus vorgerückt. Sie drangen vom Rand her auf den Friedhof vor und waren zwischen den Gräbern, bevor die Russen es richtig begriffen. Sofort peitschte ihnen dumpfes Gewehrfeuer entgegen. Sie erwiderten das Feuer, so gut sie konnten, und drängten weiter. Die Russen begannen, Handgranaten zu werfen, doch Gustav und sein Trupp drängten weiter vorwärts und trieben den Feind zurück.

Sie waren fünfzehn Meter vorgerückt, als die Gassen zwischen

den Gräbern zu eng wurden, um effektiv schießen zu können. Gustav stoppte seine Männer und befahl ihnen, die Bajonette aufzupflanzen. Mit heissem Blut vor Zorn starteten sie ihren letzten, wilden Angriff.

Es funktionierte; die Russen ergaben sich vor den österreichischen Bajonetten. Gustavs Flankenangriff hatte die Hauptkraft der russischen Verteidigung ausgeschaltet, sodass der Rest der Kompanie auf den Friedhof vordringen konnte. An diesem Tag nahmen sie zweihundert russische Soldaten gefangen, Teil einer Gesamtmenge von mehr als zwölfhundert, die vom ganzen Regiment gefangengenommen wurden.

Angesichts der Rückschläge, die die österreichische Armee seit Kriegsbeginn erlitten hatte, war die Eroberung des Friedhofs von Gorlice eine bedeutende Leistung, die eine Flut von Orden und sogar eine Erwähnung in einem Bericht von Feldmarschall von Höfer verdiente.¹⁴ Weder zum ersten noch zum letzten Mal hatte sich das Kriegsglück durch die Initiative eines kleinen Unteroffiziers gewendet.

Rabbi Frankfurter sang die letzten Segnungen der Sheva Brachot, der sieben Segnungen der Ehe. Seine Stimme hallte durch die Synagogenkapelle der Wiener Rossauer-Kaserne. Unter dem von seinen Kameraden gehaltenen Hochzeitsbaldachin stand Gustav in seiner Ausgehuniform, der silberne Tapferkeitsorden Erster Klasse glänzte an seiner Brust. Neben ihm stand strahlend seine Braut Tini Rottenstein. Ihr weisser Spitzenkragen und ihre Seidenblumen leuchteten auf dem dunklen Stoff ihres Mantels und ihres breitkrempigen Hutes.

Zwei Jahre waren seit dem Tag auf dem Friedhof von Gorlice vergangen. Gustav und Johann Aleksiak hatten beide die Silbermedaille erhalten, eine der höchsten Auszeichnungen Österreichs. Ihr befehls-habender Offizier hatte ihr Vorgehen als kluge, beispielloser mutige



Tini und Gustav Kleinmanns Hochzeitsfoto, 1917

Herangehensweise» bezeichnet, bei der sich die beiden Unteroffiziere «ausgezeichnet hervorgetan» hatten.¹⁵ Es war ein heftiger Kampf gewesen, und über hundert Männer des 56. Infanterieregiments wurden ausgezeichnet. Seit diesem Tag hatten die Österreicher trotz vieler Rückschläge die Armee des Zaren über die Weichsel und aus Galizien vertrieben und dabei Lemberg (später Lwow in Polen, heute Lviv, Ukraine), Warschau und Lublin erobert. Im August war

Gustav erneut verwundet worden. Diesmal war es eine viel schwerere Verletzung der Lunge.¹⁶ Doch er hatte sich erholt und war an die Front zurückgekehrt.

«Glücklich und jubelnd wird sein die Unfruchtbare bei der Versammlung ihrer Kinder – in ihr – in Freude.» Rabbi Frankfurters Gesang erfüllte den Raum. «Gelobt Du – Ewiger, unser Gott, König der Welt, der erschaffen hat Freude und Fröhlichkeit, Bräutigam und Braut, Liebe und Gemeinsamkeit und Friede und Freundschaft ... der erfreut Bräutigam und Braut.» Dann stellte er das traditionelle Glas auf den Boden vor Gustav, der es mit seinem Stiefelabsatz zerschmetterte. «Mazel tov!» – Viel Glück!, rief die Gemeinde.

In seiner Ansprache erinnerte der Rabbi Tini an den Ernst, einen Soldaten zu heiraten, und ging darauf ein, wie gut das österreichisch-ungarische Reich zum jüdischen Volk war. Er verglich den neuen Kaiser Karl mit der Sonne, die auf die Juden schien. Seine Vorfahren hatten die Mauern der alten Gettos niedergerissen und Israel in ihrem Reich einen Platz gegeben.¹⁷ Zwar gab es durchaus Antisemitismus in Österreich, doch seit der Emanzipation der Juden unter den habsburgischen Kaisern hatten sie gut gelebt und viel erreicht. Mit dieser Grundlage konnten sie ihren Weg mit eigenen Händen und Herzen machen.

Gustav und Tini machten sich an diesem Tag auf den Weg aus der Synagoge in eine neue Zeit. Gustav war immer noch Soldat, er würde die italienische Front erleben und weitere Auszeichnungen bekommen, und es würde ihm nicht gelingen, die langsame, unvermeidliche und blutige Niederlage aufzuhalten, die Österreich und Deutschland erlitten. Aber er überlebte und kehrte nach Wien zurück. Im Sommer des ersten Friedensjahres wurde Edith als erstes von vier Kindern geboren. Das alte Reich war von den siegreichen Alliierten aufgelöst worden; Galizien wurde an Polen abgetreten, Ungarn wurde unabhängig, Österreich war nur noch der Rumpf des einstigen Reichs.

Aber Wien war immer noch Wien, das zivilisierte Herz Europas, und Gustav hatte sich und seiner Familie einen Platz in diesem Herzen mehr als verdient.

Viele sahen das jedoch anders. Die Menschen in Österreich und Deutschland erzählten sich Geschichten, um die Schmach der Niederlage zu lindern. Es war die Schuld der Juden, behaupteten viele; sie hätten auf den Schwarzmärkten ein Vermögen verdient. Viele Finger richteten sich auf die Flut jüdischer Flüchtlinge aus dem Osten, und es hiess, sie hätten die Lebensmittelkrise in den Städten verschlimmert. Es wurde erzählt, wie Juden sich ihrer Pflicht entzogen und dem Militärdienst aus dem Weg gegangen wären. Ihr schädlicher Einfluss auf Regierung und Wirtschaft sei ein Messer in Deutschlands und Österreichs Rücken gewesen, hiess es. Im Wiener Parlament kam es zu antijüdischen Agitationen deutscher Nationalisten und der konservativen Christlich-Sozialen Partei, und in den Zeitungen erschienen erste schreckliche Drohungen mit Pogromen.¹⁸

Doch die Ausbrüche von Antisemitismus beruhigten sich, verblassten, wurden zu einem Gemurmel, und die Wiener Juden blühten weiter auf. Gustav kämpfte manchmal darum, seinen Lebensunterhalt zu bestreiten, aber er verzweifelte nie. An der Seite der Sozialdemokraten stürzte er sich in die Politik, um allen arbeitenden Menschen – und seinen Kindern – eine bessere Zukunft zu sichern.

Ein anderer Zug, eine andere Zeit, eine andere Welt ... und doch dieselbe.

Gustav sass in der Dunkelheit, durchgerüttelt von den Bewegungen des Zuges. Um ihn herum war die Luft zum Schneiden vom gelohnten Gestank ungewaschener Körper, abgestandener Uniformen und des Latrineneimers. Er hörte das dumpfe Murmeln von Stim-

men. Dutzende Männer auf so kleinem Raum, dass sie sich kaum bewegen konnten. Es war eine Tortur, zu dem Pisseimer in der Ecke zu kommen.

Seit dem Einsteigen in den Zug in Weimar waren zwei Tage vergangen. Gustavs Augen hatten sich an das wenige Licht gewöhnt, das durch die Ritzen um die Tür und die Gitter fiel, gerade genug, um ein paar kurze Zeilen in sein Tagebuch zu schreiben. Es musste gegen Mittag sein; das Licht war deutlich heller, und die Gesichter seiner Kameraden waren erkennbar: Gustl Herzog war da, und er sah die langen, ernsten Züge von Stefan Heymann sowie Gustavs Freund Felix «Jupp» Rausch. Fritz sass in der Nähe einiger seiner jungen Freunde, darunter Paul Grünberg, ein Wiener, der genauso alt war wie er und einer von Siewerts Auszubildenden. Ohne Wasser und Decken waren sie durstig und froren, und die Stimmung war zutiefst deprimiert.

Gustav konnte die Landschaft, durch die sie sich jetzt vermutlich bewegten, weder sehen noch riechen, aber er kannte sie: die Felder, die grünen fernen Hügel und Berge, die malerischen kleinen Dörfer. Er war hier aufgewachsen, hatte sein Blut für sein Land gegeben, und jetzt brachten ihn die Schienen ein letztes Mal zurück, um hier zu sterben.

Hinter ihm lag die Familie, die er mit solcher Hoffnung gegründet hatte, zerbrochen und zerstreut. Das Versprechen von 1915, als sie ihm den Orden an die Brust steckten, und von 1917, als er das Glas unter seiner Ferse zermahlen hatte. Sein Trauversprechen, und das Versprechen von 1919, als er die kleine Edith im Arm hielt. Das Versprechen, dass Israel ein Teil von Österreich sein würde. Dieses Versprechen war unter den Rädern einer riesigen, wahnsinnigen, niemals recht funktionierenden Maschine zerquetscht worden, in ihrem unaufhaltsamen, sinnlosen Drang, das Leben zur «arisch»-deutschen Grösse zu erheben. Einer Grösse, die niemals existiert hatte und niemals existieren konnte, weil ihre Kleinherzigkeit jeder Art von Grös-

se im Wege stand. Der Nationalsozialismus konnte ebenso wenig gross sein wie ein stolzierender Schauspieler mit einer golden bemalten Pappkrone.

Der Zug rattete an Stoppelfeldern und vergoldeten Wäldern vorbei und verlor allmählich an Tempo. Er wurde langsamer, bog nach Süden ab und in den Bahnhof der kleinen Stadt Oswiçcim ein.¹⁹

Die Lokomotive stiess Dampf aus und zog die Viehwaggons zur Laderampe. Dort blieb der Zug stehen. Drinnen fragten sich die Männer von Buchenwald, ob sie ihr Ziel schon erreicht hatten. Stunden vergingen, ohne dass etwas geschah. Das wenige Licht verblasste und liess sie in völliger Dunkelheit zurück.

Gustav war dankbar für den Trost, Fritz in diesen Stunden an seiner Seite zu haben. Wie er damit umgegangen wäre, wenn der Junge nicht aus freien Stücken mitgekommen wäre, darüber wollte er nicht nachdenken. Der Geist des zerquetschten Versprechens aus längst vergangenen Tagen lebte in Fritz weiter, in der Verbindung, die Vater und Sohn zusammengehalten und bis jetzt am Leben erhalten hatte. Wenn sie tatsächlich hier starben, dann zumindest nicht allein.

Schliesslich hörten sie draussen Bewegung: Wagentüren wurden aufgerissen, Befehle geschnauzt. Quietschend ging ihre Tür auf und ein Feuer von Fackeln und elektrischen Laternen blendete ihre Augen. «Alle raus!»

Steif und unter Schmerzen stiegen sie aus und gelangten in einen Ring aus Licht und knurrenden Wachhunden. «Reihen bilden! Vorderer Rang hier. Schnell!» Durch jahrelange Appelle entsprechend trainiert, formierten sich die Buchenwälder sofort in dem Raum zwischen den Gleisen. Sie erwarteten die üblichen Misshandlungen und Prügel und waren überrascht – fast ein wenig verunsichert –, weder das eine noch das andere zu erhalten. Die bewaffneten Wachen schrien von Zeit zu Zeit einen Befehl, aber ansonsten waren sie geradezu unheimlich still, gingen die Reihen auf und ab und beobach-

teten die neuen Gefangenen genau. Die Zeit verging, und die Männer wurden immer nervöser. Immer wenn keine Wachen in der Nähe waren, streckte Gustav die Hand aus und drückte Fritz an sich.

Das letzte Mal, dass Gustav diesen Bahnhof betreten hatte, war 1915 gewesen, als er aus dem Lazarett entlassen und an die Front zurückgeschickt worden war. Nichts daran kam ihm bekannt vor.

Es war kurz nach 22 Uhr, als das Trampeln von Stiefeln, die die Laderampe entlangmarschierten, die Ankunft eines SS-Trupps aus dem Lager ankündigte. Er wurde von einem Offizier mittleren Alters mit hartem Gesicht geführt. Sein Mund war schief, und er trug eine Stahlbrille. Dies war SS-Obersturmführer Heinrich Josten aus dem Lager Auschwitz.²⁰ Er überprüfte sorgfältig die Namen und Nummern der Neuankömmlinge auf einer Liste und hob dann die Stimme: «Hat jemand Uhren oder andere Wertsachen? Gold zum Beispiel? Wenn ja, müsst ihr sie abgeben. Nichts davon werdet ihr hier brauchen.» Niemand antwortete. Josten nickte seinen Männern zu, und sie begannen, die Gefangenen in geordneter Weise entlang der Rampe abzuführen.

Vom Güterbahnhof aus marschierten sie eine lange, gerade Strasse hinunter, die zwischen Industriegebäuden und Reihen heruntergekommener Holzbaracken lag. Das kam Gustav nun doch irgendwie bekannt vor.

Sie bogen nach links ab und gingen eine kurze Strasse entlang zu einem Tor, das von Bogenlampen durchflutet war. Die Tore weiteten sich, die Schranke hob sich, und die Buchenwälder marschierten unter dem schmiedeeisernen Bogen mit der Parole ARBEIT MACHT FREI hindurch.²¹ Die Schranke senkte sich wieder, die Tore fielen hinter ihnen ins Schloss.

Sie befanden sich jetzt im Konzentrationslager Auschwitz. Der Weg führte eine breite Strasse entlang, die von schmalen Grasstreifen und grossen, gut gebauten, zweistöckigen Barackenblöcken gesäumt wurde. Die Häuser ähnelten der SS-Kaserne in Buchenwald,

aber für Gustav war es eine andere Art von Vertrautheit, als hätte er das alles schon einmal gesehen. Er war hier gewesen.

In einem Gebäude in der äussersten Ecke des Lagers angekommen, wurden die Buchenwälder hineingeführt. Sie befanden sich in einem Badeblock. Ihre Namen wurden erneut auf der Transportliste abgestrichen, bevor man sie in einen Umkleideraum brachte, in dem andere Häftlinge arbeiteten. Hier wurde ihnen befohlen, sich für eine ärztliche Untersuchung auszuziehen. Anschliessend würden sie duschen und ihre Uniformen entlaust, bevor sie zu ihrer Unterkunft gingen.²²

Fritz und sein Vater sahen sich an; die Nervosität der Buchenwälder nahm zu. Sie hatten die Gerüchte von Vergasungen in Auschwitz gehört und dass die Gaskammer als Duschaum getarnt war.²³ Die Männer zogen ihre alten, schmutzigen Uniformen und die Unterwäsche aus und gingen dann in langer Reihe durch einen anderen Raum, wo sie von einem Arzt untersucht wurden, und einen weiteren, in dem ihre Köpfe frisch rasiert wurden – bis auf die Kopfhaut, ohne die sonst üblichen Stoppeln zu hinterlassen. Ihre Körper wurden ebenfalls rasiert, einschliesslich der Schamhaare. Es folgte eine Lausinspektion. Fritz bemerkte ein Schild mit düsteren deutschen Buchstaben an der weissen Wand: «Eine Laus dein Tod.»

Als Nächstes kamen die Duschen. Fritz, Gustav und die anderen sahen besorgt zu, wie die erste Gruppe durch die Tür getrieben wurde.

Minuten vergingen; Unruhe breitete sich unter den Gefangenen aus. Fritz spürte die Anspannung, die in dem leisen Murmeln lag. Wenn sie an die Reihe kamen, würden sie gehorchen und demütig in die Kammer des Todes gehen?

Plötzlich erschien ein Männergesicht in der Tür, glänzend nass und grinsend, Wasser tropfte ihm vom Kinn. «Alles in Ordnung», sagte er. «Es ist wirklich eine Dusche!»

Die nächsten Gruppen gingen in viel besserer Stimmung hinein.

Schliesslich erhielten sie ihre entlausten und desinfizierten Uniformen und frische Unterwäsche.²⁴ Zu seiner Erleichterung war Gustavs Tagebuch mit seinen unschätzbar kostbaren Aufzeichnungen immer noch in seinen Kleidern verborgen.

Als sie angezogen waren, wurden sie von SS-Sturmbannführer Hans Aumeier inspiziert, dem stellvertretenden Kommandanten und Leiter der Abteilung III, der Abteilung «Schutzhaft», wo die meisten Juden untergebracht waren. Betrunknen und schlecht gelaunt, schlug er den Blockältesten – einen Deutschen mit einem grünen Dreieck –, der zu spät aufgetaucht war, um die Neuankömmlinge abzuholen. Aumeier war der Inbegriff dessen, was Angst vor der SS weckte: eine finstere Visage mit schmalem Mund, ein Mann, der bekannt war für seine Lust an Folter und Massenerschiessungen. Zufrieden mit den neuen Gefangenen, befahl er dem Blockältesten, sie zu ihrer Unterkunft zu bringen.

Sie wurden Block 16A in der Mitte des Lagers zugewiesen. Sobald sie drinnen waren, forderte der Blockälteste sie auf, alle Schmutzartikel auszuhändigen, und forderte seine Helfer – junge polnische Gefangene – auf, sie zu durchsuchen. Die mitgenommenen Sachen reichten von Papier und Bleistift über Zigarettenspitzen und Taschenmesser bis hin zu Geld und Pullovern: alles kostbare Gegenstände. Einige der mutigeren Geister – darunter Gustl Herzog – stritten sich mit den Polen, weigerten sich, ihren Besitz abzugeben, und wurden dafür mit Gummischläuchen verprügelt. Jeder Mann, der Widerworte gab, bekam Prügel. Viele verloren Gegenstände, die sie bis jetzt gehütet hatten – Andenken, die ihren Geist am Leben gehalten hatten, oder warme Kleidung, um Leib und Seele durch den Winter zu bringen.

Schliesslich brachten die Helfer die Männer in die Schlafräume und teilten ihnen ihre Plätze zu: zwei Männer pro Bett, für jeden eine Decke. Gustav schaffte es, mit Fritz in dasselbe Bett zu kommen. Es war wie in ihrer ersten Nacht im Zelt in Buchenwald. Immerhin gab

es hier einen Fussboden und ein festes Dach über dem Kopf. Doch sie wussten auch, das Leben in Auschwitz würde sowohl grausam als auch kurz sein.

Am dritten Tag wurden sie tätowiert. Diese Praxis gab es nur in Auschwitz, wo sie im vergangenen Herbst eingeführt worden war. Sie standen vor dem Büro Schlange, rollten ihren linken Ärmel hoch, und dann wurde ihnen die Nummer auf den Arm tätowiert.

An Gustavs Unterarm war noch die Narbe seiner Schussverletzung vom Januar 1915 zu sehen. Die Nummer 68523 wurde mit blauer Tinte gleich daneben in seine Haut gestochen.²⁵ Er wurde als «Schutzjude» eingetragen, seine Unterkunft und sein Geburtsdatum wurden ebenso vermerkt wie sein Beruf.²⁶ Da Fritz sich dem Transport freiwillig angeschlossen hatte, stand er ganz unten auf der Liste und bekam die Nummer 68629. Als Beruf wurde «Bauhelfer» eingetragen.

Dann gingen sie zurück zu ihrem Block. Tage vergingen, ohne dass die Buchenwälder zur Arbeit eingeteilt wurden. Sie waren mehr oder weniger sich selbst überlassen, abgesehen von den üblichen Lager Ritualen.

Hier gab es keinen Appellplatz, der Appell fand auf der Strasse vor dem Block statt. Essen wurde von den polnischen Helfern und dem Blockältesten verteilt – dem Blockowi, wie die Polen ihn nannten. Die Polen hassten und verachteten die österreichischen und deutschen Juden, sowohl als Deutsche als auch als Juden, und machten ihnen von Anfang an klar, dass sie in Auschwitz nicht lange überleben würden. Sie waren nur hier, um getötet zu werden. Zu den Mahlzeiten mussten die Juden sich in einer Reihe aufstellen, und wenn man an die Reihe kam, bekam man vom Blockowi eine Schüssel und einen Löffel und wurde weitergeschoben. Ein Helfer schöpfte dann

etwas dünne Suppe aus einem Eimer, während der junge Pole, der danebenstand, mit einem Löffel schnell alle Fleischbrocken herausholte, die er in der Schüssel erspähte. Selbst die ruhigsten Buchenwälder regten sich über dieses Ritual auf, aber wenn man sich beschwerte, wurde man zusammengeschlagen.

Gustav, der offiziell als gebürtiger Pole galt und polnisch sprach, wurde etwas besser behandelt als die anderen. In den ersten Tagen lernte er einige der älteren Polen kennen, die ihm einiges über die Gebräuche in Auschwitz erzählten und die schrecklichen Gerüchte über den Zweck dieses Ortes bestätigten.

Das Gelände war mit nur drei Reihen zu sieben Blocks viel kleiner als Buchenwald. Er erfuhr, dass dies das Stammlager Auschwitz I war.²⁷ Ein paar Kilometer entfernt, jenseits der Eisenbahn, war in dem Dorf Brzezinska, das die Deutschen Birkenau nannten, ein zweites Lager mit Namen Auschwitz II errichtet worden. Birkenau – die SS gab ihren Schreckensorten gern malerische Namen²⁸ – war riesig, für über Hunderttausend Menschen gebaut und ausgerüstet, um sie im industriellen Massstab zu ermorden. Auschwitz I hatte eine eigene Tötungsanlage: den berüchtigten Block 11 – den Todesblock –, in dessen Keller die ersten Versuche mit Giftgas durchgeführt worden wären. Berüchtigt war auch der umzäunte Hof vor Block 11 mit der «Schwarzen Mauer», vor der verurteilte Gefangene erschossen wurden.²⁹ Ob die Buchenwälder nach Birkenau geschickt würden oder ob sie hier sterben würden, war noch nicht bekannt.

Bei Tageslicht wurde Gustav seine Vertrautheit mit der Umgebung klarer – insbesondere mit Blick auf die soliden Backsteingebäude. Auschwitz war nicht von der SS gebaut worden; stattdessen hatte man die alte Militärkaserne der österreichischen Armee aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg umgebaut. Die polnische Armee hatte das Gelände nach 1918 genutzt, und jetzt hatte die SS es in ein Kon-

zentrationslager umgewandelt. Sie stellten zusätzliche Baracken auf und umgaben sie mit einem elektrischen Zaun, aber es war erkennbar immer noch derselbe Ort. Hier war der verwundete Unteroffizier Gustav Kleinmann 1915 im Lazarett gewesen, genau an dieser Stelle an der Sola, dem Fluss, der durch sein Dorf floss. Als er das Gelände zum letzten Mal gesehen hatte, war es tief verschneit und voller österreichischer Soldaten gewesen, und er war ein verwundeter Held. Behandelt wegen einer Schusswunde, neben der sich jetzt die Tätowierung mit seiner Häftlingsnummer befand.

Es war, als wollte dieser Teil der Welt ihn nicht gehenlassen. Nachdem er ihn zur Welt gebracht, erzogen und beinahe einmal getötet hatte, schien er entschlossen, ihn zurückzuholen.

Am neunten Tag nach der Ankunft der Buchenwälder in Auschwitz bestätigte sich der berüchtigte Charakter des Lagers nur zu deutlich. Zweihundertachtzig polnische Gefangene wurden zur Hinrichtung in den Todesblock gebracht. Einige begriffen, was ihnen bevorstand, und wehrten sich. Sie waren unbewaffnet und schwach, und die SS metzelte die Widerstandskämpfer schnell nieder und führte den Rest zur Schwarzen Wand. Einer der Verdammten überreichte einem Mitglied des Sonderkommandos eine Notiz für seine Familie, die jedoch von der SS entdeckt und vernichtet wurde.³⁰

«Lauter unheimliche Dinge», schreibt Gustav. «Es heisst gute Nerven haben, um alles zu überstehen.»³¹

Manchem jedoch versagten die Nerven, und einer davon war Fritz. Das Gefühl der Angst, verstärkt durch die Unsicherheit, in der sie gehalten wurden, wuchs in ihm immer mehr. Er hatte sich so sehr an seine tägliche Arbeit als Bauarbeiter gewöhnt und an die Tatsache, dass er sein Überleben seiner Position in der Baukolonne verdankte, dass die Arbeitslosigkeit an seinen Nerven zehrte. Er hatte

das Gefühl, dass er eher früher als später als nutzloser Esser ausgesondert und wie so viele andere an die Schwarze Wand gestellt oder in die Gaskammern geschickt würde. Angst und Furcht drohten ihn zu übermannen. Er war überzeugt, dass der einzige Weg, sein Leben zu retten, darin bestand, sich bei jemandem mit Autorität zu identifizieren und um die Zuweisung von Arbeit zu bitten.

Er gestand seine Gedanken seinem Vater und seinen engen Freunden. Sie alle sprachen sich energisch gegen diese überstürzten Ideen aus und erinnerten ihn an die grundlegende Überlebensregel, nie auch nur im Geringsten auf sich aufmerksam zu machen. Aber Fritz war jung und eigensinnig und überzeugt, dass er zum Tode verurteilt war, wenn er es nicht tat.

Der Erste, den er ansprach, war der SS-Blockführer. Mit dem Mut der Verzweiflung stellte Fritz sich vor. «Ich bin ein erfahrener Maurer», sagte er. «Ich würde gerne eine Arbeit bekommen.» Der Mann starrte ihn ungläubig an, warf einen Blick auf den Stern auf seiner Uniform und spottete: «Wer hat denn jemals von einem jüdischen Maurer gehört?» Fritz schwor, dass es wahr sei, und der Blockführer – für einen SS-Wachmann ungewöhnlich locker – brachte ihn zum Rapportführer, dem nach aussen hin angenehm wirkenden Hauptscharführer Gerhard Palitzsch.

Palitzsch war einer der wenigen SS-Männer, die dem «arischen» Ideal der athletischen, gemeisselten Schönheit gerecht wurden und auf eine spezielle Art angenehm und gelassen wirkten. Dies war jedoch eine gefährliche Illusion. Palitzschs Ruf als Mörder war unübertroffen. Die Zahl der Gefangenen, die Palitzsch persönlich an der Schwarzen Wand erschossen hatte, war unermesslich. Seine bevorzugte Waffe war ein Infanteriegewehr, und er schoss seinen Opfern mit einer Unbekümmertheit in den Nacken, die seine SS-Kameraden beeindruckte. Kommandant Rudolf Höss beobachtete oft Pa-

litzschs Hinrichtungen und «bemerkte nie die geringste Erregung in ihm». Er tötete «nonchalant, ausgeglichen und ohne Eile». ³² Wenn es zu Verzögerungen kam, legte er sein Gewehr nieder und pffiff fröhlich vor sich hin oder unterhielt sich mit seinen Kameraden, bis es Zeit war, weiterzumachen. Er war stolz auf seine Arbeit und empfand nicht die geringsten Schuldgefühle. Die Gefangenen betrachteten ihn als «das grösste Ungeheuer in Auschwitz». ³³

Und das war der Mann, dem Fritz nun unter die Augen kam. Palitzschs Reaktion war die gleiche wie die des Blockführers – er hatte noch nie von einem jüdischen Maurer gehört. Aber er war fasziniert. «Ich werde dich auf die Probe stellen», sagte er und fügte hinzu: «Wenn du mich zum Narren halten willst, wirst du sofort erschossen.» Er befahl dem Blockführer, den Gefangenen wegzubringen und etwas bauen zu lassen.

Fritz wurde zu einer nahegelegenen Baustelle eskortiert. Der verwirrte Kapo stellte Material zur Verfügung und wies Fritz an, einen Pfeiler – den aufrechten Abschnitt zwischen zwei Fenstern – zu bauen, da er glaubte, er könnte diesem hochmütigen Juden eine Lektion erteilen. Dies war eine unmögliche Aufgabe für jeden, der nicht über ausreichende Kenntnisse im Maurerhandwerk verfügte.

Trotz der Bedrohung war Fritz zum ersten Mal seit Wochen absolut ruhig. Er nahm eine Kelle und einen Ziegelstein und machte sich an die Arbeit. Seine Hände bewegten sich schnell und geschickt, er schaufelte Mörtel aus dem Eimer und klatschte ihn auf die erste Lage, schob die Spitze der Kelle hindurch, verteilte den grauen Schlamm und schnitt den Überschuss mit schnellen Strichen von den Rändern. Er hob einen Ziegelstein auf, bestrich ihn und legte ihn auf den Boden, wischte den Mörtel ab und legte dann noch einen und noch einen. Er arbeitete schweigend und schnell, wie er es unter den Blicken der SS-Aufseher gelernt hatte, und die Lagen wuchsen bald in die Höhe, gerade, eben und gleichmässig. Zur Verblüffung des Ka-

pos hatte er bald die Basis für einen ordentlichen, perfekt soliden Pfeiler gemauert.

Innerhalb von zwei Stunden war er wieder am Lagertor, begleitet von einem sehr überraschten Blockführer. «Er kann wirklich bauen», sagte der Mann zu Palitzsch.

Palitzschs normalerweise teilnahmsloses Gesicht zeigte Missfallen. Die Vorstellung, dass ein Jude ein Maurer sei – ein ehrlicher Arbeiter –, widersprach seinem Sinn für alles, was wahr und richtig war. Trotzdem notierte er Fritz Nummer und schickte ihn zurück in seinen Block.

Zunächst änderte sich nichts, aber am 30. Oktober, dem elften Tag seit ihrer Ankunft, kam für die Buchenwälder der Tag der Abrechnung.

Nach dem Morgenappell wurden alle neuen jüdischen Gefangenen einer Gruppe SS-Offiziere zur Inspektion vorgeführt. Neben den vierhundert aus Buchenwald kamen über tausend aus Dachau, Natzweiler, Mauthausen, Flossenbürg und Sachsenhausen sowie einhundertsechszwanzig Frauen aus Ravensbrück – insgesamt eintausendsechshundertvierundsiebzig Menschen.³⁴ Sie mussten sich ausziehen und langsam an den Offizieren vorbeigehen, damit sie beurteilt werden konnten. Diejenigen, die alt oder krank wirkten, wurden angewiesen, nach links zu gehen, die anderen nach rechts. Jeder wusste genau, was es bedeuten würde, nach links geschickt zu werden. Die Selektionsrate schien etwa halbe-halbe zu sein.

Fritz kam an die Reihe. Als er sich näherte, musterte ihn der verantwortliche Offizier von oben bis unten und zeigte sofort nach rechts.

Fritz stand da und sah zu, wie das bedrückende Schauspiel weiterging. Schliesslich war sein Papa an der Reihe. Gustav war über fünfzig Jahre alt und hatte in diesem Jahr schwer gelitten. Mehrere Hundert andere Männer seines Alters – einige sogar jünger – waren bereits nach links geschickt worden. Fritz sah mit klopfendem Herzen und stockendem Atem zu, wie die Offiziere seinen Vater sorgfältig

tig betrachteten. Die Hand hob sich – und zeigte nach rechts. Gustav ging hinüber und stellte sich neben Fritz.

Am Ende waren mehr als sechshundert Menschen – darunter rund hundert Buchenwälder und praktisch alle Männer aus Dachau – als untauglich verurteilt worden. Viele waren alte Freunde und Bekannte von Gustav und Fritz. Sie wurden nach Birkenau gebracht und nie wieder gesehen.³⁵

«Das also war der Anfang in Auschwitz für uns Buchenwälder», erinnerte sich Fritz später. «Wir wussten jetzt genau, dass wir zum Tod verurteilt waren.»³⁶

Aber noch war es nicht so weit. Nach der Selektion wurden auch die restlichen achthundert Männer aus dem Lager hinausgebracht. Aber anstatt nach Westen in Richtung Eisenbahn und Birkenau zu gehen, wurden sie nach Osten geführt. Die SS hatte Arbeit für sie: Ein neues Lager sollte gebaut werden. Sie überquerten den Fluss, an der Stadt Oświęcim vorbei und marschierten auf dem Lande weiter.

Während sie marschierten, wie üblich mit Schlägen angetrieben, empfanden die Buchenwälder eine Erleichterung, die in keinem Verhältnis zu ihren Umständen stand. Sie lebten, und das allein zählte. Ob Fritz Intervention diesen Schritt beschleunigt hatte, indem er die Idee aufkommen liess, dass Juden bauen könnten, wusste niemand, aber Gustav glaubte, dass es so war. «Fritzi kam freiwillig mit mir», schreibt er in sein Tagebuch. «Er ist mir ein treuer Kamerad, immer an meiner Seite, um alles besorgt, alle bewundern den Jungen und zu allen (ist er) ein wahrhafter Kamerad.» Zumindest einige dachten, Fritz eigentlich vorschnelles Handeln habe sie alle vor der Gaskammer gerettet.³⁷

Auschwitz-Monowitz

Wäre in dieser Zeit, im November 1942, ein Flugzeug in östlicher Richtung über Südpolen geflogen, hätten die Menschen an Bord nur wenige Spuren der deutschen Besatzung gesehen. Es gab nur kleine Landstädtchen und alte Handelsstädte an sich schlängelnden Strassen und Flüssen.

Richtung Krakau taucht aus den Feldern nahe der braunen Eisenbahnlinie etwas auf: ein riesiges Rechteck, mehr als einen Kilometer lang und fast ebenso breit, darin lange Reihen von Baracken. Wachtürme unterbrechen den Zaun, der rund um das Gelände führt, und am Rand, zwischen den Bäumen, stehen einige Gebäude etwas abseits. Beissender Rauch quillt aus den Schornsteinen.

Weiter hinten auf der anderen Seite der Eisenbahn dann ein ganzer Gebäudekomplex: das Lager Auschwitz, an seinen roten Ziegeldächern deutlich zu erkennen zwischen den grauen Werkstätten. Der Fluss wendet sich nach Süden, ein silberner Streifen im dichten grünen Wald, auf die alte Garnisonstadt Kenty zu, wo Gustav Kleinmann vor dem Ersten Weltkrieg stationiert war. Dann folgt das Gebirge der Beskiden und dahinter, nicht mehr zu sehen, der See und das Dorf Zablocie, wo Gustav seine Kindheit verbracht hat.

Wenige Kilometer hinter Oswięcim taucht eine neue Wunde in der Landschaft auf: ein grosser schwarzer Fleck in einer Biegung der Weichsel. Dort befand sich früher einmal das verschlafene Dorf Dwory. Jetzt ist ein Gebiet von drei Kilometern Länge und einem Kilometer Breite gerodet, Strassen und Pisten durchziehen es, über-

all sind Baustellen zu sehen. Dazwischen bereits fertiggestellte Büros, Werkstätten, Fabrikgebäude, wieder andere noch im Bau. Man sieht Kamine, Silos und glänzende Schornsteine aus Stahl. Das sind die Buna-Chemiewerke. Der Bau ist schon um einiges hinter dem Zeitplan zurück.

Am anderen Ende, wo früher das Dorf Monowitz lag, bevor die SS es räumen liess, liegen die Anfänge eines neuen Lagers, ein einfaches Rechteck in den Wiesen, winzig verglichen mit dem riesigen Fabrikgelände: nur eine Handvoll Baracken, ein paar unvollendete Strassen und Baustellen. Dazwischen ein paar Arbeiter, die hier schufteten.

Fritz konzentrierte sich auf die vor ihm liegende Aufgabe, als bestünde seine ganze Welt aus dieser Mauer und er sei nichts anderes als eine Maschine, die sie langsam höher und länger wachsen lässt. Die einzige Möglichkeit, bei Verstand zu bleiben, bestand darin, sich auf das Kleine, das Erreichbare und die Fähigkeit zu konzentrieren, es zu verwirklichen.

«Tempo, Tempo! Schneller, schneller!» Die Stimme des polnischen Kapos Petrek Boplinsky hallte über die Baustelle*. Der Mann kannte nur ein paar deutsche Wörter, und das einzige, das sie ständig zu hören bekamen, war «Schneller!», wenn er mit seinem Stock herumschritt und die Ziegel- und Mörtelträger verprügelte. Der Aufbau des Lagers ging in rasendem Tempo vor sich. Der Druck kam von ganz oben, und nur die Stärksten und Schnellsten konnten mithalten. Nur wenige der halb verhungerten Gefangenen waren dazu in der Lage.

«Pięc na dupę!» – Fünf auf den Arsch –, schrie Boplinsky, gefolgt vom Geräusch des Rohrs, das einem armen Träger fünfmal aufs Gesicht klatschte. Ohne aufzusehen, legten alle anderen Männer etwas Tempo zu.

Ein paar Wochen waren vergangen, seit Fritz und die anderen im

Aussenlager Monowitz eingetroffen waren.¹ Es war eine lebendige Hölle, so schlimm wie das Schlimmste in Buchenwald. Viele hatten den ersten Sturm nicht überstanden.

Nach dem dreistündigen Marsch von Auschwitz I waren die neuen Männer in Baracken getrieben worden. Es gab eigentlich noch kein Lager – nur flache, offene Felder mit ein paar Holzbaracken, ohne Zaun und nur mit einer Postenlinie, um die Gefangenen darin zu halten.² Die Baracken waren primitiv und kaum fertig gebaut, ohne Licht oder Waschgelegenheit. Die einzige Wasserversorgung waren ein paar Standrohre auf dem Feld. Da es noch keine Küche gab, wurde jeden Tag Essen aus Auschwitz I geliefert.

Zuerst waren die neuen Männer zum Strassenbau gezwungen worden. Das galt auch für Fritz; die Monowitz-Aufseher schienen sich seiner Fähigkeiten nicht bewusst zu sein. Heftiger Regen verwandelte den Boden in Schlamm, der höllisch zu graben war und in dem die Schubkarren festsassen. Die Männer kehrten jeden Abend bis auf die Haut durchnässt und erschöpft in ihre Baracken zurück. Es gab keine Heizung, aber die SS-Blockführer und der Rapportführer erwarteten immer noch, dass sie sich jeden Morgen beim Appell mit sauberen, trockenen Kleidern und Schuhen meldeten. In diesen ersten Tagen hatte Fritz seine älteren und weniger litten Kameraden mit Sorge betrachtet – insbesondere seinen Papa. Sie würden hier nicht lange durchhalten.

Während sie den feuchten Schlamm ausgruben, beobachtete Fritz, wie das Lager Gestalt annahm und Zäune und Fundamente für Wachtürme gelegt wurden. Er wusste, sie konnten sich nur retten, wenn sie in die Bauabteilung übernommen wurden.

Eines Tages kam SS-Oberscharführer Richard Stolten, Arbeitsdirektor in Monowitz, vorbei. Die SS hier war ungewöhnlich schlecht gelaunt: Es gab noch keine Wackaserne, und sie wurden jeden Tag in Schichten von Auschwitz I hergefahren. Die Männer hassten es, in

Monowitz Dienst zu tun, und waren sehr gereizt. Fritz meinte trotzdem, es sei das Risiko wert. Sein Vater würde sterben, wenn es so weiterging.

Er legte seine Schaufel beiseite, eilte Stolten nach und rief ihm zu. «Nummer 68629. Ich bin Maurer», sagte er schnell, bevor der Oberscharführer reagieren konnte. Er zeigte auf seine Arbeitskollegen. «Wir kommen aus Buchenwald. Viele von uns sind gelernte Bauarbeiter.»

Stolten musterte ihn und rief den Kapo herbei. «Finde heraus, welche dieser Juden Bauarbeiter sind», sagte er. «Und schreib die Nummern auf.»

So einfach war das gewesen. Zu jeder anderen Zeit hätte Fritz sich eine Prügelstrafe verdient, aber die Situation hier war verzweifelt. Himmler und Göring übten gewaltigen Druck aus, die Buna-Werke fertigzustellen und ihre Fabriken in Betrieb zu nehmen, was erst nach Fertigstellung des Lagers möglich war. Fritz konnte die Dringlichkeit spüren.

Viele von Fritz Kameraden gaben sich als Bauarbeiter aus, um mit ihm übernommen zu werden – auch sein Papa. Holzbearbeitung gehörte zu Gustavs Polsterkunst, und so gab er sich als Zimmermann aus. Während Fritz Fundamente und Fussböden legte, half sein Vater bei den vorgefertigten Teilen, aus denen die Baracken gebaut wurden.

Auf der anderen Seite der Strasse von Oswiçcim nach Monowitz ragten die riesigen Buna-Werke auf, die zur Hälfte fertig waren. Die Werke gehörten dem Chemiekonzern IG Farben und sollten nach Fertigstellung synthetische Brennstoffe, Kautschuk und andere chemische Produkte für die deutschen Kriegsanstrengungen produzieren.³ Der Krieg war weitaus intensiver und schwieriger als erwartet, und die Nachfrage nach Treibstoff und Gummi war hoch. Eine Vereinbarung mit der SS machte es der Firma möglich, unbegrenzt Sklavenarbeit aus Auschwitz für Bau- und Fabrikarbeiten zu nutzen, für die sie der SS drei bis vier Mark pro Tag pro Person bezahlten (die

direkt in die SS-Kassen flossen). Die Vereinbarung war nicht nur billiger als die Zahlung von Löhnen für Zivilpersonen, sondern ermöglichte dem Unternehmen auch erhebliche Einsparungen bei den Arbeitereinrichtungen, Krankengeldern, Urlaubsansprüchen und anderen Nebenkosten. Die Produktivität war aufgrund der schlechten körperlichen Verfassung der misshandelten Häftlinge geringer, aber das Unternehmen hielt die Einsparungen für lohnend.⁴ Arbeiter, die zu krank oder erschöpft waren, um zu arbeiten, konnten in die Gaskammern in Birkenau geschickt und durch das ständig aus den gesamten eroberten Gebieten eintreffende Menschenmaterial ersetzt werden.

Doch die Neuankömmlinge – viele von ihnen waren Juden, die direkt aus Westeuropa und Polen gebracht wurden – hatten keine Erfahrungen gesammelt, wie man in Lagern überlebt, und waren nicht so hart wie die Veteranen unter den Gefangenen. Ihnen fehlten die wesentlichen Überlebensfähigkeiten. Rasch brachen sie unter dem hohen Arbeitstempo, den Misshandlungen, dem Hunger und der mangelhaften Krankenversorgung zusammen. Nach Gustavs Schätzung verschwanden jeden Tag achtzig bis hundertfünfzig dieser armen Kerle aus Monowitz und wurden in die Gaskammern geschickt, ohne dass jemand ihre Namen oder Geschichten erfuhr.

Die Transporte brachten Fritz herzerreissende Neuigkeiten. Unter den Neuankömmlingen befanden sich zwei alte Freunde aus Buchenwald: Jule Meixner und Joschi Szende, die einige Monate zuvor vorübergehend nach Natzweiler verlegt worden waren. Von ihnen erfuhr er, dass Leo Moses in Natzweiler ermordet worden war. Nachdem er acht Jahre in den Lagern überlebt hatte, hatte ihn die SS endgültig erledigt. Der Gedanke an diese tragische Ungerechtigkeit war eine Qual. Fritz erinnerte sich an die erste Begegnung im Steinbruch, als Leo ihm die kleinen schwarzen Pillen angeboten hatte, und an den Einfluss, den Leo genutzt hatte, um ihn in die Sicherheit von Siewerts Baumannschaft zu bringen. Der arme Leo, der hartnäckige, sanftmü-

tige alte Kommunist, war sein liebster Freund gewesen, und Fritz trauerte sehr um ihn.

Wenn Fritz eines von Leo gelernt hatte, dann das, dass Freundlichkeit an Orten zu finden ist, an denen man es am wenigsten erwartet. So war es auch hier. Die SS brachte bezahlte Arbeiter aus Deutschland, und zum ersten Mal seit dem Eintritt in die Konzentrationslager arbeiteten Fritz und Gustav neben Zivilisten. Diese Männer hatten Angst vor der SS und durften nicht mit den Gefangenen sprechen, wurden aber nach und nach etwas offener. Fritz erfuhr, dass sie keine engagierten Nazis waren, aber auch keine Widerstandskämpfer. Wenn er versuchte herauszufinden, was sie von der brutalen Sklavenarbeit der Gefangenen hielten, machten sie dicht. Und doch waren einige von ihnen zumindest mitfühlend; sie wurden ein wenig freundlicher und begannen, nach dem Mittagessen Brotstücke herumliegen zu lassen. Auch die Zigarettenkippen, die sie wegwarfen, waren länger als zuvor, sodass man sie noch rauchen konnte. Ein ziviler Vorarbeiter, der wegen seines eckigen Schädels und seines stets grimmigen Gesichtsausdrucks Frankenstein genannt wurde, erwies sich als sanfter, als er aussah. Nie schrie er die Gefangenen an oder beschimpfte sie. Selbst Kapo Boplinsky wurde unter seinem Einfluss zugänglicher und setzte seinen Stock seltener ein.

Nach der Fertigstellung der ersten Baracken bekam Gustav eine kurze Erholungspause. Lastwagen kamen an, beladen mit Pritschen und Strohballen. Gustav und einige andere füllten Jutesäcke, um Matratzen herzustellen. Er genoss es, die Matratzen schneller und ordentlicher zu vernähen als alle anderen.

Doch die Atempause war bald vorbei, und es dauerte nicht lange, bis er wieder draussen schufteln musste. Nachdem die Mauern in ihrem Teil des Lagers fertiggestellt waren, sah er sich erneut mit der Aussicht auf schwere Arbeit konfrontiert. Noch schlimmer war die Möglichkeit, den Baustellen der Buna-Werke zugeordnet zu werden. Die Männer, die dort arbeiteten, kehrten jeden Abend halb tot zurück

und erzählten schreckliche Geschichten. Es war wie im Steinbruch von Buchenwald. Oft kamen die Gefangenen auf Bahren zurück. Wer das Tempo nicht halten konnte, wurde nach Birkenau geschickt.

Mit ruhiger Entschlossenheit machte sich Gustav daran, diesem Schicksal auszuweichen. Jeden Morgen trat er vor, wenn Stolten die Facharbeiter für den Tag anforderte. Ob Dachdecker, Glaser oder Schreiner, Gustav war da und schwor, dass er über diese Fähigkeiten verfügte. Und er schaffte es, Tag für Tag in allen Arten von Bauarbeiten zu bluffen. Fritz machte sich Sorgen über die Konsequenzen, wenn die SS ihn erwischte. Doch sein Vater zuckte nur mit den Schultern. Er war schlau und geschickt, und er glaubte, in jedem Handwerk gut genug zu sein, um den misstrauischen Blicken der SS-Schergen nicht aufzufallen.

Als weitere Baracken fertiggestellt waren, wurden sie mit neu eingetroffenen Transporten von Gefangenen gefüllt, die zur Arbeit aufs Fabrikgelände geschickt wurden. Die Bedingungen im Lager waren unvorstellbar, selbst für die Veteranen: Es war überfüllt, eiskalt und schmutzig. Die sanitären Einrichtungen waren unzureichend, und die Ruhr begann sich auszubreiten. Gefangene starben jeden Tag in erschreckender Zahl.

Und doch war es noch gnädig im Vergleich zu dem, was in Birkenau geschah. Täglich kamen drei oder vier Transporte mit Juden, die die Birkenauer Selektion überlebt hatten, nach Monowitz. Sie erzählten schreckliche Geschichten über die Plünderung von Opfern durch die SS: «In Birkenau schlafen sie auf Dollar und Pfundnoten», schreibt Gustav wütend, «was die Holländer und andere mitbringen. Die SS sind Millionäre, ein jeder missbraucht die jüdischen Mädchen. Wer ihnen zu Gesichte steht, lassen sie leben, das andere geht durch den Rost.»⁵

Der polnische Winter setzte heftig ein und liess den Boden gefrieren. In Monowitz gab es immer noch keine funktionierende Heizung,

und die Kochgelegenheiten waren baufällig. Zu Weihnachten brachen die Herde zusammen, sodass die Gefangenen zwei Tage lang hungerten. Sie bekamen nicht einmal die üblichen Reste von den Zivilarbeitern, die im Urlaub waren. Schliesslich mussten Lebensmittel aus den Küchen in Auschwitz I gebracht werden.

Zu ihrer Bestürzung wurden Fritz und sein Papa in getrennte Baracken verlegt. Sie trafen sich abends und sprachen über ihre Situation. Fritz hatte den Eindruck, es sei noch nie so schlimm gewesen. Er verlor die Hoffnung. Nach nur zweieinhalb Monaten in Auschwitz-Monowitz waren die meisten ihrer Kameraden aus Buchenwald tot. Die österreichischen Prominenten waren alle ermordet worden: Fritz Löhner-Beda, Texter des Buchenwaldliedes, im Dezember erschlagen, weil er nicht hart genug gearbeitet hatte; Robert Danneberg, der sozialdemokratische Politiker, das gleiche Schicksal; der Anwalt und Schriftsteller Dr. Heinrich Steinitz ... die Liste ging weiter, alle tot. Der schlimmste Schlag für Fritz war Willi Kurz, der Boxer, Kapo aus den Buchenwaldgärten, der Fritz und seinen Freunden geholfen hatte, die Tortur dort zu überstehen.

Wenn sie sich abends trafen, schüttete Fritz seinem Papa sein Herz aus. Gustav sagte ihm, er solle die Hoffnung nicht aufgeben. «Seine Devise war immer, nur nicht verzagen, Kopf hoch», erinnerte sich Fritz später. «Bub, uns dürfen die Nazimörder nicht schaffen.»⁶

Aber Fritz liess sich nicht beruhigen. «Auch unsere Kameraden hatten diese Devise und schafften es nicht.»⁷

Insgeheim kämpfte auch Gustav darum, nach seinem eigenen Motto zu leben. Er vertraute seine Ängste heimlich seinem Tagebuch an. «Täglich die grossen Abgänge. Manchesmal ist es zum verzweifeln, aber ich sage mir immer: ,nur den Kopf hoch, einmal kommt der Tag und du bist frei und du hast ja einen guten Kameraden an der Seite, also nur nicht verzagen, es wird schon schiefgehen.«⁸ Aber

wie viele Rückschläge kann ein Mann ertragen? Wie lange kann er den Kopf hochhalten und dem Tod ausweichen?

Selbst die Starken hatten kaum eine Chance. Die Maschinerie der «Endlösung» lief, und selbst Juden, die starke und nützliche Arbeiter waren, wurden methodisch zu Tode gehetzt. Ihr Arbeitswert war von geringer Bedeutung: Wenn einer starb, war das ein Jude weniger, der der Welt lästig fiel. Und draussen wartete ein Dutzend darauf, seine Arbeit zu erledigen. Wer überleben wollte, brauchte Geschicklichkeit, Kameradschaft und eine aussergewöhnliche Portion Glück.

Für Gustav kamen Können und Glück zur richtigen Zeit zusammen. Im Januar wurde er zum Lagersattler ernannt, der für alle Sattler- und Polsterarbeiten in Monowitz verantwortlich war, hauptsächlich für Reparaturen bei der SS. Er konnte in einer Halle arbeiten, war nicht mehr Wind und Wetter ausgesetzt, und als die Heizung in Betrieb ging, hatte er es sogar warm.

Es fühlte sich fast so an wie Sicherheit. Doch Gustav war sich schmerzlich bewusst, dass andere nicht so viel Glück hatten wie er und dass die Sicherheit nie lange anhielt.

Das Ende des Juden Gustav Kleinmann

Im Lager Monowitz wuchsen die Gebäude in die Höhe. Der doppelte elektrische Zaun stand, die Baracken waren fast fertig, die Kaserne der SS ebenso. Anfang 1943 war Fritz damit beschäftigt, die Garage des Hauptquartiers und den Kommandoposten des SS-Blockführers beim Haupttor zu errichten.

Er arbeitete mit einem zivilen Maurer zusammen. Wie so viele andere sprach der Mann nicht mit den Häftlingen, doch während die anderen Gespräche jeder Art einfach nur vermieden, tat er stets so, als wäre Fritz gar nicht da. Nie sprach er auch nur ein Wort. Fritz hatte sich an diese unheimliche, schweigende Präsenz gewöhnt – doch dann, wie aus dem Nichts, murmelte der Mann auf einmal, ohne aufzusehen: «Ich war in Esterwegen im Moor.»

Es war fast nicht zu hören gewesen, aber Fritz zuckte heftig zusammen. Der Mann arbeitete unablässig weiter, als hätte er kein Wort gesagt.

An diesem Abend berichtete Fritz seinem Vater und den Freunden von der rätselhaften Bemerkung. Die anderen verstanden sofort: Esterwegen war gleich nach 1933 eines der ersten Konzentrationslager der Nazis gewesen, eins von mehreren in den dünn besiedelten Moorgegenden im Nordwesten des Landes. Dort hatte man politische Gegner eingesperrt, die meisten davon Sozialdemokraten. Die Lager wurden von der SA betrieben, es herrschte dort eine derart chaotische Brutalität, dass die SS, die 1934 übernahm, dagegen fast

zivilisiert wirkte.¹ Viele der Häftlinge wurden später entlassen – Fritz schweigender Arbeitskollege war wohl einer von ihnen gewesen. Kein Wunder, dass er sich so zurückhielt, er lebte sicher in der ständigen Angst, erwischt und noch einmal eingesperrt zu werden.

Doch indem er sich Fritz anvertraute, hatte der Mann den Bann gebrochen. Er sagte nie wieder ein Wort, aber Fritz fand morgens immer kleine Geschenke neben seinem Mörtelimer. Ein Stück Brot, ein paar Zigaretten ... Kleinigkeiten, aber sie wärmten ihm das Herz und konnten sich als lebensrettend erweisen.

Durch die Arbeit mit freien Zivilisten, die Akte der Freundlichkeit und die privilegierte Existenz eines Facharbeiters, der nicht auf dem Buna-Gelände schuftete musste, erholte und entspannte sich Fritz. Dabei hätte er es nach drei Jahren im Lager eigentlich besser wissen müssen.

Eines Tages arbeitete er auf einem Gerüst an der halbfertigen Blockführerstube und dachte an eine Bemerkung, die sein Grossvater einmal gemacht hatte. Der alte Markus Rottenstein war Bankangestellter gewesen, ein Stenograf bei der angesehenen Boden-Credit, die auch die Konten der kaiserlichen Familie unterhielt.² Er hatte klare Ansichten über den gesellschaftlichen Status von Menschen und fand, Juden sollten nach Höherem streben und kein Handwerk ausüben. In diesem Moment kam ein Freund von Fritz vorbei, der in der Transportkolonne arbeitete. Er brachte Baumaterial und rief ihm zu: «Na, Fritz, was gibt's?»

«Nichts», antwortete Fritz. «Mein Grossvater hat immer gemeint, ein Jude gehört ins Kaffeehaus und nicht auf ein Maurergerüst.»

Das Lachen blieb ihm im Hals stecken, als eine wütende deutsche Stimme von unten schrie: «Jud, runter vom Gerüst!» Mit klopfendem Herzen stieg er eilig die Leiter hinunter und stand SS-Obersturmbannführer Vinzenz Schöttl gegenüber, dem Lagerführer von Monowitz.



V.l.n.r.: Vinzenz Schöttl (Schutzhaftlagerführer in Auschwitz-Monowitz), Eduard Wirths (Standortarzt in Auschwitz), Rudolf Höss (Kommandant von Auschwitz), 1944

Schöttl war ein gemeiner, hässlicher Kerl mit Schlangenaugen in einem teigigen Gesicht. Sein Hauptinteresse galt der Beschaffung von Schnaps und Luxusgegenständen auf dem Schwarzmarkt. Ausserdem war er sehr launisch und absolut furchterregend, wenn er wütend wurde.³ Als in einem der Blocks einige Insassen Läuse hatten, schickte er den gesamten Block ins Gas, einschliesslich der Ältesten.

Jetzt starrte er Fritz wütend an. «Worüber lachst du, Jud?»

Fritz stand stramm, riss sich die Mütze vom Kopf und antwortete: «Nur über etwas, das mein Grossvater gesagt hat.»

«Und was hat dein Grossvater gesagt?», fragte Schöttl.

«Mein Grossvater hat immer gesagt, ein Jud gehört ins Kaffeehaus und nicht auf ein Maurergerüst.»

Schöttl starrte ihn an. Fritz wagte fast nicht zu atmen. Dann fing der SS-Mann tatsächlich an zu lachen. «Verschwinde, Saujud!», sagte er und ging immer noch lachend davon.

Schwitzend kletterte Fritz wieder aufs Gerüst. Um ein Haar hätte er einen Moment der Unachtsamkeit teuer bezahlen müssen. Es gab keine Sicherheit im Lager.

Der Zustrom von Juden nach Monowitz nahm weiter zu. Fritz und die anderen Veteranen waren besorgt über die Naivität mancher Neuankömmlinge. Sie hatten die Selektion in Birkenau durchlaufen. Ihre Frauen, Mütter, Kinder und Väter waren alle in die eine Richtung geschickt worden, sie selbst – alles junge Männer – in die andere. Sie ahnten nicht, was mit ihren Familien passierte, und hofften, sie wiederzusehen.

Fritz konnte es nicht ertragen, ihnen die Wahrheit zu sagen und ihre Hoffnungen zu zerstören. Irgendwann fanden sie es ohnehin unweigerlich heraus – ihre Frauen und Kinder, ihre Mütter und Schwestern und Väter waren alle vergast worden. Einige waren am Boden zerstört, ihre Herzen waren tot. Sie bewegten sich in einem Zustand völliger Apathie, kümmerten sich nicht mehr um sich selbst und schlossen sich allmählich den Reihen der Erschöpften und Hoffnungslosen an, die mit leblosen Augen und leeren Seelen dahinschwanden, bis sie nur noch aus Haut und Knochen bestanden. Im Lager wurden diese wandelnden Toten «Muselmänner» genannt. Wie der Begriff zustande kam, ging in der Überlieferung des Lagers verloren; einige interpretierten ihn so, dass diese Männer, wenn sie nicht mehr stehen konnten, in einer Haltung zusammenbrachen, die der eines Muslims beim Gebet ähnelte.⁴ Wer zum «Muselmann» wurde, den mieden die anderen Gefangenen. Ihre Herzen verschlossen sich, teils angewidert, teils um dem Gedanken zu entkommen, sie könnten auch so enden.

Nach Abschluss der Bauarbeiten gehörte Fritz zu einer Gruppe von sechs Glücklichen, die Stolten für die Arbeiten am Badeblock des Lagers ausgewählt hatte. Er zementierte und montierte Heizkörper unter einem zivilen Vorarbeiter, der ihn fast in den Wahnsinn trieb. Jakob Preuss veranstaltete viel Lärm und Theater vor der SS. Ständig schrie er die Gefangenen an, und wenn sich ein Wachmann

oder ein Offizier näherte, warf Preuss die Hand in die Luft und rief «Heil Hitler!». Er ging Fritz unheimlich auf die Nerven.

Eines Tages rief Preuss Fritz in sein Büro. «Was bildest du dir eigentlich mit deiner Arbeitsleistung ein?», fragte er laut. Fritz war überrascht. Er war noch nie faul gewesen und hatte noch nie einen Tadel wegen mangelnder Leistungen einstecken müssen. Preuss senkte seine Stimme und sagte: «Wenn du weiter so schnell arbeitest, sind wir bald fertig, und ich muss an die Front.»

Fritz wusste nicht, was er sagen sollte. Seine Situation war schwierig. Wenn sie langsamer arbeiteten, drohte ihnen Ärger mit der SS. Auf der anderen Seite wäre es fatal, wenn Preuss sich einen Vorwand ausdachte, um sich zu rächen. Fritz entschied sich für eine Verlangsamung des Arbeitstempos. Daraufhin wurde Preuss richtig freundlich und besorgte seinen Arbeitern zusätzliches Essen. Ihm schloss sich ein weiterer deutscher Zivilist an, ein Breslauer Schweisser namens Erich Bukovsky. Beide gestanden, dass sie hofften, die Nazis würden besiegt.

Und es begann so auszusehen, als ob genau das passieren könnte. Bisher war Deutschland unschlagbar erschienen. Doch im Februar kam die Nachricht, dass sich die deutschen Truppen in Stalingrad den Russen ergeben hatten. Die Nazis waren also doch nicht unbesiegbar.

Fritz hörte diese ermutigende Nachricht von einem französischen Zivilisten namens Jean, den die meisten Leute nach seinem extravagant gewachsenen Gesichtsschmuck einfach «Moustache» nannten. Jean erzählte ihm auch vom französischen Widerstand. Fritz teilte die Informationen eifrig mit seinem Vater und seinen Freunden, wenn sie sich abends trafen. Doch Stalingrad, Grossbritannien und Afrika – die Orte, an denen die Alliierten die Deutschen schlugen – lagen alle sehr weit von Auschwitz entfernt.

Gustavs Finger arbeiteten geschickt an einem Stück Leder, schnitten zu und drückten die schwere Nadel durch das zähe, geschmeidige Material. Er war zufrieden in seinem täglichen Leben, wenn auch nicht in seinem Herzen. Es gab keinen Mangel an Arbeit, und er war jetzt praktisch ein Kapo mit einer Handvoll angelernter Arbeiter, die er beaufsichtigte. Drinnen zu sein war in den Wintermonaten ein Segen gewesen, und selbst jetzt, Anfang Mai – der Sommer stand vor der Tür – war es hier unendlich besser als bei der Transportkolonne oder in den Fabriken.

Gustav nahm jeden Tag, wie er kam, und sagte sich immer wieder, dass er überleben würde. Fritz teilte das zuversichtliche Dogma des entschlossenen Optimismus nicht. Er hat nie aufgehört, sich um alles Sorgen zu machen – um seine Freunde, seinen Papa, die Zukunft. Er machte sich Sorgen um Edith und Kurt und machte sich Sorgen darüber, was aus seiner Mutter und Herta geworden war. Wenn er die Geschichten aus Birkenau hörte, besonders die schrecklichen Gerüchte der «Geheimnisträger», die im Sonderkommando der Krematorien gedient hatten, heizten sie seine Fantasie auf grausame Weise an.

In Fritz wuchs der Zorn, genährt von seiner Hilflosigkeit. Er war nun einmal anders gestrickt als sein Vater. Gustav versuchte, sich nicht mit solchen Dingen zu beschäftigen. Er hielt den Kopf unten, arbeitete und lebte von Tag zu Tag. Für Fritz würde es nicht lange dauern, bis sein Hass auf die Nazis explodierte. Und was dann geschehen würde – nicht auszudenken!

Während er hier arbeitete und an etwas anderes dachte, konnte Gustav nicht ahnen, dass sich auf der anderen Seite der Strasse und der Eisenbahnlinie eine Entscheidung abzeichnete, die drohte, sein angenehmes Dasein abrupt zu beenden.

Der Bau der Fabriken war immer noch weit hinter dem Zeitplan

zurück,⁵ und jetzt hatte man eine Gruppe von Offizieren aus Berlin geschickt, um Nachforschungen anzustellen. Himmler wollte Antworten. Die Offiziere wurden von Schöttl und leitenden Mitarbeitern der IG Farben durch das Gelände geführt. Was sie vorfanden, gefiel den SS-Oberen ganz und gar nicht. Der riesige Komplex war nur zur Hälfte fertiggestellt, und in keinem Bereich konnte mit der Produktion begonnen werden. Die Methanolanlage war kurz davor, ans Netz zu gehen, aber die weitaus wichtigeren Kautschuk- und Kraftstoffanlagen würden erst in einigen Monaten, vielleicht erst in einem Jahr, betriebsbereit sein.

Ihre Unzufriedenheit wuchs von Minute zu Minute. Sie stellten fest, dass etwa ein Drittel der Bauarbeiter Lagerinsassen waren, die sichtbar schwächer und weniger effizient waren als die bezahlten Zivilisten. Ihre Produktivität wurde durch die Notwendigkeit, sie ständig zu bewachen und zusammenzuhalten, weiter beeinträchtigt. Was die Besucher jedoch wirklich empörte, war, dass viele der Häftlingsvorarbeiter Juden waren. Schöttl erklärte, er habe einfach nicht genug «Arier» in Monowitz. Fast alle Gefangenen, die er geschickt bekam, waren Juden. Die Besucher schauten ihn wütend an und erklärten, so ginge das nicht: Juden dürften keine verantwortungsvollen Positionen übernehmen. Sie befahlen Schöttl, etwas dagegen zu unternehmen.

Einige Tage später erschien Schöttl beim abendlichen Appell in Begleitung von SS-Sturmbannführer Hans Aumeier, dem bössartigen Dämon, der die Buchenwälder bei ihrer Ankunft in Auschwitz in Empfang genommen hatte. Schöttls Schweinegesicht sah finster aus, als hätte er eine sehr ernste Aufgabe zu erfüllen. Er stieg auf das Podium, holte ein Blatt Papier heraus, las die Nummern von siebzehn Gefangenen vor und befahl ihnen, aus der Reihe hervorzutreten. Unter ihnen befand sich auch der Gefangene 68523: Gustav Kleinmann. Die anderen waren ebenso wie er Juden, die Vorarbeiterpositionen

innehatten – hauptsächlich altgediente Häftlinge aus Buchenwald und Sachsenhausen.

Jeder ahnte, was jetzt kommen würde. Solche Selektionen fanden die ganze Zeit statt und bedeuteten nur eines: Abfahrt nach Birkenau und in die Gaskammern.

Aumeier musterte die Männer genau und betrachtete die Judensterne auf ihren Uniformen mit Widerwillen. In den meisten Fällen waren sie zweifarbig: ein Davidstern aus roten und gelben Dreiecken aus der Zeit, als die Nazis noch einen Vorwand gebraucht hatten, um Juden in die Lager zu schicken.

«Weg damit», befahl Aumeier.

Ein Kapo, der neben Gustav stand, riss ihm den Stern von der Jacke, trennte die beiden Dreiecke und gab ihm das rote zurück. Das Gleiche geschah mit den anderen sechzehn Männern, die ihre roten Dreiecke völlig verwirrt in der Hand hielten.

«Ihr seid von jetzt an politische Häftlinge», verkündete Aumeier. «Es gibt hier keine Juden in verantwortlicher Position. Merkt euch das. Ihr seid jetzt Arier.»

Und das war es auch schon. Für das Regime war Gustav Kleinmann offiziell kein Jude mehr. Durch die bloße Änderung einer Liste und eines Abzeichens hörte er offiziell auf, eine innere Bedrohung und Belastung für das deutsche Volk zu sein. In diesem einfachen, satirischen Ritual zeigte sich die ganze Idiotie der nationalsozialistischen Rassenideologie.

Doch tatsächlich veränderte sich von diesem Moment an das Leben der Juden in Monowitz. Die siebzehn arisierten Männer befanden sich jetzt auf einer höheren Ebene, und obwohl sie nicht vor Bestrafung gefeit waren, waren sie vor hemmungsloser Verfolgung sicher und in den Augen der SS keine Tiere mehr.

Mit ihren Positionen als Vorarbeiter und Kapos konnten sie Einfluss gewinnen und anderen Juden helfen, gute Positionen zu erlangen. (Nachdem das Ritual beendet war und die SS-Oberen nach Berlin zurückgekehrt waren, vergass Schöttl schnell das generelle Ver-

bot.) Gustl Herzog wurde Angestellter im Büro und stieg zum leitenden Beamten mit mehreren Dutzend Untergebenen auf.⁶ Jupp Hirschberg, ein weiterer Buchenwälder, wurde Kapo der SS-Werkstatt, in der Dienstwagen und andere Fahrzeuge gewartet wurden. Er hörte ständig die neuesten Gerüchte von den Fahrern und erfuhr von Ereignissen im grösseren Lager und in der Aussenwelt. Andere wurden Blockälteste, Zimmermannskapo und Lagerfriseur. Gemeinsam verbesserten sie die Lebensbedingungen der anderen. Sie konnten Prügel verhindern, für angemessene Rationen sorgen und den brutalen Kapos mit grünem Dreieck Widerstand entgegensetzen.

Für Gustav bedeutete dies neben seinem komfortablen Arbeitsleben zusätzliche Sicherheit. Es bestand kaum noch die Gefahr, dass er für die Gaskammern ausgewählt wurde, und solange er vorsichtig war, war er vor willkürlichen Gewalttaten der SS sicher.

Aber die Änderung seines Status hatte einen unvorhergesehenen, herzerreissenden Effekt. Er und Fritz, die in getrennten Baracken wohnten, waren es so sehr gewohnt, sich abends nach dem Appell zu treffen, dass sie darüber gar nicht nachdachten. Es war Routine, reine Gewohnheit. Eines Abends waren sie so in ein Gespräch vertieft – sie erzählten sich von alten Zeiten, dachten über die Zukunft nach, tauschten Neuigkeiten aus dem Lager aus –, dass sie nicht bemerkten, wie ein SS-Blockführer ihr vertrauliches Gespräch mit tiefem Misstrauen betrachtete.

Er unterbrach sie und stiess Fritz vor die Brust: «Saujud, was bildest du dir ein, mit dem Kapo zu sprechen?» Fritz und sein Papa fuhren zusammen. «Was bildest du dir ein?»

«Er ist mein Vater», sagte Fritz verwirrt.

Ohne Vorwarnung schlug der Blockführer Fritz mit der Faust ins Gesicht. «Er hat ein rotes Dreieck; er kann nicht der Vater eines Juden sein.»

Fritz war fassungslos, und der Schmerz schoss durch seinen Schädel. Er war noch nie so ins Gesicht geschlagen worden. «Aber er ist mein Vater», beharrte er. Was eine grosse Dummheit war.

Der Blockführer schlug ihn erneut. «Lügner!»

Fritz, der ganz und gar verwirrt war, konnte nicht anders, als seine Antwort zu wiederholen, und erhielt einen weiteren heftigen Schlag. Gustav stand entsetzt und hilflos dabei, wohl wissend, dass er alles noch schlimmer machen würde, wenn er jetzt eingriff.

Fritz wurde vom wütenden Blockführer zu Boden geworfen, dem aber schliesslich der Dampf ausging. «Steh auf, Jude.» Fritz rappelte sich hoch; er blutete. «Verswinde jetzt, verdammt noch mal.»

Als Fritz mit gesenktem Kopf davonging, sagte Gustav zu dem Blockführer: «Er ist wirklich mein Sohn.»

Der Blockführer starrte ihn an, als wäre er verrückt geworden. Gustav gab es auf. Wenn er dem Mann gesagt hätte, er sei ein arisierter Jude, hätte das wahrscheinlich nichts geändert. In der Tat war es durchaus möglich, dass der Blockführer das schon wusste, aber trotzdem so dachte. Der Verstand eines Nazis war nicht zu ergründen oder mit Logik zu erfassen.

Auschwitz-Monowitz, jetzt komplett fertig gebaut, war ein kleines, einfaches Lager. Es gab kein Torhaus, nur ein schlichtes Tor im doppelt elektrifizierten Zaun. Eine einzige Strasse verlief über die gesamte Länge des Geländes, eine Entfernung von nur vierhundertneunzig Metern.⁷ Baracken säumten die Strasse: drei Reihen links, zwei rechts. Etwa auf halber Strecke lag der Appellplatz, an dessen Seite sich eine Schmiedewerkstatt und ein Küchenblock befanden. Es gab einen Rasenstreifen, der ebenso sorgfältig gepflegt wurde wie

die Rasenflächen und Blumenbeete in allen Konzentrationslagern. Der Kontrast zwischen der Sorgfalt, die diesen Schmuckelementen zuteilwurde, und dem Missbrauch und der Ermordung von Menschen war ein Paradoxon, das so manchen Gefangenen in den Wahnsinn trieb.⁸

Etwas weiter entfernt, auf der linken Strassenseite, befand sich Block 7. Äusserlich unterschied er sich nicht von den anderen: eine Holzbaracke, nicht besonders sorgfältig gebaut. Aber innen war er etwas ganz Besonderes, denn dieser Block gehörte den «Prominenten» von Monowitz. Es war anders als in Buchenwald, hier gab es keine echten Berühmtheiten oder Staatsmänner, nur die Kapos, Vorarbeiter und Männer mit besonderen Pflichten – die Funktionshäftlinge, die Häftlingsaristokratie.⁹ Gustav Kleinmann, Lagersattler und frischgebackener «Arier», war einer von ihnen. Als der Niedrigste der Niedrigsten war er hier angekommen und gehörte nun zu den Privilegierten. .

In seiner persönlichen Zufriedenheit verlor Gustav ein wenig das Bewusstsein für die Leiden anderer, oder er fühlte sich davon weniger betroffen. Er arbeitete drinnen, und die Misshandlungen geschahen grösstenteils ausserhalb seiner Sichtweite. Wenn er, was selten genug vorkam, doch noch einmal sein Tagebuch zur Hand nahm, zeichnete er darin auf, dass im Lager Ruhe herrschte und dass weniger Gefangene in die Gaskammern geschickt wurden. Der Grund war die gründlichere Auswahl in Birkenau, sodass die Schwachen früher ausgesondert und ermordet wurden. Nach Gustavs Schätzung überlebten von jedem Transport etwa zehn bis fünfzehn Prozent, «der Rest wird verg(ast). Es spielen sich die grauslichsten Szenen ab.»¹⁰ Trotzdem: «Auf Buna ist jetzt alles ruhiger, ein richtiges Arbeitslager.»¹¹ In Gustavs erfahrenen Augen bestand das Hauptziel darin, die Insassen auszunutzen, nicht sie zu vernichten. Das Grauen des Lebens hinter Stacheldraht wurde schwächer im Vergleich zu dem, was

er gesehen hatte. Es war, als hätte er die Fähigkeit verloren, die Dinge im Vergleich zur normalen, zivilisierten Welt wahrzunehmen.

Trotzdem lasteten zwei Dinge schwer auf ihm. Eins war die Trennung von Fritz. Das andere war der Mann, der wie ein bössartiger, blutsaugender Vampir über den Prominenten schwebte: Josef «Jupp» Windeck, der Lagerälteste und Vorgesetzte aller Kapos und Funktionsgefangenen. Die SS hätte keinen Vollstrecker finden können, der besser zu ihrem Ideal passte, als Jupp Windeck.

Er sah nicht nach viel aus, war klein und mager, ein Schwächling. Aber sein Aussehen wurde von seinem tyrannischen Temperament Lügen gestraft.¹² Seine nichtssagenden, charakterlosen Züge drückten Hohn und Verachtung aus; er liebte es, seine Mitmenschen zu beherrschen und niederzutrapeln, um sich über sie zu erheben. Windeck war Deutscher und seit seinem sechzehnten Lebensjahr ein Kleinkrimineller. Schon seit Anfang der Dreissigerjahre war er immer wieder in Gefängnissen und Lagern gewesen. Er trug das schwarze Dreieck eines «Asozialen» – ein Sammelbegriff, der Süchtige, Alkoholiker, Obdachlose, Zuhälter, Arbeitslose und «Unmoralische» umfasste. Als Lagerältester in Auschwitz I war er zusammen mit den Buchenwäldern nach Monowitz versetzt worden.

In kürzester Zeit hatte er ein Regime aus Korruption, Terror und Erpressung begründet. «Nun, die Juden brachten viel Zeug mit», erinnerte sich Windeck später. «Und wir haben uns natürlich bedient... als Kapos haben wir uns immer das Beste geholt.»¹³ Sein Hauptverbündeter war ein SS-Rapportführer namens Remmele, der von Windecks Raubzügen profitierte.

Windeck kleidete sich nach Belieben. Besonders gern zog er Reitstiefel mit Reithose und dunkler Jacke an – wahrscheinlich, um das Aussehen eines SS-Offiziers nachzuahmen. Er stolzierte selbstbewusst durch das Lager, niemals ohne seine Hundepeitsche. Es gab Vorwürfe, er habe jüngere Gefangene sexuell missbraucht. Er mor-

dete hemmungslos, schlug oder trat seine Opfer zu Tode oder ertränkte sie in den Waschbecken.¹⁴ Er war es auch gewesen, der den Dichter Fritz Löhner-Beda ermordet hatte: Mit seiner Hundepeitsche hatte er den geschwächten, gebrochenen alten Mann zu Tode gepeitscht.¹⁵ Ein Handlanger beschrieb, wie er «besonders gern schwache, halb verhungerte und kranke Insassen verprügelte ... Wenn diese elenden Kerle vor ihm auf dem Boden lagen, trampelte er mit dem Stiefelabsatz auf ihnen herum, auf ihren Gesichtern, auf ihren Mägen.» Besonders stolz war er auf seine Reitstiefel. Gnade Gott demjenigen, der Windecks Stiefel beschmutzte. Dafür konnte man ermordet werden.¹⁶

Gustav und seine hochrangigen Verbündeten konnten Jupp Windecks Grausamkeiten aufhalten und andere Juden beschützen. Hilfe bekamen sie von den kommunistischen Gefangenen, mit denen sie sich verbündeten.¹⁷

Doch das Pendel der Kräfte schlug gegen sie aus, als ein Transport von sechshundert Gefangenen aus Mauthausen ankam, einem der härtesten Lager des Regimes. Lauter Männer mit grünem Dreieck, darunter veritable Wilde. Windeck sammelte sie schnell um sich und verschaffte ihnen Positionen als Kapos und Blockälteste. Die arisierten Juden und die Kommunisten leisteten Widerstand, aber Windeck und seine Kumpane waren zu mächtig. Wer ihnen widersprach, wurde geschlagen – manchmal zu Tode. Das Elend in Monowitz verdoppelte sich.

Erleichterung kam erst, als Windecks barbarische grüne Männer anfangen, in ihre eigenen Fallen zu tappen. Einige betranken sich sinnlos, andere stahlen Lagerausrüstung oder legten sich mit SS-Wachleuten und Zivilarbeitern an. Sie wurden abtransportiert und in das unbeschreibliche Fegefeuer der Nebenlager gebracht, deren Insassen in den Kohlebergwerken schufteten mussten.¹⁸ Im Laufe der Monate erodierte die Machtbasis von Jupp Windeck, bis sie schliesslich verschwand.

Ausgerechnet Windecks eigene Korruption löste die endgültige

Krise aus. Gustl Herzog, der im Gefangenenregister tätig war, entdeckte Beweise dafür, dass Windeck eine kostbare Halskette organisiert hatte und beabsichtigte, sie seiner Frau zu schicken. Diese Nachricht wurde an die Lager-Gestapo in Auschwitz I weitergeleitet. Windeck wurde festgenommen und zu zwei Wochen Bunker verurteilt. Danach kam er in ein Strafkommando nach Birkenau. Er hat Monowitz nie wieder belästigt.¹⁹

Gustav und seine Freunde gewannen ihren Einfluss zurück. Die Atmosphäre unter den Häftlingen wurde wieder solidarisch, sie bekamen genug zu essen, konnten einmal pro Woche duschen und erhielten einmal im Monat frische Wäsche. Es gab Ordnung, und alles, worüber man sich Sorgen machen musste, waren die üblichen Gefahren: die SS, Krankheiten, die stets präsenten Gefahren bei der Arbeit, die regelmässige Selektion der Kranken und Schwachen für die Gaskammern. Im Vergleich zu dem, was sie gerade durchgemacht hatten, konnte man es fast zivilisiert nennen. Doch es war eine Zivilisation, die man mit blutigen Fingern aus dem Boden hinter Stacheldraht gekratzt hatte.

Widerstand und Kollaboration: der Tod von Fritz Kleinmann

Das System der Nazis war eine gewaltige, aber marode Maschinerie. Sie beruhte in hohem Mass auf Improvisation und lief stockend, mit Fehlzündungen und gelegentlichem Ruckeln, verbrauchte unglaubliche Mengen von menschlichem Treibstoff, stiess Knochen und Asche aus, und aus dem Auspuff drang ekeleregender Rauch. Der einzelne Mensch in seinem gestreiften Anzug wurde nicht nur physisch in die Maschine gezwungen, sondern auch moralisch und psychisch. Jenseits der Blockführer und Kapos, der elektrifizierten Zäune und Wachtürme, der SS-Kommandanten und Wachhunde, jenseits der Strassen und Eisenbahnen, des Lagersystems und der Hierarchie der SS stand eine ganze Nation, eine Regierung und Gesellschaft von Menschen, deren animalische Emotionen – Angst, Trotz, Lust am Gewinn oder an einer imaginären früheren Grösse – das System erst möglich machten.

Wegsperrern galt als saubere, einfache Lösung für die komplexen, undurchsichtigen Probleme der Gesellschaft. Die Eliminierung aller «Schädlinge» – Kriminelle, linke Aktivisten, Juden, Homosexuelle und so weiter – sollte die glorreichen Zeiten des Landes zurückbringen. Tatsächlich war es aber kein Heilmittel, sondern ein Gift, das die Nation langsam, aber sicher zerstörte. Die ineffiziente Arbeit der hungernden Sklaven, die Kosten des Systems, das sie versklavt hat, die Schwächung von Wissenschaft und Industrie durch die Beseitigung von rassistisch unerwünschten Geistern, all diese Dinge schwäch-

ten die deutsche Wirtschaft. Und der Handel litt unter der Isolation des Landes. Deutschland versuchte, diese Probleme durch Eroberungskriege, noch mehr Versklavung, noch mehr Morde zu lösen. Der Steinbrecher rasselte Tag und Nacht, mahlte und zerstörte und nutzte sich langsam ab.

Fritz Kleinmann empfand die Hilflosigkeit und Hoffnungslosigkeit, in dieser Maschine gefangen zu sein, als unerträglich. Sein Vater war vorerst in Sicherheit, was ihm eine grosse Last vom Herzen nahm. Aber die Ungerechtigkeit und Grausamkeit des Systems konnte einen vernünftigen Mann verrückt machen und einen Frommen dazu bringen, Gott zu verfluchen. Sie überlebten mit knapper Not, und wenn sie starben, dann einen sinnlosen Tod hinter Stacheldraht und Mauern, die von Mitgefangenen errichtet worden waren. Fritz selbst hatte mit akribischem Geschick geholfen, dieses Gefängnis aus dem Boden zu stampfen. Die Ziegel und Steine, die Fritz legte, waren von anderen Gefangenen in den SS-geführten Ziegelwerken und Steinbrüchen geformt und geschnitten worden.¹

Die Verbundenheit zwischen ihm und seinem Vater und die Beziehungen zu ihren Freunden waren alles andere als normal. Solidarität und Zusammenarbeit, die Schlüssel zum Überleben, sind unter extremen Umständen selten selbstverständlich. Entbehrung und Hunger schufen Feindseligkeit zwischen den Gefangenen, bis zu dem Punkt, an dem sie um eine ungerechte Portion Rübensuppe kämpften oder für ein Stück Brot einen Mord begingen. Man hatte schon von Vätern und Söhnen gehört, die sich vor Hunger gegenseitig umbrachten. Doch nur mithilfe von Solidarität und Wohlwollen konnten die Menschen längere Zeit am Leben bleiben. Einsame Wölfe und Einzelgänger, die Unglücklichen, die isoliert waren, weil sie kein Deutsch oder Jiddisch verstanden, kamen nicht lange gegen den unerbittlichen Terror an².

Nur mit grosser Charakterstärke konnte man in einer Welt aus Egoismus und Hass teilen und lieben. Und niemand hatte eine Garan-

tie, dass er überleben würde. Fritz sah die Spuren von Misshandlungen und Entbehrung und die Anzeichen des drohenden Todes bei allen seinen Mitgefangenen, auch bei sich selbst:³ Prellungen, Schnitte und Knochenbrüche, Wunden und Schorf, Blässe und rissige Haut, humpelnde Schritte und Zahnlücken.

Die Gefangenen konnten einmal pro Woche duschen, aber es war eine Tortur. Besonders harte Blockälteste zwangen die Häftlinge, sich im Schlafraum auszuziehen und dann nackt zum Duschblock zu laufen. Nach dem Duschen bekamen nur die ersten Männer trockene Handtücher; sie wurden weitergegeben, sodass man bald nur noch einen klatschnassen Lappen bekam und selbst bei kältestem Winterwetter tropfnass in die Baracke zurückkehren musste. Viele Häftlinge bekamen Lungenentzündungen, oft mit tödlichem Ausgang. Es gab ein Gefangenenlazarett, aber obwohl es von seinem Häftlingspersonal anständig geführt wurde,⁴ war die Behandlung durch die SS-Ärzte mangelhaft. Das Lazarett war ein schrecklicher Ort, oft voller Typhuspatienten. Niemand ging dorthin, wenn er nicht musste. Es gab Selektionen unter den Patienten, und wenn es unwahrscheinlich war, dass sie sich schnell erholen würden, gingen sie in die Gaskammern oder erhielten eine tödliche Injektion.

Das Essen wurde in den Baracken verteilt. Dabei gab es nur wenige Schüsseln, sodass die ersten, die ihre Portion Suppe bekamen, sie hinunterschlingen mussten, um die anderen nicht warten zu lassen. Wer sich Zeit nahm, wurde ungeduldig geschubst. Der Eichelkaffee wurde in den gleichen Schüsseln ausgeteilt. Ein eigener Löffel war kostbar wie Juwelen. Man hütete ihn wie seinen Augapfel, und da Messer unerreichbar waren, schiff man die Löffelstiele an Steinen scharf. Da es kein Toilettenpapier in den Latrinen gab, war Altpapier ein weiteres wertvolles Gut. Gelegentlich gab es zerrissene Zementsäcke von den Baustellen, manchmal konnte man einem der

Zivilarbeiter eine Zeitung abkaufen. Hier und da blieb auch ein Stück Papier in der Fabrik liegen und konnte ins Lager geschmuggelt werden. Tatsächlich wurde Papier gegen Lebensmittel verkauft.

Die Menschen, die unter dieser Erniedrigung litten, wurden von den Deutschen als menschlicher Abfall betrachtet, aber die Kriegswirtschaft des Landes war zunehmend von ihrer Arbeit abhängig. So sah das neue Zeitalter der Grösse aus, das Hitler ins Leben gerufen hatte: eine Welt, in der ein Stückchen Altpapier zu einer Währung mit spürbarem Wert wurde, entweder um damit etwas anderes zu bezahlen oder um sich endlich einmal den Hintern richtig abzuwischen.

Die Körper der Menschen waren ständig Schocks und Irritationen ausgesetzt. Ein ordentliches Paar Schuhe zu haben war ungemein wichtig. Wenn sie zu gross oder zu klein waren, scheuerten sie und verursachten Blasen, die sich leicht entzündeten. Socken waren eine Seltenheit; viele nahmen Stoffstreifen, die sie von den Säumen ihrer Hemden rissen. Doch auch das war schon wieder riskant, denn wer SS-Eigentum beschädigte, beging Sabotage, was mit fünfundzwanzig Peitschenhieben oder Essensentzug bestraft werden konnte. Da sie keine Scheren oder Nagelknipser hatten, wuchsen die Zehennägel, bis sie abbrachen oder einwuchsen.

Die Köpfe wurden alle zwei Wochen vom Lagerfriseur rasiert. Zum einen sollte dies Läuse verhindern, aber es diente auch, ebenso wie die gestreiften Uniformen, dazu, die Gefangenen kenntlich zu machen. Der Friseur benutzte keine Seife und kein Antiseptikum, sodass alle unter Rasurbrand, Pickeln und Pusteln sowie eingewachsenen Haaren litten. Infektionen kamen häufig und konnten zu einem Aufenthalt im Krankenbau führen. Fritz blieb zumindest die Hälfte der Rasur erspart – er hatte mit seinen zwanzig Jahren noch keinen Bart.

Es gab auch einen Zahnarzt, aber wer es eben verhindern konnte, ging nicht dorthin. Lose Füllungen führten zu Karies und Zahn-

fleischerkrankungen, die schlechte Ernährung zu Skorbut, sodass sich die Zähne lockerten. Goldzähne konnten lebensrettend oder eine tödliche Gefahr sein. Es gab Häftlinge, die deshalb von Kapos ermordet wurden, aber wenn der Besitzer eines Goldzahnes die Willenskraft besass, ihn selbst herauszuziehen, konnte das wertvolle Material gegen Luxusgegenstände eingetauscht werden. Unter den zivilen Schwarzhändlern gab es einen festen Wechselkurs: Ein goldener Zahn entsprach einer Flasche Wyborowa-Wodka oder fünf grossen Laiben Kommissbrot und einem Stück Margarine. Diese Dinge konnten dann gegen andere Waren weiterverkauft werden. In einer Welt, in der jede Woche, jeder Tag oder sogar jede Stunde die letzte sein konnte, ergab es wenig Sinn, Güter für einen besseren oder höheren Zweck aufzubewahren. Alles, was Trost, Wohlbefinden oder einen vollen Magen brachte, war willkommen.

Für die Leitung der IG Farben rechtfertigte sich das Opfer ihrer Sklavenarbeiter durch den Profit. Einige der Angestellten fühlten sich schuldig, unternahmen aber kaum etwas. Die Buchhalter und Direktoren jedenfalls ignorierten die riesigen Mengen ihres Entlausungsmittels Zyklon B, das vor allem in Auschwitz von der SS geordert wurde.⁵

Fritz Kleinmann jedenfalls hatte keinen Zweifel daran, woher das Böse kam: «Möge niemand auf die Idee kommen, die Häftlingshierarchie wäre an den Zuständen schuld gewesen. Manch einer der Funktionäre passte sich den SS-Methoden an, um profitieren zu können. Alleinverantwortung aber trug die SS-Mordmaschinerie, die in Auschwitz ihre Perfektion erreichte.»⁶ Wer die Selektion in Birkenau überstanden hatte, konnte damit rechnen, im Schnitt noch drei bis vier Monate zu überleben.⁷ Fritz und sein Vater hatten jetzt mehr als acht Monate geschafft. Weniger als ein Viertel ihrer vierhundert starken, erfahrenen Kameraden aus Buchenwald lebte noch.

Obwohl Auschwitz tatsächlich eine Art industrieller Perfektion

erreicht hatte, war die Maschine fehlerhaft, ineffizient und störanfällig. Die Brutalität löste Widerstand aus, die Korruption brachte Risse und Fehler hervor, die diesen Widerstand förderten.

Während seines ersten Sommers in Auschwitz-Monowitz, als Jupp Windecks Herrschaft sich auf dem Höhepunkt befand, führten die Fritz eigene Resilienz und seine moralische Empörung dazu, sich dem Widerstand anzuschliessen. Damit setzte er sein Leben aufs Spiel, aber das tat er ja letztlich jeden Tag, nur indem er existierte. Jeder Kratzer, jeder schiefe Blick, jedes Frostwetter und jeder Kontakt mit einem Kranken konnte eine Kettenreaktion auslösen, die zu Krankheit und Tod führte. Indem man sich widersetzte, hatte man zumindest vielleicht etwas Sinnvolles riskiert.

Es begann mit einem Gespräch in einer ruhigen Ecke der Baracke und endete mit einem neuen Job.

Die Bauarbeiten im Lager waren im Sommer 1943 abgeschlossen, und es gab weniger Bedarf an Maurern bei den Buna-Werken. Fritz drohte seine Nützlichkeit zu verlieren. Freunde von ihm beschlossen, dass er ihnen sowohl erhalten bleiben als auch von Nutzen sein könne. Sie nahmen ihn beiseite und sprachen unter höchster Geheimhaltung mit ihm.

Es waren Buchenwälder, die er seit Jahren kannte. Unter ihnen war Stefan Heymann, jüdischer Intellektueller, Kriegsveteran und Kommunist, der Fritz und den anderen Jungen wie ein zweiter Vater gewesen war. Mit dabei waren auch Gustl Herzog sowie der österreichische Antifaschist Erich Eisler. Sie hatten eine Aufgabe für Fritz – eine lebenswichtige und potenziell gefährliche Aufgabe.

Während ihrer gesamten Zeit in den Lagern gehörten diese Männer zu einem geheimen jüdisch-kommunistischen Bündnis gegen die

SS. Ihr Widerstand bestand hauptsächlich darin, Einflusspositionen zu erlangen, um an Informationen zu gelangen, die für das Wohlergehen und Überleben der Genossen von Nutzen waren. Es war zum Teil den Bemühungen dieses Netzwerks zu verdanken, dass Fritz und Gustav zu weniger gefährlichen Arbeitseinheiten verlegt worden waren, dass Robert Siewerts Maurerschule eingerichtet worden war und dass Fritz vom Inhalt des letzten Briefes seiner Mutter erfahren hatte. Auch die Information, dass sein Vater auf der Transportliste nach Auschwitz stand, kam auf diesem Weg zu ihm.

Der Widerstand hatte sich in Monowitz wieder etabliert, und seine Mitglieder waren dank der Arisierung von Freunden wie Gustav in wichtige Funktionen versetzt worden. Aber jetzt hatten sie das Gefühl, dass sie mehr unternehmen sollten. Kleine Sabotageakte waren allemal gut – Fritz beteiligte sich an solchen Aktionen auf den Baustellen: Ein Sack Zement fiel schwer herunter, sodass er platzte, ein leckender Schlauch wurde heimlich über die Seite eines mit Zement beladenen Lastwagens gehakt..., aber der organisierte Widerstand wollte mehr tun.

Information war der Schlüssel. Die Funktionshäftlinge konnten alle möglichen Informationen über die anderen Aussenlager in Auschwitz, über Gefangenenbewegungen, Selektionen und Massenmorde erhalten.⁸ Nun wollten sie, dass Fritz ihnen half, eine weitere wertvolle Quelle zu erschliessen: die Zivilarbeiter. Dazu musste er in eine der Arbeitsgruppen versetzt werden, die in den Buna-Werken arbeiteten. Er hatte sich bereits mit einigen Zivilisten angefreundet, und in den Fabriken arbeiteten Tausende von ihnen. In der Schlosserkolonie 90 – der Schlosserabteilung der Baukolonie – wurde ein Platz für ihn gefunden.

Und so kam es, dass Fritz eines Morgens, zum ersten Mal seit seiner Ankunft in Monowitz, das Lager hinter sich liess und mit den



Gefangene auf dem Weg von Auschwitz-Monowitz zu den Buna-Werken

Arbeitern und ihren SS-Wachen zum Tor hinausmarschierte, über die Hauptstrasse und entlang der Gasse, die zu den Buna-Werken führte.

Erst als er das Gelände betrat, wurde ihm klar, wie gross es war. Der Komplex bestand aus einem Netz von Strassen und Eisenbahnschienen. Wenn man auf einer der Hauptstrassen von Ost nach West stand, konnte man kaum ihr Ende im fast drei Kilometer entfernten Dunst erkennen. Die Querstrassen verliefen von Nord nach Süd und waren mehr als einen Kilometer lang. Die rechteckigen Grundstücke waren dicht bebaut mit Fabrikgebäuden, Kaminen, Werkstätten und bestückt mit Depots, Lagertanks für Öl und Chemikalien und seltsamen Rohrleitungsstrukturen, die aussahen wie Abschnitte von Fahrgeschäften. Der Komplex war in Abschnitte unterteilt: das Synthetikölwerk mit all seinen unterstützenden Werkstätten, die Kautschukfabrik Buna, das Kraftwerk und kleinere Unterabteilungen zur Herstellung und Verarbeitung von Chemikalien. Das meiste davon lag noch halb im Schlaf – die Gebäude standen, aber der Innenausbau war noch längst nicht abgeschlossen.

In den Fabriken arbeiteten mehrere Tausend Männer und Frauen. Etwa ein Drittel waren Häftlinge, der Rest Zivilisten. Die Schlosserabteilung, die in ihrer Werkstatt und in der Umgebung der Fabriken eine Vielzahl von Metallarbeiten verrichtete, erwies sich als eine freundliche und unkomplizierte Mannschaft. Die meisten Kapos behandelten die Gefangenen freundlich und ermutigten sie, «mit den Augen zu arbeiten» und langsam zu machen, dabei aber scharf auf die Sklaventreiber zu achten.⁹ Fritz Kapo war ein sympathischer politischer Gefangener, ein ehemaliger Dachauer, der den Leuten aus dem Widerstand geholfen hatte, einen Platz für ihn zu finden.

Fritz wurde Assistent einer Abteilung in einer Etage der Hauptfabrik, wo viele deutsche Zivilisten arbeiteten – hauptsächlich Ingenieure, Techniker und Vorarbeiter.¹⁰ Die Mehrheit der Arbeiter waren polnische und russische Gefangene, denen es schwerfiel, Anweisungen auf Deutsch zu befolgen, und die von ihren Kapos abscheulich behandelt wurden. Wenn die zivilen Vorarbeiter mit der Leistung der Arbeiter nicht zufrieden waren, liess die IG Farben sie zur «Umerziehung» nach Auschwitz I schicken. Deutschsprachige Häftlinge hatten es viel leichter; Fritz lernte bald die zivilen Vorarbeiter kennen und gewann ihr Vertrauen.

Besonders zu einem von ihnen entwickelte er eine fast freundschaftliche Beziehung. Wieder erhielt er diskrete Geschenke: Brot, Zigaretten, gelegentlich eine Zeitung. Von Zeit zu Zeit kam der Deutsche zu einem kurzen Gespräch vorbei, und Fritz hörte gespannt seine Nachrichten über den Krieg, die der Propaganda krass widersprachen. An allen Fronten lief es schlecht für Deutschland. Nach der Niederlage in Stalingrad wurden sie im Osten auf ganzer Linie geschlagen. Ausserdem waren sie von den Briten und Amerikanern aus Nordafrika vertrieben worden. Bald würden die Alliierten in Italien sein und nach Norden in Richtung Deutschland ziehen. Fritz war klar, dass dieser Deutsche kein Nazi war. Er hoffte inständig, dass

der Krieg bald enden würde und dass Deutschland ihn verlieren würde. Jeden Tag brachte Fritz seinen Kameraden mündliche Berichte, zusammen mit den wertvollen Geschenken von Brot und Zeitung.

Obwohl er wusste, dass seine Aufgabe wichtig und gefährlich zugleich war, hatte Fritz wenig Ahnung von dem Ausmass der Operation, in die er verwickelt war. Aus kaum organisierten Anfängen hatte sich der Widerstand der Häftlinge in letzter Zeit zu einem effizienten, koordinierten Netzwerk entwickelt. Am 1. Mai 1943, einem nationalsozialistischen Feiertag, bei dem nur wenige SS-Leute Dienst taten, war in Auschwitz I ein geheimes Treffen einberufen worden, bei dem sich zwei Widerstandsfraktionen auf eine Zusammenarbeit einigten. Sie wurden von einer polnischen Gruppe dominiert, zu der unter der Führung von Josef Cyrankiewicz eine Reihe ehemaliger Offiziere gehörte. Cyrankiewicz hatte seine Leute zur Zusammenarbeit mit den Juden und den österreichisch-deutschen Politikern überredet. So kamen verschiedene Fähigkeiten zusammen: das Gespür der Deutschen für Deutschland und die Nazis, das für geheime Operationen von grosser Bedeutung war, ebenso wie die Tatsache, dass polnische Gefangene Post erhalten durften, die es ihnen ermöglichte, Nachschub zu organisieren und mit örtlichen Partisanen zu kommunizieren.

Sie nannten sich Kampfgruppe Auschwitz, was deutlich auf ihre Militanz hinwies,¹¹ und stellten bald den Kontakt zu Stefan Heymann und den Monowitz-Widerstandskämpfern her. Die Zusammenarbeit zwischen den Lagern wurde durch das ständige Verlegen von Gefangenen und Arbeitskräften erleichtert. Die Monowitz-Gruppe brachte ihre Fähigkeit ein, Beziehungen zur Zivilbevölkerung zu pflegen und die Produktion in den Buna-Werken zu stören. Es kam laufend zu umfangreichen Sabotageakten. Die Häftlinge in der Elektrikerkolonne hatten es geschafft, eine Turbine im Kraftwerk kurzzuschliessen. Eine andere Gruppe hatte die Reduktion des Wachpersonals am

1. Mai ausgenutzt und im halb fertigen Werk für synthetischen Kraftstoff eine Explosion verursacht, wieder andere hatten fünfzig Fahrzeuge zerstört.¹² Zusammen mit einer allgemeinen Verlangsamung der Arbeit hatten diese Taten dazu beigetragen, die Fertigstellung der verschiedenen Fabriken zu verzögern.

Der Kontakt mit der Zivilbevölkerung gehörte zu den gefährlichsten Tätigkeiten des Widerstands. Die Gestapo versuchte ständig, den Widerstand zu infiltrieren und ihre Anführer und Mitglieder aufzuspüren. So war es unendlich mühsam, Informanten zu finden und zu überprüfen. Dies war besonders wichtig, wenn es um die empfindlichsten Widerstandsakte ging: die Planung und Durchführung von Ausbruchsaktionen.

Während Fritz jeden Tag zwischen Fabrik und Lager hin- und herging und seine kleinen Informationsschnipsel übermittelte, ahnte er nur wenig von seiner Verbindung zu diesem Netzwerk und der Bedeutung seiner Rolle.

Es war an einem Samstag im Juni, sie hatten Feierabend gemacht. Beim Abendappell standen die Häftlinge stramm, wohl wissend, dass sie am nächsten Tag zwar keinen Ruhetag erleben würden, aber doch weniger Mühsal und Gefahr.

Fritz stand an seinem Platz, die Uniform ordentlich zugeknöpft, die Mütze gerade und leicht zur Seite geneigt, wie es verlangt wurde, bereit, beim Befehl «Mützen ab!» mechanisch heruntergerissen zu werden. Alles war ganz normal, dieselbe langsame, monotone, nervenaufreibende Alltagsroutine, die er seit Oktober 1939 fast ohne Variationen erlebte.

Der Rapportführer beendete seine Pflichten und wollte die Häftlinge gerade wegschicken, als er ein paar Gestalten bemerkte, die auf den Platz kamen, und innehielt. Als Fritz die Gestalten sah, erkannte er zwei SS-Leute, die einen Mann auf den Platz führten. Der Mann

hinkte und stolperte vor ihnen her. Fritz warf einen neugierigen Seitenblick hinüber, liess das Gesicht aber nach vorne gewandt. Sie sties- sen und schlugen den Mann, als wäre er ein Häftling, aber er trug keine Gefangenenkleidung und hatte auch den Kopf nicht rasiert. Offenbar war er ein Zivilist, aber man hatte ihm böse zugesetzt – sein Gesicht war blutverschmiert und geschwollen. Beim Näherkommen erkannte Fritz zu seinem grossen Entsetzen, dass es sich um seinen deutschen Kontaktmann aus der Fabrik handelte. Die SS-Leute brach- ten ihn vor Hauptscharführer Johann Taute, den Leiter der Gestapo in Monowitz, und seinen Stellvertreter Josef Hofer.

Fritz sah mit wachsendem Grauen, wie sie den Zivilisten zwangen, sich mit dem Gesicht zu den versammelten Häftlingen aufzustellen, und ihm befahlen, alle Häftlinge anzugeben, mit denen er in der Fa- brik Kontakt gehabt hatte.

Der Mann schaute die vielen Gesichter an. Fritz war tief in der Menge verborgen, sodass er ihn kaum erkennen konnte. Die beiden SS-Männer stiessen den Zivilisten zwischen den Reihen hindurch, wo er vielen Männern eindringlich ins Gesicht sah. Als er an Fritz' Reihe vorbeikam, starrte dieser geradeaus. Das Herz klopfte ihm bis zum Hals. Die blau verfärbten, blutunterlaufenen Augen sahen ihn zö- gernd an, dann hob der Mann die Hand und sagte: «Der da.»

Fritz wurde mitgenommen und weggeführt, vorbei an seinen Freunden und Genossen, vorbei an seinem entsetzten Vater.

Man steckte ihn in einen Lastwagen und fuhr aus dem Lager die we- nigen Kilometer Richtung Auschwitz I, doch statt ins Lager hinein- zufahren, hielt der Wagen vor dem Gestapogebäude an, das sich ausserhalb des Zauns befand, gegenüber dem SS-Lazarett und gleich neben einer kleinen unterirdischen Gaskammer. Fritz wurde von Tau-

te und Hofer den Gang entlanggeführt und in einen grossen Raum geschoben.

Entsetzt betrachtete er die spartanische Einrichtung. Es gab hier einen Tisch mit Gurten, in die Decke waren Haken eingelassen. Er lebte lange genug im Lager, um zu wissen, worum es sich handelte.

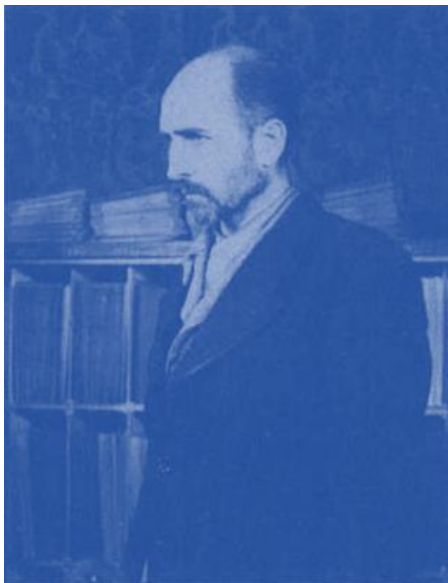
Nach einer Weile betrat ein SS-Offizier den Raum und blickte Fritz mit lebhaften Augen aus einem freundlichen Patriziergesicht an. Untersturmführer Maximilian Grabner sah überhaupt nicht bedrohlich aus, eher wie ein Professor oder ein freundlicher Geistlicher. Selten hat die äussere Erscheinung eines Mannes seinem Charakter mehr widersprochen. Der Mann mit dem angenehmen Äusseren war der Leiter der Politischen Abteilung, der Gestapo in Auschwitz, und sein Ruf als kalter, unbarmherziger Mörder war in diesem wie auch in den anderen Lagern unübertroffen. Regelmässig sorgte er dafür, dass sich der Krankenbau und der Bunker leerten – «Abstauben» nannte er das. Dann wurden sämtliche Insassen in die Gaskammern oder an die schwarze Wand geschickt. Er liess sämtliche schwangeren polnischen Frauen ermorden und galt als persönlich verantwortlich für mehr als zweitausend Morde. Wenige Männer in Auschwitz waren so gefürchtet wie Maximilian Grabner.¹³ Selbst die SS hatte Angst vor ihm.

Er betrachtete Fritz einen Moment, bevor er sprach. Seine Stimme klang unheimlich sanft, sein Akzent erinnerte an die ländlichen Gegenden um Wien, einfach und ungebildet.¹⁴

«Ich weiss», sagte er sachlich, «dass du, Häftling Nummer sechsacht-sechs-zwei-neun, in einen grossen Ausbruch aus dem Lager Auschwitz-Monowitz verwickelt bist, und zwar in Verbindung mit dem deutschen Zivilisten, der dich erkannt hat. Tantes Leute beobachten ihn schon länger. Sein Verhalten ist ihnen aufgefallen, nicht wahr, Hauptscharführer?»

Taute nickte, und Grabner richtete seinen freundlichen Blick wieder auf Fritz. «Was hast du dazu zu sagen?»

*Maximilian Grabner, bis
1943 Leiter der Politischen
Abteilung im KZ Auschwitz.
Das Foto wurde nach
Kriegsende aufgenommen*



Fritz hatte keine Ahnung, was er sagen sollte. Er kannte den Zivilisten, es hatte wenig Sinn, das zu leugnen, aber die Sache mit dem Ausbruch war ihm ein vollkommenes Rätsel.

Grabner nahm Notizblock und Stift zur Hand. «Du wirst mir jetzt die Namen sämtlicher Häftlinge nennen, die mit dem Plan zu tun haben.»

Da er Fritz verblüfftes Schweigen für eine Weigerung hielt, nickte Grabner Taute und Hofer zu.

Unter dem ersten Schlag mit Hofers Knüppel klappte Fritz nach vorn zusammen und bekam kaum noch Luft. Ein zweiter und ein dritter Schlag folgten.

Aber er sagte nichts, was Grabner doch überraschte. Häftling 68629 war fast noch ein Kind, aber er würde schwerer zu brechen sein als der Zivilist. Auf einen Wink von Grabner legten die SS-Männer Fritz mit dem Gesicht nach unten auf den Tisch und banden ihn mit den Gurten fest. Dann erhob sich der Stock und ging zischend auf seine Hinterbacken nieder. Immer wieder, bis sein Gesäss rohes Fleisch war und entsetzlich brannte.

Selbst unter Angst und Schmerz zählte Fritz mit: zwanzig Schläge, bevor sie ihn losbanden und hinstellten.

«Du solltest jetzt gestehen», sagte Grabner und zeigte auf seinen Notizblock. «Und mir die Namen der Häftlinge sagen, denen du bei ihren Ausbruchsplänen geholfen hast.»

Fritz wusste, dass alles Leugnen sinnlos sein würde, und sagte nichts. Wieder legten sie ihn auf den Tisch, zogen die Gurte stramm, wieder sauste der Stock durch die Luft.

Irgendwann wusste er nicht mehr, wie oft sie ihn festgebunden hatten, aber er zählte hartnäckig die Schläge: insgesamt waren es sechzig.

Sie banden ihn los und zerrten ihn wieder auf die Füße; er konnte sich kaum noch aufrecht halten. Grabner blickte ihn eindringlich an. «Sag mir die Namen.»

Früher oder später würde der Punkt kommen – wie bei jedem Menschen, der in diesem Altraum gefangen war –, an dem Fritz einknicken und irgendetwas gestehen würde, nur damit es aufhörte. Wahrheit oder Lüge – es wäre egal, solange nur die Folter endete. Er konnte seine Freunde anzeigen, die am Widerstand beteiligt waren. Es wäre einfach, und er wäre kein Mensch gewesen, hätte er die Versuchung nicht gespürt. Stefan, Gustl, Jupp Rausch und die anderen Widerstandskämpfer, seine Freunde und Mentoren; er könnte sie zu Folter und Tod verurteilen. Fritz hatte das Gefühl zu wissen, dass es sein Leben nicht wirklich retten würde, aber es würde zumindest die Folter stoppen.

Er sagte nichts. Grabner nickte Taute und Hofer zu und deutete auf die Haken an der Decke.

Fritz' Handgelenke wurden ihm hinter den Rücken gezogen und so gefesselt, dass die Blutzirkulation unterbrochen wurde. Das lange Ende des Seils wurde über einen Haken geworfen, und die beiden SS-Leute zogen daran. Fritz' Arme wurden nach hinten und oben gerissen, und in einem unbeschreiblichen, grellen Aufwallen von Schmerz

hob es ihn von den Füßen. Er hing mit seinen Zehen dreissig Zentimeter über dem Boden, sein Körpergewicht kugelte ihm die Schultern aus und erfüllte seinen Geist mit kreischendem Schmerz. Er hatte viele arme Seelen gesehen, die so an der Goethe-Eiche aufgehängt worden waren, aber die Erfahrung war schlimmer, als man sich jemals vorstellen konnte.

«Gib mir die Namen», wiederholte Grabner immer wieder. Fritz hing fast eine Stunde da, aber aus seinem Mund kam nur ein zusammenhangloses Wimmern und Sabbern. «Du schaffst das nicht», sagte Grabners Stimme leise in sein Ohr. «Gib mir die Namen.»

Auf ein Nicken von Grabner wurde das Seil losgelassen und Fritz stürzte zu Boden. Grabner wiederholte seine Frage immer wieder: Die Namen, und es wäre erledigt. Fritz sagte immer noch nichts. Sie zerrten ihn auf die Füsse, zogen wieder an dem Seil und hoben ihn in die Luft. Schreiend hing er da.

Dreimal hängten sie ihn auf, ohne Ergebnis. Allmählich verlor Grabner die Geduld. Es war Samstagabend, er wollte unbedingt nach Hause. Diese Befragung kostete ihn wertvolle Freizeit. Fritz hatte anderthalb Stunden gehangen, als sie losliessen und er ein drittes Mal zu Boden fiel. Er bekam kaum mit, wie Grabner den Raum verliess und den beiden SS-Leuten befahl, den Gefangenen ins Lager zurückzubringen. Die Befragung würde später fortgesetzt.¹⁵

Nachdem Fritz weggebracht worden war, machten sich Stefan Heymann und die anderen Widerstandskämpfer grösste Sorgen und berieten darüber, was sie tun sollten. Wie lange würde es dauern, bis Fritz einknickte und die Gestapo kam, um sie zu holen? Den ganzen Abend über diskutierten sie und versuchten, sich auf die drohende Katastrophe vorzubereiten.

Gustl Herzog war noch auf, als er hörte, dass Fritz wieder im La-

ger war. Er eilte ihm entgegen und sah, wie der Junge von zwei alten Buchenwälder Freunden die Strasse entlanggetragen wurde: Fredl Lustig war dabei, ein alter Kamerad von Gustav aus der Transportkolonne, und Max Matzner, der mit Müh und Not die berüchtigten Typhus-Experimente überlebt hatte.

Fritz konnte nicht stehen. Abgesehen von den sichtbaren blauen Flecken und dem Blut hatte er entsetzliche Schmerzen in den Gelenken und im Rücken. Gustl forderte Lustig und Matzner auf, ihn in den Krankenbau zu bringen, und machte sich dann auf die Suche nach den anderen Widerstandskämpfern.

Der Krankenbau war in einer Gruppe von Baracken in der nordöstlichen Ecke des Lagers untergebracht. Es gab mehrere Abteilungen: Innere Medizin, Chirurgie, Infektionskrankheiten und Genesung. Ein SS-Arzt hatte das Oberkommando, aber er erschien selten, sodass die meisten Beschäftigten Häftlinge waren.¹⁶ Nach KZ-Massstäben war das Krankenhaus gut, aber fast ohne medizinische Ausstattung.

Fritz wurde in ein Zimmer der medizinischen Station gebracht. Er war halb gelähmt, seine Arme schlapp, das Gesäss geschwollen und blutig. In seinem ganzen Körper wütete der Schmerz. Ein tschechischer Arzt gab ihm starke Schmerzmittel und massierte seine Arme.

Nach einer Weile kam Gustl Herzog mit Erich Eisler und Stefan Heymann herein. Alle drei betrachteten Fritz voller Mitgefühl und böser Vorahnung. Als der Arzt gegangen war, fragten sie ihn besorgt, was die Gestapo von ihm gewollt hätte. Er beschrieb Grabners Anschuldigungen und den angeblichen Fluchtplan.

«Hast du ihm was gesagt?», fragte Stefan.

«Natürlich nicht. Ich weiss ja nichts.»

Diese Antwort befriedigte sie nicht mehr als die Gestapo.

«Hast du irgendwelche Namen verraten – irgendwelche?» Fritz schüttelte unter Schmerzen den Kopf.

Trotz seines furchtbaren Zustandes, befragten ihn die Freunde immer wieder: Hatte er Namen genannt? Nein, er bestand darauf, er hatte Grabner nichts erzählt. Sie waren misstrauisch, weil man ihn zurück ins Lager geschickt hatte. Gut möglich, dass Grabner hoffte, Fritz könnte seine Komplizen unwissentlich verraten. Vielleicht waren aber auch einfach nur die Zellen im Todesblock von Auschwitz I überfüllt (wie so oft).

Schliesslich liessen sie sich überzeugen, dass Fritz sie nicht verraten hatte. Sie waren in Sicherheit – vorerst. Stefan und Erich nahmen jedoch an, dass Grabner die Sache nicht auf sich beruhen lassen würde. Er würde das Verhör am nächsten Tag wieder aufnehmen und Fritz Folter würde fortgesetzt, bis er entweder gestand oder starb. Sie mussten etwas unternehmen.

Vorläufig liessen sie Fritz in den Infektionskrankheitsblock verlegen, wo Typhus- und Ruhrpatienten in der äussersten Ecke des Lagers untergebracht waren, gleich neben der Leichenhalle. Der SS-Arzt und seine Sanitäter gingen dort selten hinein. Fritz wurde in einen Isolationsraum gesteckt. Solange er sich nicht ansteckte, war er vorerst in Sicherheit. Aber er konnte sich nicht für immer hier verstecken. Um eine Fahndung zu verhindern, wenn er am nächsten Morgen nicht zum Appell erschien, musste sein Name in die Krankenakte eingetragen werden. Und dann würde die Gestapo ihn holen.

Wie auch immer sie das Problem betrachteten, sie kamen stets auf die einzige Lösung zurück: Fritz Kleinmann musste sterben.

Sepp Luger, der für die Verwaltung des Krankenbaus zuständige Lagerälteste, trug den Tod des Häftlings 68629 in das Register ein. Details wurden nicht verlangt, das Register enthielt für jeden Patienten nur eine einzige Zeile mit der Zugangsnummer, der Häftlingsnummer, dem Namen, dem Datum des Zu- und Abgangs sowie dem Grund für den Abgang. In dieser Spalte gab es nur drei Möglichkeiten: entlassen, nach Birkenau in die Gaskammern oder ein gestem-

peltes schwarzes Kreuz: verstorben. Gustl Herzog sorgte dafür, dass Fritz' Tod auch im allgemeinen Häftlingsregister vermerkt wurde.¹⁷

Die Wahrheit hielten die Verschwörer streng geheim. Die Nachricht, dass Fritz an seinen Verletzungen gestorben war, musste seinen vielen Freunden mitgeteilt werden. Nicht einmal Gustav konnte in das Geheimnis eingeweiht werden – das Risiko war zu gross –, und so erhielt er die verheerende, herzerreissende Nachricht, dass sein geliebter Fritz von der Gestapo ermordet worden war. Die Trauer war so gross, dass Gustav sich nicht dazu durchringen konnte, sie in sein Tagebuch aufzunehmen, das seit Wochen unberührt lag.

Während Gustav trauerte, stellten sich die Verschwörer der dringenden Frage, was mit dem lebenden, atmenden Fritz zu tun sei. Während er sich von seinen Verletzungen zu erholen begann, wurde er im Krankenbau isoliert gehalten. Bei jeder Inspektion durch den SS-Arzt oder einen Krankenpfleger wurde Fritz von seiner alten Freundin Jule Meixner aus dem Bett geholt. Sie arbeitete in der Krankenhauswäscherei und versteckte ihn im Vorratsraum zwischen den Wäschebündeln.

Fritz hatte keine Ahnung, was aus ihm werden sollte. Wenn er sah, wie sich die Ruhrkranken zu den Latrineeimern im Vorzimmer schleppten und wie sich die fiebernden Typhuskranken in ihren schweissnassen Betten krümmten, wusste er, dass er nicht länger an diesem Ort bleiben konnte, verletzt oder nicht verletzt.

Von der Monowitz-Gestapo erfuhr man schliesslich, dass Grabner die Ermittlungen wegen Fritz' Tod eingestellt hatte. Sie konnten weitemachen.

Fritz erhielt die neue Identität eines verstorbenen Typhuspatienten. Er erinnerte sich später nicht an den Namen des armen Mannes – nur, dass er ein Jude aus Berlin war, der noch nicht lange im Lager gewesen war. Seine Häftlingsnummer war über 112'000. Da man Fritz' Tätowierung nicht löschen oder verändern konnte, wurde sein

Unterarm bandagiert, und sie hofften, dass niemand danach schauen würde. Stefan Heymann verbrachte viel Zeit mit ihm und erklärte ihm, wie sie vorgehen und welche Vorsichtsmassnahmen sie treffen müssten, um ihm wieder eine Arbeit zuzuweisen.

Fritz war das alles gleichgültig. Seit der Folter war eine grosse Mattigkeit in seine Seele eingedrungen, es interessierte ihn nicht mehr besonders, ob er entdeckt wurde oder nicht. Trauer, Hunger und Hoffnungslosigkeit hatten seinen Widerstandsgeist aufgebraucht, und er war dabei, in den hilflosen Geisteszustand abzurutschen, der ihn zum «Muselmann» machen würde. Er gestand Stefan, dass er darüber nachdachte, alles so schnell wie möglich zu beenden – es wäre so einfach, durch die Postenlinie zu laufen, wenn man draussen arbeitete, oder sich in den Zaun zu stürzen. Ein Schuss – ein einziger flüchtiger Augenblick –, und der Schmerz und das Elend wären vorbei.¹⁸

Stefan wollte davon nichts hören. «Kannst du dir vorstellen, wie es dein Vater aufnehmen würde, wenn du dich umbringst?», fragte er. «Im Moment glaubt er, dass sein Sohn tot ist, aber irgendwann – vielleicht schon bald – wird er die Wahrheit erfahren. Stell dir vor, er müsste dann feststellen, dass du die ganze Zeit über am Leben warst und dich dann umgebracht hast. Stell dir das nur mal vor.»

Dagegen konnte Fritz nichts sagen. Nach allem, was sie gemeinsam durchgemacht hatten, konnte Fritz nicht vor der SS einknicken und womöglich selbst dafür sorgen, dass sie ihn besiegten. Das ging einfach nicht. «Die kriegen uns nicht klein», hatte sein Papa immer gesagt. Nur aushalten, das Elend konnte ja nicht ewig so weitergehen. Die Hoffnung und der menschliche Geist waren unsterblich.

Stefan versprach, alles zu tun, um Fritz zu beschützen, solange er im Krankenbau war. Sobald es ihm wieder gut genug ginge, um zu arbeiten, würden sie einen Ort finden, an dem er unbemerkt blieb.

Die Sterblichkeitsrate und die Fluktuation der Gefangenen waren so hoch, dass nur wenige die anderen gut kennenlernten.

Fritz verstand das und vertraute Stefan sein Leben an, aber er hatte Zweifel. Die Leute kannten sein Gesicht – auch einige SS-Leute. Und früher oder später musste sein Vater es herausfinden. Mindestens sieben Männer im Widerstand kannten Fritz Geheimnis, und sein Papa war auch ihr Freund. Er war jetzt ein führender Mann im Lager, und sein hohes Ansehen liess das explosive Geheimnis umso gefährlicher erscheinen.

Nach drei Wochen war Fritz so weit wiederhergestellt, dass er den Krankenbau verlassen konnte. Seine Freunde schmuggelten ihn in Block 48, dessen Ältester Chaim Goslawski zum Widerstand gehörte. In seinem Block lebten hauptsächlich Deutsche und Polen, die Fritz nicht kannten.

Am nächsten Tag ging er zur Arbeit. Man hatte für ihn eine Stelle als Lagerist bei den Schlossern gefunden. Einer der Kapos, ein Mann namens Paul Schmidt, war eingeweiht und behielt ihn im Auge.

Fritz marschierte jeden Morgen und Abend durch die Tore, jedes Mal halb erstickt vor Angst. Immer rechnete er damit, von einem Wachmann oder einem feindseligen Kapo erkannt zu werden. Er blieb in der Mitte der Gruppe und marschierte mit nach vorne gerichteten Augen und ausdruckslosem Gesicht, während sein Herz heftig schlug.

Als die Wochen vergingen und niemand ihn zu bemerken schien, gewöhnte er sich an die neue Situation. Vorläufig schien sein Geheimnis in Sicherheit zu sein.

Eines Abends sass Gustav im Aufenthaltsraum von Block 7, als einer seiner Blockkameraden ihm auf die Schulter tippte. «Gustl Herzog ist draussen», sagte er. «Möchte dich sehen.»

Gustav trat hinaus und fand seinen alten Freund in einem Zustand

unterdrückter Aufregung. Folg mir, deutete er an, und führte Gustav den Weg neben dem Gebäude entlang von der Strasse weg. Hinter der ersten Reihe von Baracken standen einige kleinere Gebäude – Latrinen, der Gestapo-Bunker und ein kleines Waschhaus. Herzog führte Gustav zum Waschhaus. Aus der Dunkelheit in der Tür tauchte eine Gestalt auf, die Gustav als den dortigen Aufseher erkannte: ein junger Buchenwald-Veteran, der ein Freund von Fritz gewesen war. Er sah sich um und bedeutete Gustav, hineinzugehen; die Luft war rein.

Erstaunt betrat Gustav das Gebäude allein und atmete den vertrauten Geruch von muffigem, seifenlosem Wasser ein. Im schwachen Licht sah er die Umrise eines Mannes, der im Schatten des Heizungskellers stand. Die Gestalt trat vor, und dann wurde allmählich Fritz' Gesicht erkennbar.

Es war unglaublich, ein Wunder!

Für Gustav, der fest daran glaubte, die Hoffnung niemals aufzugeben, unter keinen Umständen, war das Erstaunen unbeschreiblich. Seinen Sohn wieder in den Armen zu halten, seinen Geruch einzuatmen, seine Stimme zu hören, war jenseits aller Hoffnung, jenseits von allem.¹⁹ Sie hatten doch nicht umsonst so lange überlebt.

Nach diesem ersten Treffen trafen sie sich, wann immer sie konnten, nachts im Waschhaus. Nachdem Trauer und Verlust nun keine Grundlage mehr hatten, beherrschten Gustavs Gedanken wieder Vatersorgen, umso mehr, da Fritz in so viel grösserer Gefahr war als jemals zuvor. Gustl Herzog und die anderen versicherten, dass sie alles tun würden, um ihn zu beschützen, aber würde das ausreichen?

Im Spätherbst kamen einige wunderbare Nachrichten aus Auschwitz I. Die SS hatte Maximilian Grabner plötzlich von seinem Posten als Leiter der Lager-Gestapo entfernt.

Es war mehr als nur eine Entlassung. In Berlin hatte man sich schon länger Fragen über Grabners Verhalten gestellt. Selbst nach SS-Massstäben weckte die Zahl der Todesurteile, die auf sein Konto gingen, ein gewisses Misstrauen, zumal man kein System darin erkennen konnte. Nach Himmlers Ansicht war die Endlösung – und das Töten im Allgemeinen – eine industrielle Angelegenheit, die sauber, effizient und systematisch durchgeführt werden sollte. Es war kein Spiel oder persönlicher Fetisch. Grabners Sadismus und blutrünstige Art machten ihn verdächtig. Grund für seinen Sturz wurde jedoch letztendlich seine Korruption.

Wie so viele hochrangige KZ-Offiziere hatte Grabner seine Position genutzt, um sich mit den Wertsachen zu bereichern, die den in Birkenau ermordeten Juden abgenommen worden waren. Diese Gegenstände aber galten als Eigentum der SS. Und im Gegensatz zu den meisten anderen hatte er im grossen Stil gestohlen und ganze Koffer mit Beute zu sich nach Hause geschickt. Das Ausmass seiner Korruption hatte eine SS-Untersuchung ausgelöst. Er wurde von seinem Posten suspendiert und zusammen mit mehreren Komplizen festgenommen, darunter auch dem rücksichtslosen Massenmörder Gerhard Palitzsch.²⁰ Rudolf Höss, Kommandant von Auschwitz, der Grabner geholfen und gefördert hatte, wurde ebenfalls von seinem Posten enthoben.

Der neue Kommandant, Arthur Liebehenschei, übernahm im November 1943.²¹ Er leitete eine Umgestaltung des gesamten Lagers ein. Das Personal wurde ersetzt, und der SS wurden mehr Ordnung und Disziplin auferlegt.

Für Fritz war nur wichtig, dass die grösste Gefahr für seine Sicher-

heit unversehens beseitigt war. Grabner war fort, und trotz aller Unruhen war es wenig wahrscheinlich, dass ein Gefangener in Monowitz gross von der Gestapo beachtet wurde. Kurz darauf, in der Nacht des 7. Dezember, brach im Gestapo-Gebäude in Auschwitz I ein Feuer aus, das die Aufzeichnungen über Grabners Gräueltaten zerstörte.²²

Schliesslich, als sich ein Schleier des Vergessens über die gesamte Grabner-Episode gelegt hatte und die Notwendigkeit, sich zu verstecken, nachliess, erwachte Fritz Kleinmann still und heimlich wieder zum Leben. Sein Eintrag in das Lagerregister wurde wiederhergestellt, und der an Typhus verstorbene Berliner Jude geriet in Vergessenheit.

Doch obwohl die absolute Geheimhaltung jetzt nicht mehr nötig war, musste Fritz immer noch vorsichtig sein. Wenn er von SS-Wachen bemerkt wurde, die von seinem Tod wussten – insbesondere von Taute und Hofer –, würde es Ärger geben. Aber wer würde schon unter den Tausenden in Monowitz und den Hunderttausenden im gesamten Lagerkomplex, zwischen den Zehntausenden von Ermordeten, die diskrete Auferstehung eines Gefangenen zur Kenntnis nehmen?

Als der Winter anbrach, nutzte Gustav seine Position, um Fritz in den Prominenten-Block zu holen. Jetzt konnten sie abends zusammen sein, ohne auf riskante Treffen im Freien zurückgreifen zu müssen. Es war eine sozial heikle Situation: Wegen seines niedrigen Status durfte Fritz nicht im Tagesraum sitzen, wenn sein Papa dorthin ging, um mit seinen Freunden zu sprechen. Stattdessen musste er alleine in seiner Koje sitzen, was eigentlich illegal war.

Doch es war dort immerhin warm und sicher. Es war gewiss besser als der Ort, an dem er vor seinem Tod gewesen war. Sein Blockältester Paul Schäfer hatte den Gestank der Männer im Schlafraum nicht ertragen können und bei jedem Wetter alle Fenster offengehalten. Aus reinem Sadismus liess er auch den Ofen ausgehen, damit die feuchte Kleidung der Männer nicht richtig trocknete. Wenn je-

mand beim Versuch erwischt wurde, sich warm zu halten, indem er in seiner Uniform schlief, schlug Schäfer ihn zusammen und beschlagnahmte seine Essensration.

«Und so geht auch (das) 43(er) Jahr vorüber», schreibt Gustav.²³ Wieder war es Winter geworden, es begann zu schneien, der Boden wurde Steinhart. Dies würde sein und Fritz' fünfter Winter sein, seit sie von zu Hause abgeholt worden waren. Ihr fünftes Jahr in einem unerbittlichen Albtraum. Doch so viel sie schon ertragen und erlitten hatten, es stand noch Schlimmeres bevor.

Unerwartete Menschlichkeit

Fang!»

Fritz sprang in die Luft und streckte sich nach dem Ball, der über seinen Kopf segelte. Er prallte von einem der leeren Marktstände ab und flog auf die Strasse. Er rannte, trat den Ball wieder und sah einen Polizisten um die Ecke in die Leopoldsgasse kommen. Der Polizist blickte ihn scharf an. Fritz stand stramm und versteckte den Ball – in Wirklichkeit ein fest eingewickeltes Bündel Lumpen – hinter seinem Rücken. Fussball war auf den Strassen nicht erlaubt. Als er gegangen war, drehte sich Fritz um und rannte zurück auf den Markt, liess den Ball fallen und schoss ihn zurück zu seinen Freunden.

Es war spät geworden; die letzten Bauern räumten ihre unverkauften Waren weg. Sie stiegen auf ihre Karren schnalzten mit den Zügeln und fuhren davon. Fritz und seine Freunde liefen zwischen den leeren Ständen herum und warfen den Ball hin und her. Nur Frau Capek, die Obstverkäuferin, war noch auf ihrem Posten. Sie ging immer erst, wenn es dunkel wurde. Im Sommer schenkte sie den Kindern manchmal Maiskolben. Viele von ihnen waren arm und nahmen alles dankbar an – Wurstreste vom Metzger, Brotkrusten von Herrn König in der Bäckerei Anker, Sahne aus Herrn Reicherts Konditorei in der Grossen Spergasse gleich um die Ecke bei der Schule.

Fritz fing den Ball auf und wollte ihn gerade zurückwerfen, als sie das entfernte vertraute Geräusch eines Martinshorns hörten: *Ta-raa ta-raa*. Das Feuerwehrauto auf dem Weg zu einem Einsatz! In einer Welle der Aufregung rannten sie los und wichen geschickt den

Passanten aus – Hausfrauen mit letzten Einkäufen, orthodoxen Juden in ihren schwarzen Mänteln und Bärten, die zum Beginn des Sabbats nach Hause eilten, bevor es dämmerte.

«Warte!» Fritz drehte sich um und sah die kleine Gestalt, die eifrig hinter ihm herhastete. Kurt! Den hatte er ganz vergessen. Er wartete auf seinen kleinen Bruder, doch als er ihn eingeholt hatte, waren seine Freunde schon alle ausser Sicht.

Kurt war erst sieben Jahre alt, fast eine andere Generation als Fritz, der bald vierzehn wurde, aber sie standen sich sehr nahe. Fritz liess ihn regelmässig mitkommen und brachte ihm die Spiele und alle Tricks des Lebens auf der Strasse bei. Kurt hatte seine eigene Bande von kleinen Freunden, und Fritz' Bande passte auf sie auf.

Sie kamen an dem alten Herrn Löwy vorbei, einem Kriegeblinden aus dem Ersten Weltkrieg, und versuchten, die Strasse zu überqueren, die von Lastwagen und den schweren, von Pinzgauer Kaltblutpferden gezogenen Wagen der Kohlenverkäufer und Brauereien verstopft war. Fritz nahm die Hand des alten Mannes, wartete auf eine Lücke und half ihm hinüber. Dann winkte er Kurt, ihm zu folgen, und sie liefen seinen Freunden nach.

Sie holten sie ein, als sie mit Gesichtern voller Schlagsahne und Puderzucker die Taborstrasse entlang zurückkehrten. Sie hatten das Feuer nicht gefunden, waren aber bei der Konditorei vorbeigekommen und hatten massenweise übrig gebliebenen Kuchen eingesackt. Fritz' Schulfreund Leo Meth hatte eine Sahneschnitte für Fritz aufgehoben, die Fritz mit Kurt teilte.

Den Mund noch voller Gebäck, gingen sie zurück zum Karmelitermarkt. Fritz hielt Kurt an seiner vom Zucker klebrigen Hand. Fritz genoss die Kameradschaft. Dass einige seiner Freunde anders waren, dass ihre Eltern sich ebenso von der Kirche fernhielten, wie seine Eltern den Besuch der Synagoge versäumten, dass Weihnachten ih-

nen mehr bedeutete als ihm – diese Dinge schienen belanglos zu sein. Der Gedanke, er, Leo und die anderen jüdischen Kinder könnten wegen solch trivialer Dinge jemals von ihren Freunden getrennt werden, kam ihnen nie in den Sinn.

Es war ein warmer Abend, und morgen war Samstag – vielleicht würden sie im Donaukanal schwimmen gehen. Oder sie spielten mit den Mädchen Theater im Keller von Hausnummer 17. Frau Dworschak, die Hausmeisterin, deren Sohn Hans ein Spielkamerad von Fritz war, gab ihnen oft ein paar Kerzen mit, und Herta und die anderen Mädchen machten eine Modenschau, zogen sich geborgte Sachen an und stolzierten wie Mannequins auf und ab. Oder sie spielten ihre eigene Version von *Wilhelm Tell* vor Publikum, das zwei Pfennige pro Person Eintritt bezahlte. Fritz liebte diese Spiele.

Er und Kurt kamen in der warmen Sommerdämmerung nach Hause.

Es war ein guter Tag in einer ununterbrochenen Reihe guter Tage gewesen. Die Wiener Kinder pflückten ihre Freude von den Strassen wie Äpfel von einem Baum. Sie mussten sich nur danach ausstrecken. Das Leben kannte keine Zeit, und sie fühlten sich unbesiegbar.

Fritz wurde von der schrillen Pfeife des Lagerältesten aus seinem angenehmen Traum gerissen. Seine Augen öffneten sich in Dunkelheit, und seine Nasenlöcher erwachten zum Gestank von dreihundert ungewaschenen Körpern und dreihundert muffigen, schweissgetränkten Uniformen. Sein Gehirn, das gerade noch Glück empfunden hatte, registrierte den Schock wie jeden Morgen vor Tagesanbruch.

Der Mann in der Koje unter ihm kletterte hinunter und zog seine Jacke an, zusammen mit dem Dutzend, die heute Kaffeedienst hatten. Fritz wickelte sich noch einmal fest in seine Decke, schloss die Au-

gen, liess sich auf den Strohsack sinken und jagte den letzten Fetzen seines Traumes nach.

Eineinhalb Stunden später wurde er wieder geweckt, als die Lichter im Schlafrum aufleuchteten. «Alle aufstehen!», bellte der Stuenälteste. «Auf, auf, auf!» Sekunden später sprossen aus den dreistöckigen Betten Beine, Arme, trübe Gesichter, die Männer kletterten, traten aufeinander und zogen ihre gestreiften Uniformen an. Fritz und sein Papa nahmen ihre Matratzen, schüttelten sie aus, falteten ihre Decken und zogen alles glatt. Nachdem die Männer sich im Waschhaus – vollgepackt mit den Bewohnern der sechs umliegenden Häuser – die Gesichter mit kaltem Wasser bespritzt und geschrubbt und ihre Schuhe mit der Buna-Schuhcreme aus einem geklauten Fass poliert hatten, stellten sie sich auf, um ihren Eichelkaffee entgegenzunehmen, der in riesigen Dreissig-Liter-Kanistern angeliefert wurde. Sie tranken ihn im Stehen; auf den Kojen zu sitzen war verboten. Diejenigen, denen es gelungen war, ein Stück Brot vom Vorabend aufzusparen, assen es jetzt und spülten es mit dem süssen, lauwarmer Kaffee hinunter. Der Blockälteste oder ein Beauftragter inspizierte ihre Kojen, Uniformen und Schuhe.

Die Atmosphäre war angenehmer als in jedem Block, in dem Fritz zuvor gewesen war. Die «Prominenten» von Block 7 liessen es sich so gut gehen, wie es unter den Umständen eben ging-

Um 5.45 Uhr, immer noch im Dunkeln, drängten sie sich nach draussen und bildeten Reihen vor dem Gebäude. Überall auf der Strasse strömten Häftlinge aus ihren Baracken, um von ihren Blockältesten gezählt zu werden. Nicht einmal die Kranken oder Toten waren entschuldigt – normalerweise brachte jeder Block jeden Morgen mindestens ein oder zwei Leichen mit. Sie wurden hinausgetragen und auf den Boden gelegt, um mit den anderen gezählt zu werden.

Die Tausenden von Häftlingen marschierten dann die Strasse ent-

lang auf den Appellplatz, der von Scheinwerfern beleuchtet wurde. Sie standen in Reih und Glied, jeder Mann auf seinem zugewiesenen Platz innerhalb seines Blocks, jeder Block an seinem zugewiesenen Platz neben den anderen. Die Kranken und Toten wurden mitgenommen und hinten abgelegt.

SS-Blockführer stapften die Kolonnen auf und ab, suchten nach Männern, die nicht geradestanden, zählten die Männer ihres Blocks und auch die Toten. Jeder Verstoss gegen die perfekte Ordnung – insbesondere, wenn er einen Zählfehler verursachte – führte zu Prügel. Wenn die Blockführer zufrieden waren, brachten sie ihre Meldungen an den Rapportführer, der auf seinem Podium stand. Während die Häftlinge weiter regungslos dastanden – egal wie kalt oder nass das Wetter war –, überprüfte er akribisch die gesamte Zählung.

Als Obersturmbannführer Schöttl auf den Platz kam, standen sie ungefähr eine Stunde lang in Alarmbereitschaft. Fritz sah vorsichtig zu, wie Schöttl auf das Podium stieg. Er hatte immer noch Angst, erkannt und aufgegriffen zu werden, eine Angst, die niemals ganz nachlassen würde.

Die jüngsten Ereignisse hatten ihn nervöser gemacht denn je. Während der letzten Tage des Grabner-Regimes im September war unter den Gefangenen ein Informant entdeckt worden.¹ Die Gestapo war ständig auf der Suche nach subversiven Aktivitäten, und die Widerstandskämpfer mussten sehr wachsam sein. Ein Häftling, der bei der Gestapo in Monowitz arbeitete, hatte den Kapo Boleslaw «Bolek» Smolinski als Informanten für SS-Hauptscharführer Taute identifiziert. Smolinski war ein fanatischer Antisemit mit einer besonderen Abneigung gegen Kommunisten.

Diese wichtige Information wurde unter den Widerstandskämpfern diskutiert. Curt Posener (bekannt als Cupo), einer der alten Buchenwälder, wies darauf hin, dass Smolinski mit dem für den Krankenbau verantwortlichen Lagerältesten befreundet sei. Da gerade der Krankenbau ein wichtiger Knotenpunkt des Widerstands war, wur-

den sie durch derlei Umstände entsetzlich geschwächt. Cupo hat mit Erich Eisler und Stefan Heymann darüber gesprochen. Eisler schlug vor, dass sie versuchen sollten, mit Smolinski zu sprechen, um ihn zur Vernunft zu bringen und womöglich umzudrehen. Stefan und Cupo hatten sich energisch gegen diese gefährliche Idee ausgesprochen. Trotzdem ignorierte Eisler die Warnungen und sprach mit Smolinski. Die Reaktion kam augenblicklich – Smolinski ging direkt zur Gestapo. Sofort wurden Erich Eisler und Curt Posener verhaftet und zusammen mit sechs anderen, darunter Walter Petzold und Walter Windmüller, die beide hoch angesehene Funktionshäftlinge und Widerstandskämpfer waren, nach Auschwitz I gebracht. Sie wurden in den Todesblockbunker gebracht und tagelang verhört und gefoltert. Smolinski wurde mit ihnen festgehalten.

Schliesslich kehrten Curt Posener und einer der anderen nach Monowitz zurück, böse zugerichtet und körperlich gebrochen. Wie Fritz hatten sie sich der Folter widersetzt und keine Informationen preisgegeben. Smolinski wurde ebenfalls freigelassen und nahm seine Position wieder ein. Walter Windmüller erlag seinen Verletzungen und starb im Bunker. Der arme Erich Eisler, der sich durch das Gespräch mit Smolinski als Widerstandskämpfer zu erkennen gegeben hatte, wurde an die schwarze Wand gestellt und erschossen.² Eisler hatte sich ganz dem Wohl der anderen Menschen verschrieben. Bevor er selbst eingesperrt wurde, arbeitete er für die Rote Hilfe, eine sozialistische Organisation, die die Familien von Häftlingen versorgte.³ Am Ende wurde ihm ausgerechnet seine Menschlichkeit zum Verhängnis. Er glaubte, er könne einen Mann wie Smolinski dazu überreden, sich anständig zu verhalten.

«Achtung! Mützen ab!», brüllte die Stimme eines SS-Mannes aus dem Lautsprecher. Fünftausend Hände zogen die Mützen ab und steckten sie ordentlich zusammengefaltet unter die Achsel. Sie stan-

den stramm, während Schöttl die Listen überprüfte und Neuankömmlinge, Todesfälle, Selektionen und Arbeitsaufträge feststellte.

Endlich: «Mützen auf! Arbeitskolonnen, marsch!»

Der Appell löste sich in Chaos auf, als sich jeder Mann zu seiner zugewiesenen Kolonne bewegte. Die Gruppen wurden von ihren Kapos gezählt. Sie marschierten die Strasse entlang zum Haupttor, das aufschwang. Viele waren schwach und müde, am Ende ihrer Kräfte. Es würde nicht mehr lange dauern, dann würde man sie nach Birkenau schicken oder ihre Leichen würden beim Appell mitgezählt.

Während die Kolonnen vorbeimarschierten, spielte das Gefangenenorchester in seinem kleinen Gebäude neben dem Tor schmissige Melodien. Dirigent war ein niederländischer Politiker, ein deutscher Roma spielte Geige, der Rest waren Juden aus verschiedenen Nationen. Fritz fiel auf, dass sie nie deutsche Lieder zu spielen schienen – nur österreichische Märsche aus der Kaiserzeit. Sein Papa hatte einst auf dem Paradengelände von Wien und Krakau zu diesen Melodien exerziert und war unter diesen Klängen in den Krieg gezogen. Das Lagerorchester bestand aus lauter guten Musikern; manchmal erlaubte Schöttl ihnen am Sonntag, ein Konzert für die privilegierten Gefangenen zu geben. Es war ein surrealer Anblick – die bunt gekleideten Musiker, die vor einem Publikum stehender Gefangener klassische Musik spielten, während die SS-Offiziere seitlich auf Stühlen sassen und ebenfalls zuhörten.

Der Himmel wurde hell, als sie die Strasse entlang zum Kontrollpunkt vor den Toren der Buna-Werke marschierten, jede Kolonne von einem SS-Mann und mehreren Wachen eskortiert. Je nachdem, wo im Fabrikkomplex sie arbeiteten, mussten einige von ihnen noch bis zu vier Kilometer weit marschieren, dann folgten eine zwölfstündige Schicht und ein vier Kilometer langer Rückmarsch. Und weitere Stunden Appell bei Kälte und Regen unter dem Flutlicht.

Fritz ging zu seiner Arbeit in die Lagerhalle und begann einen

weiteren trüben, aber sicheren Tag, an dem er seine Vorräte durch die Gegend schob. Er konnte nicht wissen, dass sich gerade heute eine Veränderung seines Daseins abzeichnete.

Er unterhielt sich mit einem anderen jüdischen Gefangenen, als einer der deutschen zivilen Schweisser, die zufällig in der Nähe waren, ihr Gespräch aufgriff.

«Schön, dass hier Deutsch gesprochen wird», sagte er. «Seit ich hier arbeite, habe ich noch nicht viele Deutsche getroffen. Die meisten von euch sind Polen oder andere Ausländer.»

Fritz sah den Mann überrascht an. Er war ziemlich jung und bewegte sich lahm und stockend.

Der Mann warf einen Blick auf ihre Uniformen. «Warum seid ihr hier?», fragte er.

«Wie bitte?»

«Was für ein Verbrechen habt ihr begangen?»

«Verbrechen?», fragte Fritz. «Wir sind Juden.»

Er musste sich mehrmals wiederholen, um sich verständlich zu machen. Der Mann war verwirrt. «Aber der Führer würde doch niemals jemanden einsperren, der nichts falsch gemacht hat», sagte er.

«Das hier ist das Konzentrationslager Auschwitz», sagte Fritz. «Weisst du, wofür Auschwitz steht?»

Der Mann zuckte mit den Schultern. «Ich war an der Ostfront. Ich habe keine Ahnung, was zu Hause los ist.» Das erklärte sein Hinken – er war verwundet und ausgemustert worden.

Fritz zeigte auf sein Abzeichen. «Das hier ist der Judenstern – das Zeichen für Juden.»

«Ich weiss, was das ist. Aber dafür wird man doch nicht in ein Lager gesteckt.»

Es war unglaublich. Und es war ärgerlich. «Doch, natürlich!»

Der Mann schüttelte ungläubig den Kopf. Fritz wurde allmählich ungehalten. So viel Blindheit war verblüffend – durchaus möglich, dass der Mann die Verschlimmerung der Situation seit 1941 an der Front verpasst hatte, aber wo war er seit 1933 gewesen, als die Ver-

folgen begannen, oder 1938, als die Pogromnacht stattfand? Glaubte er, dass alle Juden freiwillig ausgewandert waren?

Es war gefährlich, mit einem Deutschen zu streiten, also gab Fritz es auf, ihn zu überzeugen.

Später an diesem Tag kam der Mann wieder auf ihn zu. «Wir müssen alle an einem Strang ziehen, weisst du», sagte er. «Wir müssen alle das Vaterland verteidigen und für das Gemeinwohl arbeiten – auch ihr.»

Fritz biss sich auf die Zunge. Der Mann redete von Haltung und Pflicht und Vaterland, bis Fritz es nicht mehr aushielt. «Siehst du nicht, was hier vor sich geht?», fragte er wütend und machte eine ausholende Geste, die sich auf alles bezog, die Fabriken, Auschwitz, das ganze System. Dann ging er weg.

Doch der Zivilist, verwirrt von Fritz' Verhalten, liess ihn nicht in Ruhe. Den ganzen Tag kam er immer wieder auf Fritz zu. Pflicht und Vaterland waren die wiederholten Themen, und immer wieder erklärte er, sie seien doch sicher aus gutem Grund hier eingesperrt. Doch Fritz spürte, dass er trotz aller Beharrlichkeit jedes Mal weniger sicher klang.

Schliesslich verstummte er und schweisste die nächsten Tage, ohne zu sprechen. Dann näherte er sich eines Morgens Fritz, reichte ihm heimlich ein Stück Brot und eine grosse Wurst und ging davon.

Das Brot war ein halber Laib Wecken, ein österreichisches Brot aus sehr feinem Mehl. Fritz riss ein Stück ab und steckte es in den Mund. Es war die reine Glückseligkeit, ganz anders als das Kommissbrot, das sie im Lager bekamen. Ein Hauch von Heimat und Himmel, der Erinnerungen an die Bissen weckte, die er und seine Freunde am Ende des Tages in der Bäckerei Anker zugesteckt bekommen hatten. Er versteckte das Brot zusammen mit der Wurst, um beides zurück ins Lager zu schmuggeln, wo er es mit seinem Vater und seinen Freunden teilen konnte.

Ein oder zwei Stunden später kam der Zivilist wieder vorbei und blieb stehen. «Es sind nicht viele Deutsche hier», sagte er. «Es ist schön, jemanden zu haben, mit dem man reden kann.» Er zögerte, und auf einmal nahm sein Gesicht einen besorgten Ausdruck an, den Fritz zuvor noch nicht bemerkt hatte. «Ich habe etwas gesehen», sagte er verlegen. «Heute Morgen auf dem Weg zur Arbeit.» Sichtlich aufgebracht beschrieb er, dass er die Leiche eines Gefangenen gesehen hatte, der im Elektrozaun des Lagers Monowitz hing. Selbst als Veteran von der Ostfront, dem Gräuël durchaus nicht fremd waren, wirkte er erschüttert. «Sie sagen, es war Selbstmord. Sie sagen, das passiert hin und wieder.»

Fritz nickte. «Ziemlich oft sogar. Die SS lässt die Leichen ein paar Tage hängen, um uns einzuschüchtern.»

Die Stimme des Mannes zitterte. «Dafür habe ich nicht gekämpft», sagte er. Jetzt standen ihm Tränen in den Augen. «Dafür nicht. Damit will ich nichts zu tun haben.»

Fritz war verblüfft – ein deutscher Soldat, der um einen toten KZ-Häftling weinte? Nach Fritz Erfahrung waren die Deutschen – ob Soldaten, Polizisten, SS oder Dreiecksgefangene – alle gleich. Die einzigen Ausnahmen waren die sozialistischen politischen Gefangenen. Die anderen waren gefühllos, bigott und brutal.

Der Mann fing an, Fritz seine Geschichte zu erzählen. Sein Name war Alfred Woche. Er stammte aus Bayern, war aber mit einer Wienerin verheiratet und lebte in Wien – daher der Wecken. Fritz erwähnte nicht, dass er ebenfalls aus Wien stammte; stattdessen hörte er zu, wie Woche über den Dienst in der Wehrmacht an der Ostfront sprach, wie er mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden war und den Rang eines Unteroffiziers erreicht hatte. Nach seiner schweren Verwundung war er auf unbestimmte Zeit nach Hause geschickt worden. Er war noch nicht aus der Armee entlassen, aber er würde

nie wieder aktiven Dienst tun können. Da er gelernter Schweisser war, hatte man ihn als zivile Arbeitskraft zur IG Farben geschickt.

Fritz kam der Gedanke, dass Woche ein nützlicher Ansprechpartner sein könnte. Am Abend war er wieder im Lager und ging in den Krankenbau, um mit Stefan Heymann darüber zu sprechen. Er beschrieb Alfred Woche und wiederholte alles, was er gesagt hatte. Stefan war unsicher. Er riet Fritz, vorsichtig zu sein – man konnte den Deutschen nicht trauen, vor allem nicht einem Veteranen aus Hitlers Armee. Nach der Sache mit Smolinski waren die Widerstandsleute potenziellen Informanten gegenüber misstrauischer denn je. Und als Fritz sich das letzte Mal mit einem Zivilisten angefreundet hatte, hatte es ihn fast das Leben gekostet – ganz zu schweigen davon, dass er seinen Freunden und seinem Vater jede Menge Kummer bereitet hatte.

Fritz verstand das nur zu gut. Er wusste, dass man Woche nicht so ohne Weiteres trauen konnte. Aber irgendwie – vielleicht war es das Wiener Brot oder die offensichtliche Betroffenheit des Mannes über den toten Gefangenen – konnte Fritz nicht anders. Er machte sich wieder an die Arbeit und sprach trotz Stefans Rat und wider besseres Wissen weiter mit dem Soldaten.

Es war ohnehin schwer, ihm aus dem Weg zu gehen. Woche kam immer wieder zu Fritz, entweder um ihm sein Herz auszuschütten oder weil er etwas über Auschwitz wissen wollte. Fritz kam es verdächtig vor, als wollte der Mann ihn aushorchen. Das Vernünftigste wäre gewesen, sich von ihm abzuwenden und sich zu weigern, überhaupt zuzuhören. Aber er antwortete, ohne ins Detail zu gehen, mit Fakten über Auschwitz. Woche brachte Exemplare des *Völkischen Beobachters* mit, der Parteizeitung der Nazis, um Fritz zu zeigen, was in Deutschland vor sich ging. Fritz hatte nichts dagegen – jede Zeitung hatte einen Wert im Lager, und wenn man es genau nahm, war nichts besser geeignet als der *Beobachter*, um Juden den Arsch

zu wischen. Noch willkommener waren die Geschenke von Brot und Wurst. Eines Tages bot Wocher aus heiterem Himmel an, Briefe für Fritz zu übermitteln. Wenn es jemanden in der Aussenwelt gab, mit dem er in Kontakt treten wollte, würde Wocher die Briefe mitnehmen.

Also doch eine Falle. Zumindest schien es so. Die Versuchung, in Wien mit Verwandten in Kontakt zu treten – und hoffentlich herauszufinden, was aus seiner Mutter und Herta geworden war –, war ausserordentlich gross. Sein Instinkt riet Fritz, den Mann auf irgendeine Weise zu testen. Aber was nützte das? Wenn Wocher ein Nazi-spitzel wäre, was würde es ihm nützen, das zu beweisen? Er würde auf jeden Fall im Bunker landen.

Fritz besprach die Angelegenheit noch einmal mit Stefan Heymann. In dem Wissen, dass Fritz ohnehin seinen eigenen Weg gehen würde, sagte Stefan ihm, dass es allein an ihm läge. Er könne ihm nicht helfen.

Wenig später erwähnte Wocher, dass er in Urlaub gehen würde. Das war die Gelegenheit für Fritz; Wocher hatte davon gesprochen, dass er auf dem Weg nach Wien über Brünn und Prag fahren würde. Am nächsten Tag kam Fritz mit Briefen zur Arbeit, die an fiktive Adressen in beiden Städten gerichtet waren, und behauptete, er habe dort Verwandte. Wocher nahm sie bereitwillig an sich und versprach, sie persönlich abzugeben. Er würde sie nicht der Post anvertrauen, die der Zensur unterlag. Fritz vermutete, dass Wocher sich nicht die Mühe machen würde, die Briefe zuzustellen, wenn er ein Spitzel wäre. Also würde er auch nicht herausfinden, dass die Adressen falsch waren.

Als Wocher ein paar Tage später wieder zur Arbeit erschien, war er stinkwütend. Er hatte versucht, beide Briefe zuzustellen, und keine der Adressen gefunden. Jetzt nahm er an, Fritz hätte ihn betrogen, um ihn zum Narren zu halten, und war ebenso verletzt wie wütend.

Fritz entschuldigte sich und verbarg seine Freude und Erleichterung. Er war sich jetzt fast sicher, dass Woche kein Spitzel war.

Er begann mehr darüber zu erzählen, was in Auschwitz wirklich geschah, und beschrieb, wie Juden mit Transporten aus Deutschland, Polen, Frankreich, den Niederlanden und den Ländern im Osten kamen. Er erzählte von den Selektionen in Birkenau; wie Kinder, Alte, Invaliden und die meisten Frauen in die Gaskammern geschickt wurden, während die anderen Sklavenarbeit verrichten mussten. Woche hatte selbst einiges gesehen; jetzt verstand er die langen Züge mit geschlossenen Waggonen, die er gesehen hatte, als sie entlang der Südostbahn an Monowitz vorbei in Richtung Auschwitz gefahren waren. In den Fabrikhallen hatte er gehört, wie Zivilisten über solche Dinge gesprochen hatten, und begriff allmählich, dass er an der Front viel versäumt hatte.⁴

Es war schwer zu übersehen, was passierte. Wie ein metastasierender Krebs breitete sich Auschwitz aus und wuchs. Umfassende Veränderungen und Erweiterungen waren eingeleitet worden, und Auschwitz III-Monowitz war nun das Verwaltungszentrum einer wachsenden Zahl von Nebenlagern, die im gesamten ländlichen Raum rund um die Buna-Werke aus dem Boden schossen. Lagerleiter Schöttl hatte einen Kommandanten als Vorgesetzten bekommen, Hauptsturmführer Heinrich Schwarz, einen blassen Mann mit ausdruckslosen Augen, der Gefangene gern selbst schlug und ermordete und sich dabei in schäumende Wut hineinsteigerte. Schwarz widmete sich hingebungsvoll der Endlösung und wütete gegen Berlin, wenn der Strom der Juden nach Auschwitz von Zeit zu Zeit nachliess.⁵

Neue Transporte für die IG-Farben-Nebenlager kamen jetzt manchmal direkt nach Monowitz, und Fritz sah zum ersten Mal mit eigenen Augen, was er zuvor nur gehört hatte – die verwirrten Menschen, die aus den Güterwagen getrieben wurden, mit Gepäck beladen. Männer, Frauen und Kinder, die dachten, sie würden hierher

umgesiedelt.⁶ Viele fürchteten sich, andere freuten sich und waren erleichtert, nach Tagen in den stickigen Wagen ihre Freunde in der Menge wiederzufinden. Die gesunden Männer wurden von den anderen getrennt und ins Lager gebracht, während die Frauen, Kinder und älteren Menschen wieder in den Zug stiegen, der weiter nach Birkenau fuhr.

In Monowitz wurden die Männer gezwungen, sich auf dem Appellplatz auszuziehen. Viele versuchten, wertvolle Besitztümer aufzubewahren, aber die Sachen wurden fast immer gefunden. Alles wurde zum Sortieren und Durchsuchen in den Speicherblock «Kanada» gebracht (das als reiches Land galt). Die Kolonne, die für den Umgang mit den Wertsachen verantwortlich war und unter strenger Aufsicht der SS arbeitete, durchsuchte alles Gepäck wie Goldsucher und hielt nach versteckten Wertsachen Ausschau?

Fritz interessierte sich besonders für Neuankömmlinge aus dem Getto in Theresienstadt, von denen viele ursprünglich aus Wien stammten. Er fragte sie nach Neuigkeiten von zu Hause, aber die Menschen hatten wenig zu erzählen. Aktuellere Nachrichten kamen, wenn Transporte direkt aus Wien eintrafen. Praktisch alle registrierten Juden waren jetzt aus der Stadt verschwunden, und die Nazibehörden hatten begonnen, auch sogenannte Mischlinge zu deportieren – Menschen, die aus Ehen von Juden und «Ariern» hervorgegangen waren und deshalb zu keiner der beiden Gruppen gehörten. Frustrierenderweise konnte ihm niemand etwas über seine Verwandten und Freunde erzählen – falls noch welche am Leben waren.

Als Alfred Wocher erwähnte, dass er in Kürze in Urlaub nach Wien fahren würde, sah Fritz seine Chance. Er hatte das Gefühl, ihm jetzt vertrauen zu können, und hoffte, dass das Vertrauen erwidert wurde. Fritz gab ihm die Adresse seiner Tante Helene, die in Wien-Döbling lebte, einem wohlhabenden Vorort auf der anderen Seite des

Donaukanals. Sie hatte einen «Arier» geheiratet und war christlich getauft worden. Helenes Ehemann war inzwischen Offizier in der Wehrmacht, und bis jetzt war sie vor den Nazis verschont geblieben. Ihr Sohn Viktor war der Cousin, von dem Kurt das Jagdmesser bekommen hatte. Anstatt einen Brief zu schreiben, gab er Fritz Woche eine mündliche Nachricht mit. Er informierte seine Tante lediglich, dass er und sein Papa noch am Leben waren, und bat sie, die Nachricht an andere überlebende Verwandte weiterzuleiten. Woche nahm die Adresse mit und machte sich auf den Weg.

Ein paar Tage später war er wieder da. Seine Mission war nicht viel erfolgreicher gewesen als die erste. Die Adresse war zwar echt, aber die Dame, die ihm die Tür geöffnet hatte, war entschieden unfreundlich gewesen – sie hatte geaugnet, jemanden mit Namen Kleinmann zu kennen, und Woche die Tür vor der Nase zugeschlagen.

Fritz war verwirrt und befragte Woche eingehend. War er sicher, dass er an die richtige Adresse gegangen war? Schliesslich entdeckte er, was schiefgelaufen war. Ihm war nicht klar gewesen, dass Alfred Woche ausserhalb der Fabrik seine Armeeuniform trug. Als er so vor Tante Helenes Haustür aufgetaucht war und nach ihren jüdischen Verwandten gefragt hatte, war die arme Frau wahrscheinlich zu Tode erschrocken gewesen. In Wirklichkeit war es noch schlimmer, als Fritz vermutet hatte. Helenes Mann, der Offizier, war gefallen, und sie fühlte sich furchtbar schutzlos ohne ihn.

Zumindest eines war aber klar: Fritz vertraute Alfred Woche jetzt voll und ganz.

Als Woche zur Weihnachtszeit wieder nach Wien fuhr, versorgte ihn Fritz mit weiteren Adressen einiger nichtjüdischer Freunde seines Vaters aus der Nachbarschaft um den Karmelitermarkt. Er gab ihm auch die Adresse der alten Wohnung Im Werd und einen Brief für seine Mutter mit.⁸ Trotz allem wollte Fritz die Hoffnung nicht ganz aufgeben. Er wollte einfach glauben, dass sie und Herta gesund

und munter waren. Jemand musste doch wissen, wo sie waren und wie es ihnen ging!

Die Leopoldstadt hatte ihre Seele verloren. Ehemals jüdische Läden standen immer noch leer, Geschäfte waren mit Brettern vernagelt, Häuser blieben unbewohnt. Als Alfred Wocher die Treppe des Hauses Im Werd 11 hinaufstieg, stand die Hälfte der Wohnungen leer.⁹ So viel zu der Behauptung der Nazis, die Juden würden den «echten Deutschen» knappen Lebensraum wegnehmen.

Als er an der Tür der Wohnung Nummer 16 anklopfte, öffnete ihm niemand. Die Tür war wahrscheinlich nicht geöffnet worden, seit Tini Kleinmann im Juni 1942 den Schlüssel im Schloss umgedreht hatte. Wocher erkundigte sich in einigen anderen Wohnungen und traf schliesslich auf einen Mann namens Karl Novacek, der mit Gustav befreundet gewesen war. Karl, der als Filmvorführer arbeitete, war einer der wenigen «arischen» Freunde, die den Kleinmanns während der nationalsozialistischen Verfolgungen die Treue gehalten hatten. Er war überglücklich zu erfahren, dass Gustav und Fritz noch lebten.¹⁰

Und er war nicht der Einzige. In derselben Strasse wohnten noch andere echte Freunde – Olga Steyskal, eine Ladenbesitzerin, die eine Wohnung im Nachbargebäude hatte, und der Schlosser Franz Kral. Ihre Reaktion war die gleiche wie die von Karl. Als sie die Nachricht horten, eilten die drei Freunde über die Strasse zum Markt und kamen mit Essenskörben zurück, die Wocher nach Auschwitz bringen sollte. Die Nachricht erreichte auch Fritz Cousine Karoline Smlak – Lintschi, wie sie genannt wurde –, die ein paar Strassen weiter wohnte. Lintschi war durch Heirat «Arierin» geworden, und im Gegensatz zu der armen Tante Helene in Döbling hatte sie keine Bedenken, ihre jüdischen Verbindungen zuzugeben. Sie stellte ein Pa-

ket mit Lebensmitteln zusammen und schrieb einen Brief mit Fotos ihrer Kinder. Olga schrieb Gustav ebenfalls einen Brief; sie hatte ihn immer sehr gemocht, so wie er sie mochte. Es könnte zwischen ihnen gefunkt haben, wenn er nicht schon verheiratet gewesen wäre.

Es war verrückt: Ein paar «arische» Freunde und eine konvertierte Jüdin statteten einen bayerischen Soldaten in Wehrmachtsuniform mit Armen voller Geschenke für zwei Juden in Auschwitz aus. Es war auf seltsame Weise schön, aber es stellte Woche vor ein grosses Problem: Die Lebensmittelpakete füllten zwei Koffer. Es würde eine ziemliche Herausforderung sein, Fritz das alles sicher zu übergeben.

Zurück in Auschwitz, schmuggelte er die Geschenke schrittweise in die Fabrik und gab sie weiter. Das Essen war sehr willkommen, aber noch kostbarer für Fritz waren die Nachrichten von Lintshi und ihren Freunden. Er fragte inständig nach seiner Mutter und seiner Schwester, aber Woche schüttelte den Kopf. Alle, mit denen er gesprochen hatte, hatten dasselbe gesagt – Tini Kleinmann und ihre Tochter waren ins Reichskommissariat Ostland deportiert worden, und seitdem hatte niemand mehr etwas von ihnen gehört.

Fritz war bitter enttäuscht. Aber er klammerte sich weiter an die schwache Hoffnung, dass sie lebten. Seine Tanten Jenni und Bertha waren im vergangenen September mit einem der letzten Transporte von Wien nach Minsk deportiert worden. Jenni hatte nur ihre sprechende Katze, aber Bertha hatte eine Tochter und einen Enkel zurückgelassen.¹¹

Fritz teilte das meiste Essen mit seinen Arbeitskollegen und brachte den Rest zusammen mit den Briefen zu seinem Papa. Trotz der schlimmen Nachrichten über Tini und Herta machte es Gustav Mut, von seinen lieben Freunden zu hören. Seine Natur lehnte sich dagegen auf, die Hoffnung aufzugeben, und es machte ihm Freude zu glauben, dass er an Menschen schreiben konnte, die er liebte.

Gustl Herzog und Stefan Heymann reagierten sehr reserviert, als Fritz ihnen erzählte, was er getan hatte. Trotz seines eigenen Vertrauens in die Vertrauenswürdigkeit von Alfred Wocher war insbesondere Stefan zutiefst misstrauisch. Er warnte Fritz vor weiterem Kontakt mit dem Deutschen.

Fritz blieb bei seiner Linie. Sein Respekt vor Stefan war gross, aber die Sehnsucht nach der alten Welt und seiner Familie war grösser.

Fern von der Heimat

Liebeste Olly!», schrieb Gustav. «Deinen mir so lieben Brief mit viel Dank erhalten und ihr müsst schon verzeihen, dass ich so lange kein Zeichen von mir und Fritzi gegeben habe ... aber ich musste viel Rücksicht nehmen um euch keine Ungelegenheiten zu machen, für dein liebes Paket danke ich dir sowie Franzl vielfach und freute mich, dass ich fern von der Heimat noch so liebe und gute Freunde habe.»¹

Es war der dritte Tag des neuen Jahres 1944, und ein Hauch von Hoffnung lag in der Luft. Sein Bleistift fuhr schnell über das quadratische Skizzenpapier.

«Glaube mir liebe Olly, habe die ganzen Jahre immer an die schönen Stunden mich erinnert, die ich mit dir und allen deinen Lieben verbracht habe und habe euch nie vergessen, was mich und Fritzi angeht, so waren manche Jahre schwer, aber meiner Willenskraft und meiner Tatkraft habe zu verdanken, dass immer oben war und auch weiter so bleiben möge.... Sollte es mir vergönnt sein und wieder in deinem und deiner lieben Kreise erscheinen so werde das gutmachen, was ich früher unterlassen habe, was meine Angehörigen betrifft, so habe seit 2½ Jahren gar keine Nachricht, grad nur von Wilczek und meiner Nichte ... aber deswegen habe ich mir nie graue Haare wachsen lassen, denn einmal gibt es doch ein Wiedersehen. Was mich angeht, so bin ich, liebe Olly, noch immer der alte Gustl und gedenke auch weiter zu bleiben ... Jedenfalls nehme die Versicherung liebste dass ich wo ich auch immer bin an Dich denke, sowie

an alle meinen lieben Bekannten, jetzt schliesse mit den Innigsten Grüßen und Küssen Dein Gustl und Fritz.»²

Gustav faltete die Blätter zusammen und steckte sie in einen Umschlag. Fritz würde den Brief am nächsten Morgen in die Fabrik schmuggeln und an seinen deutschen Freund weitergeben. Wieder einmal hatte sein Junge sich selbst übertroffen, was Mut und Initiative anging. Er war einfach nicht aufzuhalten. Gustav konnte nur hoffen, dass er sich nicht wieder in Schwierigkeiten brachte.

Fritz nahm im Laufe der Wochen Briefe von anderen Wiener Häftlingen für Fredl Wochoer entgegen – meist Juden mit «arischen» Ehefrauen. Sie achteten darauf, so zu schreiben, dass weder der Absender noch der Empfänger belastet würden, wenn sie von der Gestapo abgefangen würden.

Das Weitergeben von Briefen war nicht die einzige Möglichkeit, mit der Fritz das System zum Wohle seiner Kameraden unterwanderte. Der Prämienhandel war ein anderer.

Auschwitz hatte Prämien­scheine für vorbildliche Arbeiter eingeführt. Sie standen nur «arischen» Gefangenen aus hochrangigen Berufen zu³ und konnten in der Gefangenenkantine gegen Luxusartikel wie Tabak oder Toilettenpapier eingetauscht werden. Das System – so Himmlers Idee – sollte die Produktivität steigern, aber in der Praxis nutzten Kapos die Gutscheine oft, um besondere Gefälligkeiten statt guter Arbeit zu belohnen.⁴

Für viele war die Hauptattraktion der Gutscheine, dass sie für Besuche im Lagerbordell verwendet werden konnten. Diese Einrichtung war eine weitere von Himmlers Initiativen zur Steigerung der Produktivität. Das Bordell befand sich, umgeben von einem Stacheldrahtzaun, in der Nähe der Lagerküchen und wurde euphemistisch als «Frauenblock» bezeichnet.⁵

Die Frauen waren Häftlinge aus Birkenau – deutsche, polnische, tschechische, keine von ihnen jüdisch –, die sich auf das Versprechen hin «freiwillig gemeldet» hatten, dass sie zu gegebener Zeit ihre Freiheit erhalten würden. Es gab eine Warteliste für Freier im Bordell, und nur «arische» Gefangene mit Prämienscheinen konnten sich bewerben. Jeder Freier bekam eine Spritze gegen Geschlechtskrankheiten, bevor ein SS-Mann ihm eine Frau und ein Zimmer zuwies. Tagsüber, wenn das Bordell geschlossen war, konnte man die Frauen manchmal ausserhalb des Lagers spazieren sehen, jeweils von einem Blockführer eskortiert.

Als offizieller «Arier» erhielt Gustav Prämienscheine, die er jedoch nur wenig nutzte. Lagerleiter Schöttl, der einen perversen Geschmack hatte, liess sich von den ausführlichen Beschreibungen der Häftlinge über ihre Besuche bei den Frauen aufheizen. Obwohl er mehrmals versuchte, Gustav zu einem Besuch im Bordell zu überreden, lehnte dieser es immer ab und wies auf sein fortgeschrittenes Alter hin. (Er war erst zweiundfünfzig, aber nach Lagermassstäben war er ein echter Graubart. Fast niemand lebte so lange.)

Da er auch nicht rauchte, brauchte Gustav seine Gutscheine nicht wirklich und gab sie an Fritz weiter, der auf dem Schwarzmarkt damit Handel trieb.

Fritz pflegte Bekanntschaft mit den Kapos, die für die Küche und das Geschäft in «Kanada» zuständig waren, wo die den Häftlingen gestohlenen Gegenstände aufbewahrt wurden. Beide Männer waren zutiefst korrupt, und beide waren geradezu süchtig auf das Bordell. Als Gegenleistung für die Gutscheine erhielt Fritz Brot und Margarine aus der Vorratskammer und wertvolle Kleidung aus «Kanada»: Pullover, Handschuhe, Schals und alles, was warm war. Er brachte seine Beute zurück in den Block und teilte sie mit seinem Vater und seinen Freunden.

Fritz war sich unbehaglich bewusst, dass sein Handel von der Ausbeutung der Frauen im Bordell abhing. In einem so feindlichen Um-

feld ging jeder Akt der Menschenfreundlichkeit auf Kosten des Leidens anderer. Irgendwann wurden die Frauen durch eine neue Gruppe jüngerer polnischer Mädchen ersetzt. Die ursprüngliche Gruppe, die um der vermeintlichen Entlassung in die Freiheit willen monatelange Demütigungen erlitten hatte, wurde nach Birkenau zurückgeschickt. Keine der Frauen kam frei.⁶

Im Frühjahr und Frühsommer 1944 gab es eine spürbare Veränderung im Charakter von Auschwitz. Gustav vermerkt in seinem Tagebuch, dass Monowitz ständig neue Gefangene erhielt, alles junge ungarische Juden. Sie brachten eine hohläugige Melancholie mit ins Lager, aber auch Nachrichten aus dem Osten, die nach Gustavs Einschätzung darauf hindeuteten, dass der Krieg für die Deutschen sehr schlecht lief.

Im März war Deutschland in das frühere Bündnisland Ungarn einmarschiert. Die ungarische Regierung war alarmiert über den Zusammenbruch der deutschen Streitkräfte an der Ostfront und die Wahrscheinlichkeit einer angloamerikanischen Invasion in Nordwesteuropa und hatte den Alliierten geheime Friedensversprechen gemacht. In den Augen der Deutschen war dies ein unverzeihlicher Verrat. Hitler reagierte mit rasendem Zorn, überfiel das Land und übernahm die Kontrolle über die Armee.

In Ungarn lebten rund siebenhundertfünfundsechzigtausend Juden.⁷ Ihr Leben war von Ausgrenzung und Antisemitismus geprägt gewesen, aber bisher waren verhältnismässig wenige verfolgt worden.⁸ Jetzt, von einem Tag auf den anderen, trieb man sie in die Massengräber.

Die systematische Verfolgung begann am 16. April, dem ersten Tag des Pessachfestes, an dem traditionell die Befreiung aus der Knechtschaft gefeiert wird.⁹ Von der ungarischen Gendarmerie ver-

stärkte Einheiten der Einsatzgruppen trieben Hunderttausende Juden in provisorische Lager und Gettos. Es ging schnell, effizient und grausam vor sich. Die SS entsandte ihre zwei erfahrensten Offiziere, um das Kommando zu übernehmen: Adolf Eichmann, der seine Erfahrungen bei der Deportation der Juden aus Wien einbringen konnte; und Rudolf Höss, der ehemalige Kommandant von Auschwitz.

Die ersten Transporte mit dreitausendachthundert jüdischen Männern und Frauen verließen Ungarn Ende April in Richtung Auschwitz. Bei der Ankunft gingen die meisten sofort in die Gaskammern.¹⁰ Sie waren das erste Rinnsal, das eine Flut von Menschen ankündigte. Zur Steigerung der Effizienz wurde die «alte Judenrampe» in Oswięcim durch einen hastig ins Lager Birkenau verlegten Schienenstrang und eine fast einen halben Kilometer lange Entladerampe ersetzt.

Gustav lernte später einige der ungarischen Frauen kennen, die an dieser Rampe in Auschwitz angekommen waren, sie schilderten ihm ausführlich, was passiert war.

Am Dienstag, dem 16. Mai, wurde das gesamte Lager Birkenau abgesperrt. Die Häftlinge wurden in ihren Baracken unter Bewachung eingeschlossen. Die einzigen Ausnahmen waren das Sonderkommando und zynischerweise das Lagerorchester. Kurz darauf fuhr ein langer Zug dampfend und kreischend durch den Torbogen im gemauerten Torhaus und hielt an der Rampe an. Die Türen öffneten sich, und aus jedem Wagen quollen ungefähr hundert Menschen heraus: Alte und Junge, Frauen, Männer, Kinder, Säuglinge. Kaum jemand hatte die geringste Ahnung, an was für einen Ort sie gekommen waren, und viele stiegen erleichtert aus, müde und desorientiert, aber voller Hoffnung.¹¹ Als sich die gestreiften Uniformen des Sonderkommandos unter ihnen bewegten, hatten sie keine Angst. Der Klang der Musik vom Orchester trug zur Atmosphäre der Harmlosigkeit bei.

Dann kam die Selektion. Alle über Fünfzigjährigen, alle, die hink-

ten oder krank waren, Kinder, ihre Mütter und Väter, schwangere Frauen, sie alle wurden zur einen Seite geschickt. Gesunde Männer und Frauen zwischen sechzehn und fünfzig Jahren – etwa ein Viertel der Gesamtzahl – kamen auf die andere Seite. Im Laufe des Tages kamen zwei weitere Züge aus Ungarn an. Zwei weitere Selektionen fanden statt, Tausende von Seelen, die nach links oder rechts geschickt wurden. Wer als arbeitsfähig eingestuft wurde, galt als «Transitjude» und wurde in einen Abschnitt des riesigen Lagers geschickt. Die anderen wurden zu den niedrigen Gebäuden zwischen den Bäumen am Ende der Gleise getrieben, wo Tag und Nacht übelriechender Rauch aus den Kaminen quoll.¹²

Etwa fünfzehntausend ungarische Juden kamen an diesem Tag nach Birkenau. Die genaue Zahl der Ermordeten wurde niemals bekannt, da keiner von ihnen – weder die Toten noch die Versklavten – jemals als Häftling in Auschwitz registriert wurde oder eine Nummer erhielt.¹³ Auch diejenigen, die den Arbeitslagern zugeteilt wurden, sollten nicht lange überleben.

Es war der Beginn einer monströsen Eskalation, die den Höhepunkt – oder vielmehr den Tiefpunkt – von Auschwitz als Ort der Vernichtung markieren sollte. Von Mai bis Juli 1944 schickte Eichmanns Organisation einhundertsevenundvierzig Züge nach Auschwitz.¹⁴ Bis zu fünf pro Tag kamen in Birkenau an und überforderten das System. Zusätzliche Gaskammern, die abgeschaltet worden waren, wurden wieder in Betrieb genommen. Insgesamt vier liefen rund um die Uhr. Neunhundert überarbeitete, traumatisierte Sonderkommandos trieben die in Panik geratenen Frauen, Männer und Kinder nackt in die Gaskammern und schleppten die Leichen heraus. Das «Kanada-Kommando» füllte Block für Block mit geplünderten Kleidungsstücken, Wertsachen und Koffern. Die Krematorien konnten die schiere Zahl der Toten nicht bewältigen, und es wurden Gruben gegraben, in denen die Leichen verbrannt werden konnten. Die SS geriet in einen Rausch; die Eile war so gross, dass die Gaskammern

oft zu rasch geöffnet wurden und einige Opfer noch atmeten. Wer sich noch bewegte, wurde erschossen oder mit einem Knüppel erschlagen; andere wurden noch lebend ins Feuer geworfen.¹⁵

Viele der Männer und Frauen, die die Selektionen überstanden, wurden nach Monowitz geschickt. Gustav sah ihnen mit düsterer Anteilnahme zu. «Es sind viele darunter die keine Eltern mehr haben, wo die Eltern in Birkenau geblieben sind», schreibt er.¹⁶ Nur eine Minderheit war wie er und Fritz zusammen – Vater und Sohn oder Mutter und Tochter. Würden sie die Kraft und das Glück haben, zu überleben, wie er und Fritz es getan hatten? Angesichts ihres gebrochenen Zustands schien das unwahrscheinlich. Viele zeigten bereits jetzt Symptome der Depression, die so typisch für die Verwandlung in «Muselmänner» war. «Also ein trauriges Kapitel», schreibt Gustav.¹⁷

Mitte 1944 waren Gustavs Polstererkommandos in die Räumlichkeiten der Buna-Werke umgezogen. Er genoss jetzt so viel Einfluss, dass er Fritz in seine Abteilung versetzen liess.¹⁸

Die ersten Monate des Jahres waren hart gewesen: ein heftiger Winter mit dichtem Schneefall und Ausbrüchen von Fieber und Ruhr. Beide waren krank geworden und hatten Zeit im Krankenbau verbracht, in ständiger Gefahr, für die Liquidation selektiert zu werden. Gustav war der Erste gewesen, der erkrankt war, wie Dutzende andere im Februar. Er war acht Tage im Krankenbau und erholte sich gerade noch rechtzeitig, um einer Selektion zu entgehen, bei der mehrere Männer, die gleichzeitig mit ihm eingeliefert worden waren, in die Gaskammern geschickt wurden. Ein weiterer Krankheitsausbruch Ende März hatte Fritz über zwei Wochen in den Krankenbau gebracht.¹⁹

Nun, da seine Abteilung in die Fabrik verlagert war, lernte Gustav

endlich ihren Wohltäter Fredl Wocher kennen, der nun sein und Fritz volles Vertrauen hatte.

In der Werkstatt seines Vaters nahm Fritz seine Polstererlehre wieder auf, die durch den «Anschluss» 1938 unterbrochen worden war. Sie arbeiteten unter einem Zivilmeister aus Ludwigshafen. «(Es) geht uns gut», schreibt Gustav. «(Ich) habe einen Ludwigshafener als Meister, er ist in Ordnung (und) unterstützt uns wo er nur kann. Der Mann ist alles nur kein Nazi.»²⁰

Die Loyalität vieler Deutscher geriet im Verlauf des Krieges zunehmend unter Druck; sie stellten sich der drohenden Niederlage und der Realität dessen, was das NS-Regime getan hatte. Am 6. Juni begann die lange erwartete Invasion der alliierten Streitkräfte in Frankreich. Unterdessen rückte die Rote Armee unerbittlich nach Westen vor. Im Juli drangen die Russen ins Reichskommissariat Ostland ein, umzingelten Minsk und eroberten die Region, in der die Überreste von Maly Trostinez lagen (das kleine Lager war im Oktober 1943 stillgelegt und zerstört worden, nachdem es seinen Zweck erfüllt hatte). Am 22. Juli eroberten Einheiten, die nach Ostpolen vordrangen, das riesige Konzentrationslager Majdanek am Stadtrand von Lublin, das erste grosse Lager, das in alliierte Hände fiel. Sie fanden es praktisch unversehrt, mit Gaskammern und Krematorien und den Leichen der Opfer. Augenzeugenbeschreibungen eilten um die Welt und erschienen in Zeitungen von der *Prawda* bis zur *New York Times*. Um es mit den Worten eines russischen Kriegskorrespondenten zu sagen: Der Horror war «viel zu gewaltig und zu grausam, um ihn wirklich begreifen zu können».²¹

Der Druck auf die alliierten Regierungen – die bereits recht genaue Informationen über die Lager hatten, einschliesslich Auschwitz –, direkt etwas zu unternehmen, wuchs. Bombenangriffe auf Lager-einrichtungen und Eisenbahnnetze wurden gefordert. Alliierte Luftkommandeure prüften die Forderungen und lehnten sie ab. Sie hielten sie für keine sinnvolle Nutzung ihrer Ressourcen, die voll und

ganz für strategische Bombenangriffe und zur Luftunterstützung der vorrückenden Armeen eingesetzt würden. Und dabei blieb es.²²

Die SS war sich jedoch sehr bewusst, dass sich einige Lager in der Nähe strategischer Industrieanlagen befanden und dass dort ein hohes Risiko bestand. Das galt z. B. für die Buna-Werke in Auschwitz, die sich in unmittelbarer Reichweite der alliierten Langstreckenbomber befanden. So beschloss man, einige Vorsichtsmaßnahmen gegen Luftangriffe zu treffen.²³ In den Buna-Werken wurden Schutzräume eingerichtet, und im gesamten Auschwitz-Komplex wurde Verdunkelung angeordnet. Die Aufgabe, die Fabriken für die Verdunkelung auszurüsten, lag bei Gustav Kleinmann, der von den Polsterarbeiten befreit und mit der Herstellung der Verdunkelungsvorhänge beauftragt wurde. Er erhielt eine Werkstatt mit Nähmaschinen und vierundzwanzig Gefangenen, meist junge jüdische Frauen, «alles brave und verlässliche Leute».²⁴ Während Gustavs Kolonne die Vorhänge fertigte, half Fritz den zivilen Monteuren, sie aufzuhängen.

Gustav arbeitete unter einem zivilen Meister namens Ganz, einem Sozialisten, der gelegentlich in der Werkstatt vorbeischaute, um sich zu unterhalten und sein Mittagessen zu teilen. Ganz war anders als einige seiner Kollegen in diesem Teil der Fabrik, die in Ehrfurcht und Schrecken vor der SS lebten und darauf bestanden, dass der «Führer» schon wüsste, was er tat. Einige waren überzeugte Nazis, die dem leitenden Ingenieur, einem weiteren loyalen Hitler-Anhänger, jegliche «Fraternisierung» meldeten.

Einige der polnischen Frauen aus der benachbarten Werkstatt schmuggelten Brot und Kartoffeln für die jüdischen Gefangenen in die Verdunkelungswerkstatt. Woher sie das Essen bekamen, war ein Rätsel, denn ihre eigenen Rationen waren kaum ausreichend. Geschenke kamen auch von zwei tschechischen Vorhangmachern, die sich ausserdem als Boten für tschechische Juden anboten, ähnlich

wie Alfred Wocher für Fritz. Sie schmuggelten Briefe an die Freunde in Brünn (Brno) und brachten Geschenke wie Schmalz und Speck mit.

Es gab hier viel Grosszügigkeit, aber angesichts der Tausenden, die Not litten, war das alles ein Tropfen auf den heissen Stein. Die meisten Juden, mit Ausnahme der streng orthodoxen, nahmen Speck und nichtkoscheres Essen dankbar an. Sie konnten sich in dieser Situation eine strenge Auslegung ihrer Glaubensgebote kaum leisten.²⁵ Fritz hatte wie so viele andere seine Religion ganz abgelegt. Er fand es unmöglich, noch zu glauben, dass sich Gott um die Juden scherte.

Die Frauen in Gustavs Werkstatt, die vorher in Birkenau gewesen waren, erzählten Gustav, was dort vor sich ging. Vier ungarische Schneiderinnen aus seiner Kolonne berichteten von den Verhaftungen in Budapest. Sie waren wie ein Wirbelsturm über sie gekommen, viel schneller und heftiger als seinerzeit in Wien. Bis dahin hatten die ungarischen Juden auch unter der antisemitischen Regierung den Sabbat halten und die Synagogen besuchen können. Sie hielten die Berichte über die Verfolgungen in Deutschland für masslos übertrieben. Dann kamen die Nazis, und sie erlebten es am eigenen Leibe.

Nahezu zwei Jahre lang hatte Gustav Geschichten aus Birkenau gehört, aber was jetzt dort geschah, trieb die Barbarei auf eine neue Ebene. «Der Gestank der verbrannten Leichen dringt bis in die Stadt», schreibt er.²⁶ Jeden Tag sah er die Züge, die aus südöstlicher Richtung mit verschlossenen Wagen an Monowitz vorbeifuhren. «Aber wir wissen Bescheid, wo(rum) es geht. Es sind alles ungarische Juden und alles im 20ten Jahrhundert.»²⁷

Mithilfe von Fritz befestigte Schubert den letzten Vorhang an seinem Bürofenster. Fritz versuchte, dem Meister zu erklären, wie er die Vorhänge benutzen musste, aber das war reichlich mühsam, denn Schubert war ein sogenannter Volksdeutscher aus Polen und sprach

sehr schlecht Deutsch. Er und Fritz packten ihre Werkzeuge ein. In diesem Moment drückte einer der Zivilisten Schubert ein paar Stücke Brot in die Hand und nickte zu Fritz. Schubert nahm sie verstohlen an und liess sie in Fritz' Werkzeugkiste fallen. Fritz hob einen Stapel Vorhänge auf seine Schulter, und sie gingen weiter zum nächsten Gebäude. Die beiden kamen gut miteinander aus, auch wenn die Kommunikation Schwierigkeiten bereitete. Schubert kam aus Bielitz-Biala, wo Gustav Anfang des Jahrhunderts als Bäckerjunge gearbeitet hatte. Fritz genoss es, mit ihm unterwegs zu sein, es fühlte sich fast ein bisschen so an wie Freiheit. Und jeden Tag brachten er und Schubert in ihren Werkzeugkisten jede Menge Brotreste mit zurück in die Werkstatt.

Das nächste Gebäude auf ihrer Liste befand sich in der Nähe des Haupteingangs zur Fabrik. Dort gab es einen Wachposten mit einem SS-Mann, den die Häftlinge «Rotfuchs» nannten, weil er rote Haare und ein entsprechend aufbrausendes Temperament hatte. Als sie vorbeikamen, bemerkte Fritz, dass der Rotfuchs irritiert eine Gruppe griechischer Juden anstarrte, die vor dem Tor herumstanden. Fritz spürte, dass gleich etwas passieren würde, und ging langsamer. In diesem Moment wurde der Rotfuchs vom Zorn übermannt, marschierte zu den Griechen und brüllte sie an, sie sollten wieder an die Arbeit gehen. Keiner von ihnen sprach Deutsch, sie verstanden ihn überhaupt nicht. Daraufhin schlug er heftig mit seinem Gewehrkolben auf sie ein.

Fritz konnte nicht mehr an sich halten. Er liess alles fallen und stellte sich zwischen den Rotfuchs und seine Opfer. «Sie müssen wieder auf Ihren Posten», sagte er zu dem SS-Mann und zeigte auf das weit offenstehende Tor. «Sonst haut hier noch einer ab.»

Andere SS-Leute hätten sich von so einer Erinnerung an ihre Pflichten wohl beeindruckt lassen, selbst wenn sie von einem jüdischen Häftling kam. Nicht so Rotfuchs. Sein blasses, fleckiges Ge-

sicht wurde zornrot. «Ich mache, was ich will!», schrie er. Dann hörte man das Kläcken seines Gewehrs, das durchgeladen wurde, und schon zeigte der Gewehrlauf auf Fritz.

Das war es also. Nach so vielen Jahren des Überlebens würde er hier von einem wütenden SS-Mann über den Haufen geschossen werden, weil er sich für ein paar Häftlinge eingesetzt hatte, die er nicht einmal kannte.

In diesem Moment, als der Rotfuchs gerade abdrücken wollte, wurde der Gewehrlauf von Herrn Erdmann zur Seite geschoben, einem leitenden Ingenieur, der den Lärm gehört hatte. Ohne zu zögern, drehte sich Fritz auf dem Absatz um und begab sich mit entschlossenen Schritten zurück in ein nahe gelegenes Materiallager. Er würde keinen Moment länger hier verweilen als nötig.

Jetzt gab es zwei Möglichkeiten. Es konnte sein, dass man ihn zur Strafe erschoss, es konnte auch sein, dass er mit einer Prügelstrafe davonkam. Aber nichts von alledem passierte. Herr Erdmann beschwerte sich offiziell bei der IG Farben über den Rotfuchs, und der Mann wurde auf einen anderen Posten versetzt. Die Häftlinge in Monowitz sahen ihn nie wieder.

Erdmanns Handeln war typisch für viele Deutsche. Der geringe Respekt, den sie für das Naziregime noch hatten, war durch die sich ständig verschlechternde Lage, in die Hitler Deutschland gebracht hatte, endgültig aufgebraucht. Viele Deutsche hatten Angst davor, was mit ihnen passieren würde. Und für diejenigen, die in und um Auschwitz gearbeitet hatten, war es zunehmend unerträglich, je mehr sie von den Gräueltaten der SS zu hören bekamen.

Fritz, der sich als Vorhangmacher frei auf dem Gelände der Buna-Werke bewegen konnte, traf sich häufig mit Fredl Woher. Einmal stellte Fredl Fritz ein paar Freunde aus den Flakbatterien vor, die um das Gelände aufgebaut worden waren. Sie hatten mehr zu essen, als sie brauchten, und schenkten Fritz Fleisch- und Fischkonserven, Marmelade und Kunsthonig.

Solche Lebensmittelgeschenke wurden immer wichtiger. Da in Deutschland inzwischen Mangel herrschte, wurden alle Vorräte an die Front umgeleitet. Die Zivilisten im Reich wurden auf schmale Kost gesetzt, und die Häftlinge in den Lagern bekamen fast nichts mehr. So stieg die Zahl der «Muselmänner», und immer mehr Häftlinge starben an Krankheiten oder verhungerten. Auch die Selektionen für die Gaskammern wurden häufiger. Die Lebensmittelgeschenke reichten nicht weit, aber sie halfen doch hier und da. Fritz und seine besser ernährten Genossen gaben ihre Rationen an diejenigen weiter, die Hunger litten.

Für Fritz war es eine ständige Sorge, dass die Lebensmittel hinten und vorn nicht reichten und dass er schwere Entscheidungen treffen musste. «Wurden sie auf zu viele aufgeteilt, war das für jeden nur ein Tropfen auf den heißen Stein, gaben wir Lebensmittel an jene, denen man ansehen konnte, dass sie in den nächsten Tagen sterben mussten, weil sie schon zu schwach waren, wusste man, dass diese Vorgangsweise – so schrecklich das heute klingen mag – unnötig war.»²⁸

So beschloss er, seine zusätzlichen Lebensmittel Jugendlichen zu geben. In seinem Block lebten drei Jungen, deren Eltern in die Gaskammern geschickt worden waren. Einer war ein alter Spielkamerad aus Wiener Tagen, Leo Meth, der den Nazis zunächst entkommen war, weil man ihn nach Frankreich geschickt hatte. Doch nach der deutschen Besetzung der Vichy-Zone war er ihnen doch noch in die Hände gefallen. Fritz gab den Jungen seine Ration an Brot und Suppe und einen Teil der Wurst und anderer Spenden von Kollegen aus der Fabrik. Er hatte das Gefühl, damit ein wenig von der Freundlichkeit zurückzugeben, die ältere Häftlinge dem verletzlichen Sechzehnjährigen seinerzeit in Buchenwald hatten zuteilwerden lassen.

Auch Gustav tat für junge und bedürftige Häftlinge, was er konnte. Eines Tages, als eine Gruppe von Neuankömmlingen regi-

striert wurde, hörte er den Namen Georg Koplowitz. Gustavs Mutter hatte einst für eine jüdische Familie dieses Namens gearbeitet, hatte sie sehr gern gemocht und war bis zu ihrem Tod 1928 bei dieser Familie geblieben. Neugierig geworden, suchte Gustav den betreffenden jungen Mann auf und stellte fest, dass er tatsächlich ein Sohn dieser Familie war, der letzte Überlebende nach der Selektion in Birkenau. Gustav nahm Georg unter seine Fittiche, versorgte ihn jeden Tag mit zusätzlichem Essen und verhalf ihm zu einer sicheren Position als Helfer im Krankenbau.²⁹

Der Kreis der Freundlichkeit schloss sich bei den britischen Kriegsgefangenen, die mit den Häftlingen Zwangsarbeit in den Fabriken leisten mussten. Sie kamen aus dem Kriegsgefangenenlager E715, einem Nebenlager von Stalag VIII-B und galten nach wie vor als Gefangene der Wehrmacht, obwohl sie sich innerhalb eines von der SS kontrollierten Gebiets befanden. Deshalb wurden sie auch von Wehrmacht-Wachen eskortiert und beaufsichtigt. Sie bekamen regelmässig Pakete vom Internationalen Roten Kreuz und teilten den Inhalt gelegentlich mit den Häftlingen aus Auschwitz. Ausserdem erfuhr man von ihnen Nachrichten, die sie beim heimlichen Abhören der BBC in ihrem Lager gehört hatten. Fritz liebte vor allem ihre Schokolade, den englischen Tee und Player's Navy Cut-Zigaretten. Wenn man bedenkt, wie kostbar diese Dinge für die britischen Soldaten waren, weiss man ihre Grosszügigkeit noch mehr zu würdigen. Sie waren entsetzt über die Gräuel der SS und beschwerten sich bei ihren eigenen Wachen darüber. Fritz erinnerte sich später, dass das Verhalten dieser Kriegsgefangenen Tagesgespräch im Lager war und dass ihre Hilfe von unschätzbarem Wert war.

So willkommen Lebensmittelspenden auch waren – wer damit erwischte wurde, riskierte Prügelstrafen oder einen Aufenthalt in den Stehzellen des Bunkers: kleine, erstickend enge Räume, in denen man sich nicht hinsetzen konnte. Vor allem vor einem SS-Mann

musste man sich hüten: Hauptscharführer Bernhard Rakers regierte über die Arbeitskolonnen in den Buna-Werken, als wäre er ein kleiner König. Er füllte sich selbst die Taschen, belästigte die Frauen und bestrafte die Häftlinge besonders heftig.³⁰ Fritz, der ständig Lebensmittel in seiner Werkzeugkiste transportierte, war dauerhaft in Gefahr, mit ihm zusammenzustossen. Rakers durchsuchte die Häftlinge oft, und wenn er etwas fand, drohten dem Betroffenen fünfundzwanzig Peitschenhiebe. Offizielle Berichte darüber gab es nicht, und die Beute landete direkt in Rakers Taschen.

So suchten Fritz und die anderen nach neuen, besseren Möglichkeiten, Lebensmittel zu organisieren. Zwei ungarische Juden hatten die geniale Idee, Mäntel zu nähen und zu verkaufen.

Jenö und Laczi Berkovitz waren zwei Brüder aus Budapest, beide gelernte Schneider, die in Gustavs Verdunkelungswerkstatt arbeiteten.³¹ Eines Tages kamen sie aufgeregt zu Fritz und legten ihm ihren kühnen Plan dar. Der schwarze Stoff, den sie für die Vorhänge verwendeten, war dick und kräftig und auf einer Seite wasserdicht beschichtet. Man konnte grossartige Regenmäntel daraus machen und auf dem Schwarzmarkt verkaufen. Diese Mäntel würden einen guten Preis in Form von Lebensmitteln oder sogar Bargeld bringen.

Fritz wies auf die Schwierigkeiten hin: Das Vorhangmaterial wurde sorgfältig kontrolliert und mit der Zahl der Verdunkelungsvorhänge abgeglichen. Selbst Ausschuss musste bei Herrn Ganz abgeliefert werden. Doch Jenö und Laczi wollten davon nichts hören, sie waren sicher, dass sie einen Teil des Stoffs abzweigen konnten. Ein geschickter Schneider konnte beim Zuschneiden so agieren, dass die Kleidungsstücke aus dem üblichen Abfallmaterial hergestellt werden konnten. Und wenn man bedachte, wie viele Vorhänge gebraucht wurden, wären das eine ganze Menge Mäntel. Fritz beriet sich mit seinem Vater, der einem Versuch zustimmte.

Die Brüder schafften es tatsächlich, vier bis sechs Mäntel pro Tag zu nähen, ohne dass auffällig viel Material verschwand. Gleichzeitig arbeiteten die anderen in Gustavs Werkstatt doppelt so hart, um die Vorhangproduktion aufrechtzuerhalten.

Der Plan war kaum in die Tat umgesetzt worden, als er auch schon abrupt endete. Die Brüder stellten nämlich fest, dass sie etwas Wichtiges übersehen hatten: Sie hatten keine Knöpfe und auch nichts, was als Ersatz dienen konnte. Als sie herumfragten, bot einer der tschechischen Vorhangmacher an, nach seinem nächsten Urlaub in Brünn Knöpfe mitzubringen. Nachdem das Problem gelöst war, wurde die Produktion wieder aufgenommen.

Der Verkauf lag in Fritz' Verantwortung. Er hatte sich mit zwei polnischen Zivilistinnen angefreundet, die in der Isolationswerkstatt nebenan arbeiteten, Danuta und Stepa. Sie schmuggelten die fertigen Mäntel in ihr Arbeitslager und verkauften sie dort an Kollegen. Andere wurden an Zivilisten in der Fabrik verkauft. Der Preis pro Mantel lag bei entweder einem Kilo Speck oder einem halben Liter Schnaps, den man dann für Lebensmittel eintauschen konnte.

Die Mäntel, gut gemacht und praktisch, wie sie waren, wurden bald sehr beliebt, aber das erhöhte natürlich auch die Gefahr, von der SS entdeckt zu werden. Auf einmal trugen ziemlich viele Zivilisten diese auffälligen schwarzen Kleidungsstücke. Das Risiko wurde etwas geringer, als auch die deutschen Ingenieure und Meister sie kauften. Diese einflussreichen Männer hatten grosses Interesse daran, die Operation unter der Decke zu halten. Und so stieg die Zahl der Häftlinge, denen Fritz und seine Freunde helfen konnten, und damit die Zahl der geretteten Leben.

Widerstand und Verrat

Trotz all seiner Bemühungen, Leben zu retten, sehnte sich Fritz nach einer direkteren Form des Widerstands. Er wollte kämpfen. Und mit diesem Wunsch war er nicht allein.

Gewaltsamer Widerstand gegen die SS war nicht möglich ohne Waffen und Unterstützung von aussen. So wie die Dinge lagen, mussten sie Kontakt zu den polnischen Partisanen in den Beskiden aufnehmen. Es war kein grosses Problem, Nachrichten ins Lager und wieder hinaus zu schmuggeln, aber eine echte Beziehung brauchte persönliche Begegnungen. Jemand musste aus dem Lager ausbrechen.

Man schickte den Partisanen also eine Botschaft, und Anfang Mai wurde eine fünfköpfige Truppe von der Leitung des Widerstands ausgewählt, die einen Ausbruch versuchen sollte. Der Erste war Karl Peiler, vierunddreissig Jahre alt und jüdischer Metzger, einer der altgedienten Buchenwälder. Dann kam Chaim Goslawski, der Älteste von Block 48, der sich nach dem angeblichen Tod von Fritz um den Jungen gekümmert hatte. Er stammte aus der Region, und wenn irgendjemand die Partisanen finden würde, dann er. Ausserdem gab es da einen Juden aus Berlin, dessen Namen Fritz nicht erfuhr, und zwei Polen, die er nur unter den Decknamen «Szenek» und «Pawel» kannte und die in der Lagerküche arbeiteten.¹

Fritz wurde durch Goslawski mit diesem Kreis bekannt gemacht. Seine Rolle bestand darin, aus dem «Kanada-Warenlager» Zivilkleidung für die Ausbrecher zu beschaffen.

Als alles vorbereitet war, kam eines Morgens vor dem Appell Goslawski zu Fritz und gab ihm ein Päckchen, etwa so gross wie ein

Laib Brot. «Gib das Karl Peiler», sagte er leise und verschwand wieder in der Finsternis.² Fritz versteckte das Päckchen in seiner Uniform und schloss sich den Kameraden an, die zum Appell gingen. Man hatte ihn von dem inneren Planungszirkel ferngehalten, aber er ahnte, dass der Ausbruch unmittelbar bevorstand.

Später an diesem Morgen, auf seiner Runde durch die Fabrik, um weitere Verdunkelungsvorhänge aufzuhängen, liess sich Fritz eine Ausrede einfallen, um die Baustelle aufzusuchen, auf der Peiler arbeitete. Dort steckte er ihm das Päckchen zu.

Mittags kamen Szenek und Pawel mit der Suppe für die Arbeiter aufs Fabrikgelände. Fritz bemerkte, dass Goslawski einen Vorwand gefunden hatte, um sie zu begleiten. Jetzt befanden sich alle Ausbrecher auf dem Gelände der Buna-Werke, das wesentlich weniger streng bewacht wurde als das Lager.

Fritz arbeitete weiter und bekam nichts von den weiteren Vorgängen mit. Beim abendlichen Appell fehlten jedoch alle fünf – Peiler, Goslawski, Szenek, Pawel und der Berliner. Sie hatten in ihrer Zivilkleidung ganz einfach das Fabrikgelände verlassen und waren verschwunden. Die SS organisierte sofort eine Suchaktion, so lange mussten die Häftlinge auf dem Appellplatz unter Bewachung stehenbleiben.

Stunden vergingen. Es wurde Mitternacht, es wurde Morgen, und als die Sonne aufging, standen sie immer noch da, umzingelt von einer Kette bewaffneter Wachen. Die Frühstückszeit kam und ging. Aufgeregtes Flüstern breitete sich aus – die SS suchte nicht nur die fünf fehlenden Männer, sondern auch einen bisher unbekanntem Häftling, der am Morgen zuvor auf der Baustelle mit Karl Peiler geredet hatte.

Fritz gefror das Blut in den Adern. Wenn sie ihn ausfindig machten, kam er in den Bunker oder womöglich an die schwarze Wand. Doch so sehr er sich auch fürchtete, innerlich jubelte er zugleich. Die Flucht war tatsächlich gelungen!

Irgendwann befahl man den Häftlingen, zur Arbeit zu gehen. Und sie gingen, mit leerem Magen, erschöpft, aber mit Freude im Herzen. Tage vergingen, und trotz aller Gerüchte identifizierte niemand Fritz als den geheimnisvollen Mann, der mit Peiler gesprochen hatte. Drei Wochen vergingen ohne Nachricht. Dann kam wie aus blauem Himmel der Schlag.

Die beiden Polen Szenek und Pawel wie auch der Berliner wurden in schrecklichem Zustand ins Lager zurückgebracht. Die Widerstandsgruppe erfuhr, dass die drei von Polizisten in Krakau verhaftet worden waren,³ was ihnen Rätsel aufgab, denn Krakau befand sich weit weg von den Beskiden, genauer gesagt in entgegengesetzter Richtung. Und wo waren Goslawski und Peiler? War es ihnen gelungen, sich den Partisanen anzuschliessen?

Beim abendlichen Appell wurden die drei eingefangenen Ausbrecher auf den Bock geschnallt und ausgepeitscht. Aber damit war ihre Strafe erstaunlicherweise auch schon abgegolten. Einige Zeit später, als ein Transport mit polnischen Häftlingen nach Buchenwald zusammengestellt wurde, waren Szenek und Pawel mit auf der Liste.⁴ Der Berliner Jude blieb in Monowitz.

Wenig später kam die ganze Geschichte heraus. Der Berliner, der es nicht gewagt hatte, etwas zu erzählen, solange die beiden Polen noch im Lager waren, berichtete einem Freund, was während des Ausbruchs passiert war. Das Päckchen von Goslawski, das Fritz Karl Peiler zugesteckt hatte, war der Schlüssel zu allem. Es enthielt Bargeld und Wertgegenstände aus dem «Kanada-Warenlager», mit denen man sich die Unterstützung der Partisanen sichern wollte. Ein Treffen war verabredet worden, aber Goslawski und Peiler tauchten nie am Treffpunkt auf. Sie waren schon in der ersten Nacht von Szenek und Pawel ermordet worden, die das Päckchen mit der Beute an sich nahmen. Der Berliner hatte aus Angst vor ihnen nichts unternommen.

Statt mit den Wertsachen wegzulaufen, hatten die drei beschlossen, doch noch zu dem Treffpunkt zu gehen. Dort angekommen, wurden sie von den Partisanen erwartet, die misstrauisch reagierten, weil man ihnen fünf Männer und nicht drei angekündigt hatte. Wo waren die anderen zwei?, fragten sie. Szenek und Pawel stellten sich ahnungslos, aber die Partisanen gaben sich mit ihren Ausreden nicht zufrieden. Sie nahmen die drei Männer für eine Woche bei sich auf, aber als Goslawski und Peiler dann immer noch nicht aufgetaucht waren, machten sie der Sache ein Ende, fuhren die drei nach Krakau und überliessen sie dort ihrem Schicksal. Da die Ausbrecher dort niemanden kannten, liefen sie ziellos durch die Strassen und wurden bald von einer Polizeistreife aufgegriffen.

Es dauerte nicht lange, bis der Lagerälteste von dem Geständnis des Berliners erfuhr und es an die SS weitergab. Ein paar Tage später tauchten Szenek und Pawel wieder in Monowitz auf; sie waren auf Befehl der SS aus Buchenwald zurückgebracht worden. Man stellte einen Galgen auf dem Appellplatz auf, und die Häftlinge mussten antreten.

Als Fritz und seine Kameraden auf den Platz marschierten, stand eine Reihe SS-Leute mit Maschinenpistolen im Anschlag vor dem Galgen. Die Häftlinge stellten sich in Reih und Glied auf, es herrschte völliges Schweigen. Kommandant Schwarz und Obersturmbannführer Schöttl bestiegen das Podium. «Mützen ab!», kam der Befehl aus dem Lautsprecher. Fritz und achttausend weitere Häftlinge steckten ihre Mützen unter den Arm. Aus dem Augenwinkel sah Fritz, wie die beiden Polen auf den Platz gebracht wurden. Schöttl las ihre Strafen vor: Beide Männer waren zum Tod durch den Strang verurteilt, wegen des Ausbruchs und wegen zweifachen Mordes.

Als Erster wurde Szenek zum Galgen geführt, dann Pawel. Der Galgen hatte, typisch für das Verfahren der SS, keine Fallklappe, sondern man legte den Männern ein dünnes Seil um den Hals, das dann plötzlich straffgezogen wurde, sodass es sie von den Füßen

riss. Sie traten um sich und zuckten, bis ihre Kräfte nachliessen. Minuten vergingen, dann hingen sie still da.⁵ Der Kommandant, der sich sicher war, seinen Häftlingen eine wichtige Lektion erteilt zu haben, liess die Männer wegtreten.

Die katastrophal verlaufene Aktion schwächte den Widerstand in Monowitz. Sie hatten nicht nur Goslawski und Peiler verloren, nun brach auch das ganze alte Misstrauen zwischen Polen und deutschen Juden wieder auf.

Ausserdem reagierte die SS geradezu paranoid auf den Ausbruch. Wenig später hiess es, man habe einen ähnlichen Plan in der Kolonne, der Dachdecker festgestellt. Die Verdächtigen wurden in den Bunker der Politischen Abteilung gebracht und entsetzlich gefoltert. Auf Befehl von Kommandant Schwarz wurden drei von ihnen gehängt, mit demselben schrecklichen Ritual.⁶ Weitere öffentliche Hinrichtungen folgten.

Für Fritz war dies eine der schlimmsten Phasen in seiner Zeit in Auschwitz. Dabei stand ihm das Schrecklichste immer noch bevor.

Am Spätnachmittag des 20. August, einem Sonntag, fielen aus blauem Himmel die ersten Bomben. Einhundertsiebenundzwanzig amerikanische Bomber, in Italien gestartet, zogen ihre Kondensstreifen in grosser Höhe über Auschwitz und liessen tausenddreihundertsechsenddreissig Bomben fallen, jede mit einer Vierteltonne Stahl und Sprengstoff.⁷ Sie detonierten in der Mitte und am östlichen Rand der Buna-Werke.

Während die SS in ihren Bunkern Schutz suchte, mussten die Häftlinge im Freien in Deckung gehen. Die Explosionen verursachten einen Höllenlärm und heftige Rückstösse. Die Flak rund um das Gelände erwiderte die Bombardierung mit starkem Beschuss. Alle Häftlinge, die in den Fabriken arbeiteten, warfen sich auf den Boden, freu-

ten sich aber insgeheim. «Die Bombardierung war ein glücklicher Tag für uns», erinnerte sich einer von ihnen später. «Wir dachten, sie wissen von uns und bereiten unsere Befreiung vor.» Ein anderer sagte: «Wir genossen die Bombardierung ... Wir wollten, dass Deutsche starben. Dann würden wir besser schlafen, nachdem wir bis dahin mit der Demütigung leben müssen, es ihnen nicht heimzahlen zu können.»⁸

Die Bomber hinterliessen ein teilweise zerstörtes Fabrikgelände mit vielen rauchenden Einschlagskratern. Die meisten Bomben hatten nichts Entscheidendes getroffen, aber einige Gebäude in den Fabriken für synthetisches Öl und Aluminium waren zerstört, ebenso einige Schuppen, Werkstätten und Büros. Blindgänger waren auch im Lagergelände in der Nähe der Fabrik niedergegangen, einschliesslich Monowitz. Fünfundsiebzig Häftlinge waren getötet worden, mehr als hundertfünfzig verletzt.⁹

Viele jüdische Häftlinge freuten sich am Schrecken der SS, aber einige dachten auch ganz anders darüber. Der junge Italiener Primo Levi, der im Februar nach Monowitz gekommen war, vermutete, die Bombardierungen würden die Entschlossenheit der SS eher stärken und zu einer Solidarisierung zwischen den SS-Leuten und den deutschen Zivilisten in den Buna-Werken führen. Ausserdem war wegen der Bombenabwürfe die Wasser- und Lebensmittelversorgung im Lager unterbrochen.¹⁰

Der Widerstand reagierte enttäuscht. Das Auftauchen der Bomber hatte Spekulationen geweckt, die Alliierten würden Fallschirmspringer und Waffen bringen. Doch obwohl man auch danach immer wieder hoch fliegende amerikanische Flugzeuge sah, gab es weder Bomben noch Fallschirme. Es handelte sich um Aufklärungsflüge, bei denen die Fabriken der IG Farben und der ganze Lagerkomplex sorgfältig fotografiert wurden.

Tatsächlich drehten sich die Gedanken und Gespräche der Widerstandsleute eher um den unerbittlichen Vormarsch der Roten Armee von Osten. Man befürchtete nämlich, im entscheidenden Moment würde die SS das gesamte Lager liquidieren und sämtliche Häftlinge ermorden, bevor sie befreit werden konnten. So war es in Majdanek geschehen.

Es gab auch weiterhin Ausbruchsversuche. Im Oktober überwältigten vier Häftlinge, die ausserhalb des Lagergeländes arbeiteten, den SS-Mann, der sie bewachte, nahmen ihm das Gewehr ab und zerstörten es, bevor sie flüchteten.¹¹ Ein anderer Mann verliess das Lager in einer gestohlenen SS-Uniform. Er kam bis nach Wien, wo die Nazis ihn aufgriffen, und starb bei einer Schiesserei mit der Gestapo.

Solche individuellen Aktionen waren durchaus inspirierend, aber der jüdische Widerstand, dem auch Fritz angehörte, wollte mehr. Nachdem die Beziehungen zu den Polen durch die vorhergehenden Ereignisse gestört waren, konnten sie nicht mehr versuchen, sich den Partisanen anzuschliessen. Stattdessen wurde vorgeschlagen, eine Kontaktaufnahme mit der Roten Armee zu versuchen. Dazu brauchten sie Verbindungen zu den russischen Kriegsgefangenen, die ebenfalls in Monowitz einsassen, aber in einem eigenen Bereich des Lagers. Die Widerstandsleute kannten ein paar russische Juden, die diese Verbindung herstellen könnten. Es würde schwierig werden, weil sich weder unter den Kriegsgefangenen noch unter den russischen Juden treue Kommunisten befanden – die waren alle gleich bei ihrer Gefangennahme erschossen worden. Es gab also nur wenige Gemeinsamkeiten. Doch man musste es versuchen. Tatsächlich gelang einem der arisierten Juden die Flucht gemeinsam mit ein paar Russen. Alle warteten besorgt, wie es weitergehen würde, und als man nichts von ihnen hörte, nahm man an, sie seien tatsächlich entkommen.

Das gab dem Widerstand einen kleinen, schwachen Hoffnungsfunkeln. Fritz spürte die Ungeduld bei ihren Treffen. Er hoffte, sie

könnten sich wehren, wenn das finale Massaker begann; sich auf die Russen zu verlassen erschien ihm sinnlos. «Wenn man uns schon umbringt, sollten wir zumindest ein paar SS-Männer mit in den Tod nehmen.»¹² Er dachte ständig darüber nach, aber da er keine Möglichkeit sah, behielt er seine Gedanken für sich.

Im September kamen die amerikanischen Bomber wieder und griffen die Ölfabrik an. Einige Flugzeuge kamen aber vom Kurs ab und warfen ihre Bomben auf Auschwitz I, wo sie durch Zufall die SS-Kaserne trafen. Ein paar Bomben fielen auch auf eine Nähwerkstatt und töteten vierzig Häftlinge. Und einige trafen Birkenau und beschädigten die Bahngleise in der Nähe des Krematoriums. Dabei wurden etwa dreissig Zivilarbeiter getötet.¹³ Die Ölfabrik wurde nur leicht beschädigt, aber etwa dreihundert Häftlinge, die wie immer nicht in die Schutzräume durften, wurden verletzt.

Manche Häftlinge nahmen das Risiko gern auf sich. Inzwischen gab es jede Woche Selektionen für die Gaskammern, bei denen manchmal bis zu zweitausend Häftlinge aus Monowitz abtransportiert wurden.¹⁴ Die amerikanischen Bomben brachten einen Vorgegeschmack auf die Befreiung. Wie lange es wohl noch dauern würde?

«Wir gehen wieder in (den) Winter hinein, schon der 6te», schreibt Gustav beim ersten Frost. «Aber wir sind noch immer die Alten.»¹⁵ Der russische Vormarsch, so wurde ihnen berichtet, war vor Krakau zum Stillstand gekommen. «Ich glaube immer, unser Aufenthalt hier wird bald ein Ende nehmen», schreibt Gustav weiter.¹⁶

Wie lange sollte das denn noch gehen?

«Besorg mir eine Waffe.»¹⁷

Fredl Wocher war entsetzt. Er und Fritz trafen sich häufig, und normalerweise brachte Wocher seinem Freund etwas zu essen mit, manchmal auch einen Brief oder ein Päckchen, wenn er in Wien gewesen war.

«Was soll ich dir besorgen?»

«Eine Waffe. Kannst du das machen?»

Wocher zögerte, fragte aber nicht, wofür Fritz sie brauchte – er wollte es wohl nicht wissen. «Das muss ich mir überlegen», sagte er vorsichtig. «Es ist gefährlich.»

«Denk doch nur an alles, was du bereits für mich getan hast», erwiderte Fritz. «Das war nicht weniger gefährlich.»

Doch Wocher war nicht so leicht zu überzeugen. Ein deutscher Soldat mit Tapferkeitsorden, der Waffen für einen jüdischen Häftling ins Lager schmuggelte. Das war nicht nur gefährlich, es war Wahnsinn!

Fritz drängte weiter. Wenn es ein Massaker in Auschwitz geben sollte – was zunehmend zu erwarten stand –, wollte er wenigstens in der Lage sein, sich und seinen Vater zu verteidigen. Und wenn er mehr Waffen bekäme, könnte er vielleicht sogar die ganze Widerstandsgruppe damit ausstatten.

Ein paar Tage später trafen sie sich wieder in einer ruhigen Ecke. Wocher sah ganz aufgeregt aus. «Hast du sie?», fragte Fritz eifrig.

Wocher schüttelte den Kopf. «Nein, ich habe eine bessere Idee. Wir sollten zusammen fliehen, du und ich.»

Fritz war enttäuscht, aber bevor er seine Einwände vorbringen konnte, sprach Wocher schon weiter. Er hatte bereits alles geplant. Sobald sie aus dem Lager heraus waren, würden sie sich nach Südwesten wenden und sich nach Tirol durchschlagen. Wocher, der ursprünglich aus Bayern kam, kannte die Gegend und glaubte, die Bergbauern dort würden ihnen Unterschlupf gewähren. Tirol lag ge-

nau auf der Grenze zwischen den beiden alliierten Fronten: Die Amerikaner und Briten rückten von Norditalien her vor, während Pattons Dritte Armee von Westen auf den Rhein zukam. Es würde nicht mehr lange dauern, bis diese beiden Fronten Tirol erreichten. Dann wären Fritz und Fredl frei. «Das ist doch besser, als hier zu warten und aufs Überleben zu hoffen», argumentierte Wochen Er hatte die erbarungslose Grausamkeit der Ostfront erlebt und wusste, die Rote Armee war genauso rücksichtslos wie die SS.

Fritz schwankte, als er die Argumente seines Freundes hörte. Doch dann schüttelte er den Kopf. «Das kommt nicht in Frage.»

«Aber warum nicht?»

«Ich kann Papa nicht hierlassen.»

«Dann nehmen wir ihn mit.»

«Er ist zu alt für einen solchen Fussmarsch, das überlebt er nicht.» Ehrlich gesagt, war Fritz sich da gar nicht so sicher, aber selbst, wenn sein Vater körperlich dazu in der Lage wäre, würde er vermutlich nicht gehen. Zu viele Menschen waren von ihm abhängig, er würde sie nicht im Stich lassen. Und wenn Fritz ohne ihn ging, würde Gustav als sein Kapo für seine Flucht verantwortlich gemacht.

«Es ist unmöglich», sagte Fritz. «Ich brauche eine Waffe. Kannst du mir eine beschaffen?»

Zögernd willigte Woher ein. «Dann brauche ich aber Geld», sagte er. «Mit Reichsmark ist da nichts zu machen, ich brauche amerikanische Dollar oder Schweizer Franken.»

Der Erste, mit dem Fritz darüber sprach, war Gustl Täuber, der im «Kanada-Kommando» arbeitete. Das Warenlager war ein unheimlicher Ort mit Kleiderständen voller Mäntel und Jacken, sorgfältig aufgestapelten Hosen, Pullovern, Hemden, Haufen mit noch nicht

sortierten Sachen, Schuhen, Koffern, alle mit aufgemaltem Namen und Adresse. Ein Gustav oder Franz, ein Shlomo oder Paul, Frida, Emmanuel, Otto, Chaim, Helen, Mimi, Karl, Kurt ... Und dann die Familiennamen: Rauchmann, Klein, Rebstock, Askiew, Rosenberg, Abraham, Herzog, Engel. Und immer wieder Israel und Sara. Lauter Adressen in Wien, Berlin, Hamburg. Manchmal stand auch nur eine Nummer oder ein Geburtsdatum auf den Gepäckstücken. In allen Gängen zwischen den Ständern und Regalen hing der Geruch von Schweiss und Parfüm, von Mottenkugeln und Leder, schweren Stoffen und Schimmel.

Gustl Täuber war ein alter Buchenwälder, etwa so alt wie Fritz Papa, ein Jude aus Schlesien.¹⁸ Fritz mochte ihn nicht besonders, denn er war einer der wenigen, die kaum Solidarität mit ihren Mitgefangenen empfanden und sich für niemanden einsetzten. Aber Fritz hoffte, von ihm am ehesten Bargeld bekommen zu können, denn sie trieben schon seit einiger Zeit Handel mit Prämienscheinen, die Täuber nutzte, um Wodka und (als arisierte(r) Jude) Besuche im Bordell zu kaufen. Fritz wusste, dass sich oft Bargeld in den konfiszierten Kleidungsstücken fand und dass Täuber unterschlug, was er konnte. Ob er ihm etwas davon geben würde? Der alte Mann schüttelte den Kopf. Fritz drängte weiter, aber Täuber liess sich nicht erweichen. Er wusste, dass Fritz Kontakt zum Widerstand hatte, und wollte seine Privilegien nicht riskieren. Fritz war wütend, schliesslich war Täuber durchaus Risiken eingegangen, wenn es um einen Besuch im Bordell oder eine Flasche Wodka ging.

Vom Kleiderlager ging Fritz ins Hauptbad, wo alle Neuzugänge desinfiziert und rasiert wurden. Wenn sie Bargeld oder Wertgegenstände vor den Leuten des «Kanada-Kommandos» versteckt hatten, wurden ihnen die Sachen oft hier abgenommen. Der Verantwortliche für das Hauptbad war ebenfalls ein alter Buchenwälder, David Plaut, ein ehemaliger Verkäufer aus Berlin.¹⁹ Im Unterschied zu Täuber

war er ein anständiger Kerl. Die Badewarte mussten die konfiszierten Dinge zwar bei ihrem Kapo Emil Worgul abgeben, aber Fritz vermutete, dass Plaut gelegentlich etwas für sich abzweigte. Fritz schwindelte ihm vor, er brauche Wodka, um Worgul zu bestechen, damit er einigen Kameraden leichtere Arbeit zuteilte. Und es funktionierte tatsächlich. Plaut ging an sein Versteck und kam mit einem kleinen Bündel amerikanischer Dollarnoten zurück.

Am nächsten Tag traf Fritz Fredl Woher und gab ihm das Geld. Ein paar Tage ängstlichen Wartens vergingen. Dann tauchte Woher eines Tages mit einer Miene auf, in der sich Furcht und Triumph mischten. Er zog unter seinem Mantel eine Pistole hervor, eine Luger. Woher er sie hatte, verriet er nicht, aber Fritz vermutete, dass sie von einem seiner Freunde in den Flakbatterien kam. Er zeigte Fritz, wie die Pistole funktionierte, wie man das Magazin auswarf und mit Munition lud, wie man sie scharf machte und abdrückte. Er hatte auch ein paar Schachteln Munition mitgebracht.²⁰ Fritz hielt sie ahnungsvoll und aufgeregt in der Hand. Er spürte ihre tödliche Kraft in seiner Hand.

Doch wie sollte er sie ins Lager bringen? Lebensmittel waren eine Sache, Schusswaffen eine ganz andere. Fritz zog sich in ein Versteck zurück, liess die Hosen herunter und band sich die Luger am Oberschenkel fest. Die Munition steckte er in die Tasche. Zitternd marschierte er am Abend ins Lager zurück.

Nach dem Appell ging er direkt ins Krankenrevier zu Stefan Heymann. Er bedeutete ihm, zu folgen, führte ihn hinter einen Haufen Schmutzwäsche und zeigte ihm die Luger.

Stefan war entsetzt. «Bist du verrückt geworden? Sieh zu, dass du sie wieder loswirst! Wenn du damit erwischt wirst, bist du nicht nur selbst geliefert – du gefährdest unsere ganze Operation!»

Fritz reagierte verletzt. «Du hast mich doch so erzogen», sagte er. «Du hast mir beigebracht, um mein Leben zu kämpfen.»

Darauf wusste Stefan nichts zu sagen. In den nächsten Tagen sprachen sie immer wieder darüber. Fritz erklärte, was er sich dabei gedacht hatte: Es würde zum Kampf kommen, die Russen waren bekanntermassen brutal, und man musste damit rechnen, dass die SS ihre Häftlinge umbrachte. Langsam liess Stefan sich überzeugen. «Ich bin sicher, ich kann noch mehr Waffen besorgen, wenn ich genug Geld bekomme», sagte Fritz.

Stefan dachte darüber nach. «Na gut», lenkte er schliesslich ein. «Ich tue, was ich kann. Aber es muss anständig organisiert sein, hör auf mit den Alleingängen.»

Er kratzte zweihundert Dollar zusammen, die Fritz Fredl Wocher übergab. Wieder mussten sie warten, und nach einer Woche führte Wocher Fritz an einen versteckten Ort in der Fabrik, wo er eine weitere Luger und zwei Maschinenpistolen vom Typ MP 40 versteckt hatte – die automatischen Waffen, die überall von deutschen Soldaten benutzt wurden. Dazu gab es mehrere Schachteln mit Munition.

Diesmal würde es viel schwieriger werden, die Beute ins Lager zu schmuggeln. Fritz plante die Aktion sorgfältig, er würde mehrere Male gehen müssen. Er beschaffte sich einen der grossen Behälter, in denen das Mittagessen für die Häftlinge geliefert wurde, und baute einen Zwischenboden ein, in dem er die Munition versteckte. Die Luger band er sich wieder ans Bein, aber mit den Maschinenpistolen war es schon schwieriger. Nachdem Wocher ihm gezeigt hatte, wie man sie benutzte und pflegte, baute er eine auseinander und band sich so viele Teile wie möglich um den Bauch.

Es war Winter, sodass es abends, wenn er Feierabend machte, dunkel war. Mit etwas Glück würden die Wachen seine ungewöhnlich kräftige Statur nicht bemerken. Doch sein Magen rebellierte heftig, als er zwei Stunden beim Appell stehen musste, die schweren Waffenteile am Körper.

Sobald der Appell zu Ende war, ging Fritz in die Wäscherei des Krankenreviers, wo Jule Meixner schon auf ihn wartete. Rasch zog er

seine Uniform aus, nahm die Waffenteile ab und reichte sie Jule, die sie sofort versteckte. Aus Sicherheitsgründen erfuhr Fritz nicht, wo sich die Verstecke befanden – wer nichts weiss, kann auch unter der Folter nichts verraten, ein altes Prinzip. In den nächsten Tagen wiederholte er die gefährliche Operation, bis alle drei Waffen und die Munition im Lager waren.

Er war sehr zufrieden mit sich. Indem er die Luger ins Lager schmuggelte, hatte er Stefan vor vollendete Tatsachen gestellt. Die Widerstandsguppe hätte es von sich aus nie getan. Doch wenn es tatsächlich so laufen würde wie in Majdanek, würden sie wenigstens ein paar SS-Leute mit in den Tod nehmen.

Bis in den Dezember hinein stellte Gustavs Werkstatt parallel Verdunkelungsvorhänge und Mäntel her. Da er nicht direkt in den Widerstand verwickelt war, hatte er keine Ahnung von der gefährlichen Aktion, die Fritz unternommen hatte. Gustav freute sich auf Weihnachten; Woher würde einen weiteren Ausflug nach Wien unternehmen.

An einem Montagnachmittag lief die Werkstatt wie gewohnt auf Hochtouren, als sie plötzlich über dem leisen Rattern der Nähmaschinen die Sirenen, hörten.²¹ Ein Luftangriff stand bevor. Innerhalb von Sekunden begannen Türen zuzuschlagen, Füße rannten, Stimmen erhoben sich. Die SS und die Zivilarbeiter machten sich auf den Weg zu den Schutzräumen. Gustavs Leute schauten ihn an. Er gab ihnen die Erlaubnis, in irgendein provisorisches Versteck zu fliehen. Er selbst blieb, wo er war. Verstecke nützen wenig, wenn eine Bombe in die Nähe fällt.

Nach ein paar Minuten, als die letzten panischen Schritte verstummten, begannen das Dröhnen der Flugzeuge und das Rattern der Flak-Kanonen. Das Geräusch stieg in einem Crescendo an, und mit

ihm kamen die ersten erderschütternden Bombeneinschläge. Gustav lag flach auf dem Boden. Ihm war das alles nicht neu, schliesslich hatte er Monate unter Beschuss in den Schützengräben verbracht und gelernt abzuwarten, bis es entweder vorbeiging oder er von einer zufälligen Bombe getroffen und getötet wurde. Es war nicht nur nutzlos, sondern auch gefährlich, in Panik zu geraten. Seine grosse Angst galt Fritz, der auf einem Ausseneinsatz war. Draussen zwischen den Gebäuden war man zumindest vor herumfliegenden Trümmerteilen geschützt.

Wieder zielten die Bomber auf die Ölfabrik, aber viele Explosionen schienen eher wahllos – einige weit weg, andere gefährlich nah. Plötzlich wurde der Boden unter Gustav von einer riesigen Detonation erschüttert. Die Fenster zerbrachen, und im gleichen Moment setzte eine Kakophonie von zerrissenem Metall und Mauerwerk ein. Gustav bedeckte seinen Kopf und blieb liegen. Das Zittern des Bodens liess nach. Staub schwebte in der Luft, und jenseits der Stille, die ihn umgab, hörte Gustav entfernte Schreie. Die Flak setzte aus, das Dröhnen der Bomber verschwand. Dann heulten die Sirenen Entwarnung.

Gustav rappelte sich auf und fand die Werkstatt in heillosem Durcheinander: Nähmaschinen waren aus ihrer Verankerung gelöst und von den Tischen gestürzt, Stühle umgeworfen, Staub überall, Glasscherben von den zerbrochenen Fenstern. Die Männer und Frauen, die bei ihm geblieben waren, standen auf, husteten und blinzelten.

Nachdem er sich davon überzeugt hatte, dass niemand verletzt war, galt Gustavs nächster Gedanke Fritz. Er ging nach draussen, wo ihn ein Chaos aus Rauch und Flammen erwartete. Einige Gebäude waren zerstört, tote Häftlinge lagen verstreut im Freien und inmitten der Trümmer. Verletzte Männer und Frauen wurden von ihren Kameraden gestützt.²²

Keine Spur von Fritz. Gustav eilte durch den Rauch und steuerte

voller Sorge auf das übliche Versteck seines Sohnes zu. Er bog um die Ecke und erreichte die Stelle. Es gab sie nicht mehr. Nur ein Haufen zerbrochene Trümmer und verdrehtes Metall. Schockiert und ungläubig starrte Gustav darauf.

Nach einer Weile ging er zurück, wie betäubt vor Trauer. Sein Fritz, sein ganzer Stolz und seine Freude, sein lieber, süßer, treuer Fritz – er war nicht mehr.

SS-Männer und Zivilisten tauchten aus den Schutzräumen auf. Kaum jemand war auf dem Posten geblieben. An einigen Stellen waren die Zäune niedergerissen, mehrere Gefangene waren geflohen. Gustav stand einen Moment da und starrte auf die SS-Männer, die versuchten, die Ordnung wiederherzustellen. Als er sich gerade abwenden wollte, sah er zwei Gestalten in gestreifter Uniform durch den Rauch auf sich zukommen. Einer der beiden Männer trug einen grossen Werkzeugkasten und bewegte sich mit einem vertrauten Gang. Gustav traute seinen Augen kaum. Er rannte auf Fritz zu und schloss ihn in die Arme. «Bub, du lebst!», schluchzte er, küsste das verwirrte Gesicht seines Sohnes, umarmte ihn und wiederholte immer wieder: «Bub, du lebst! Das ist ein Wunder!»

Er nahm Fritz am Arm und führte ihn zu den rauchenden Überresten seines Verstecks. «Ein Wunder», wiederholte er immer wieder. Gustavs Glaube an ihr Glück und ihre Stärke, die dazu beigetragen hatten, dass er so lange am Leben blieb, war wieder einmal bestätigt worden.

Ein weiterer Luftangriff traf die Buna-Werke am zweiten Weihnachtstag. Die Amerikaner hatten die Fabrik zum Hauptziel erklärt und schienen entschlossen, sie zu vernichten. Doch es gelang ihnen nur, ein paar Gebäude zu zerstören, eine Handvoll Nazis zu verletzen, Hunderte von Gefangenen zu töten oder zu verletzen und die Produktivität zu verringern. Scharen von Sklaven räumten die Trüm-

mer auf, reparierten die Gebäude und bauten sie wieder auf. Sie sabotierten, was sie konnten, und arbeiteten so langsam, wie sie es wagten. Und so sorgten sie gemeinsam mit den Bombern dafür, dass die Buna-Werke niemals Gummi produzierten und dass die anderen Werke niemals ihre volle Kapazität erreichten.

Am 2. Januar kehrte Fredl Wocher mit Briefen und Paketen von Olly Steyskal und Karl Novacek aus Wien zurück. Gustav schreibt in seinem Tagebuch von der grossen Freude, «dass wir noch immer in der Heimat gute Freunde haben».²³

Doch abgesehen davon hatten er und Fritz in Fredl Wocher selbst den allerbesten Freund. Er hatte sich unzählige Male und auf so viele Arten bewährt. Nachdem sich die Rote Armee jetzt auf der anderen Seite von Krakau befand, versuchte Fritz, ihn zum Verschwinden zu bewegen, bevor die Russen Auschwitz erreichten und entdeckten, was hier passiert war.

Wocher sah die Notwendigkeit nicht. «Mein Gewissen ist rein», sagte er. «Mehr als rein. Und ich bin nur ein Zivilist, ein Arbeiter. Mir wird nichts passieren.»²⁴

Fritz war nicht überzeugt. Er erinnerte Wocher an den Hass, den die Russen auf alle Deutschen verspürten – Wocher wusste das aus seiner Zeit an der Front doch nur allzu gut. Ausserdem gab es in Auschwitz Tausende russischer Gefangener, die nach Rache dürsten würden, sobald sie Gelegenheit dazu bekämen. Wocher konnte sich nicht darauf verlassen, verschont zu bleiben, wenn eine Welle der Rache durch die Lager fegte. Aber Wocher blieb unbeirrt. Er sei noch nie weggelaufen, sagte er, und wolle jetzt nicht damit anfangen.

Fritz war klar, dass das Ende jeden Tag kommen konnte. Seit zwei Monaten schon bereitete er sich darauf vor. Dank ihm besass der Widerstand Waffen. Gleichzeitig hatte Fritz eine zusätzliche Vorsichtsmassnahme getroffen, um sich und seinen Vater für eine eventuelle Flucht auszurüsten. Nachdem er die Idee der Flucht nach Tirol verworfen hatte, musste er einsehen, dass Kämpfen möglicherweise

auch keine Option war. Deshalb waren er und sein Vater der wöchentlichen Kopfrasur ausgewichen und hatten ihr Haar auf eine normale Länge wachsen lassen. Der Appell war die einzige Gelegenheit, bei der Gefangene vor den Augen der SS routinemässig die Mütze abnahmen, und der Appell fand in den Wintermonaten immer bei Dunkelheit statt. Ausserdem hatte Fritz sich von David Plaut im Hauptbad heimlich Zivilkleidung besorgt, die er in einem Werkzeugschuppen im Lager versteckte. Dort befanden sich genug Jacken und Hosen für ihn, seinen Papa und einige ihrer engsten Kameraden.

Am 12. Januar 1945 startete die Rote Armee ihre lange erwartete Winteroffensive in Polen – ein kolossaler, gut geplanter Angriff auf ganzer Front, an dem drei Armeen mit zweieinviertel Millionen Männern beteiligt waren. Dies war der letzte Vorstoss, um die Deutschen zurück in ihr Vaterland zu treiben. Wehrmacht und Waffen-SS, deren Stärke nur ein Viertel der Angreifer betrug, zogen sich unter dem Ansturm zurück und harrten in einer Handvoll befestigter polnischer Städte aus. Doch ausgerechnet in der Nähe von Krakau ging der Vormarsch frustrierend langsam – langsamer als an den meisten anderen Stellen.

Jeden Tag hörten die Gefangenen in Auschwitz das ferne Dröhnen russischer Waffen, wie eine Uhr, die die Augenblicke bis zur Befreiung herunterzählte.

Am 14. Januar verabschiedete sich Alfred Woche von Gustav und Fritz. Er war zum Volkssturm eingezogen worden, einer eilig organisierten Truppe von alten Männern, minderjährigen Jungen und versehrten Veteranen, die zur letzten Verteidigung des Reiches aufgeboden wurde. Also würden ihn die Russen doch nicht in Auschwitz finden. Er war glücklich, diese letzte Pflicht für sein Vaterland zu tun. Was auch immer er über die Verbrechen der Nazis dachte, es war doch Deutschland, seine Heimat, ein Land voller Frauen und

Kinder, und die Russen würden es gnadenlos auseinanderreißen, wenn man ihnen Gelegenheit dazu gab.

Der Winter schritt fort, das Wetter verschlechterte sich. Es gab viel Schnee, und am Montag, dem 15. Januar, dem Tag nach Wochers Abreise, erwachte Auschwitz in dichtem Nebel. Die Gefangenen in Monowitz standen mehrere Stunden auf dem Appellplatz, bis der Nebel sich lichtete und die SS sich sicher genug fühlte, um sie zur Arbeit marschieren zu lassen.²⁵

In den Fabriken wurde mit Hochdruck gearbeitet. Während der vergangenen Nacht war ein amerikanisches Flugzeug beobachtet worden, das das gesamte Gebiet mit abgeworfenem Leuchtmateriale beleuchtete und fotografierte. Fotos, die vierundzwanzig Stunden zuvor aufgenommen worden waren, zeigten fast tausend Bombenkrater im Fabrikkomplex und vierundvierzig zerstörte Gebäude. Die Nachtaufnahmen zeigten jedoch, dass die Reparaturen in vollem Gange waren. Die Brennstoff-Fabrik, der wichtigste Teil der Anlage, war praktisch unberührt.²⁶

Am Mittwoch wurden die Häftlinge erneut beim Appell zurückgehalten. Sie blieben den ganzen Morgen über stehen und wurden erst am Nachmittag zu den Fabriken gebracht. Nach nur zweieinhalb Stunden Arbeit wurden sie jedoch wieder ins Lager zurückgebracht.

Die SS wurde nervös. Jeden Morgen klang das Rumpeln der Artillerie etwas weniger entfernt. Am Abend des 17. war das Geräusch noch näher und der Kommandant von Auschwitz, Sturmbannführer Richard Bär, gab den Befehl, mit der Evakuierung der Lager zu beginnen. Invaliden sollten zurückgelassen werden; alle Gefangenen, die Widerstand leisteten, sich verspäteten oder flüchteten, sollten sofort erschossen werden.²⁷ Der Anführer des Widerstands von Auschwitz I alarmierte seine Partisanenkontakte in Krakau: «Wir erwarten die Evakuierung. Chaos. Panik unter der betrunkenen SS.»²⁸

An diesem Abend wurden alle Patienten im Monowitzer Kranken-

revier von den Ärzten untersucht. Die Marschfähigen wurden von der Patientenliste gestrichen und in ihre Baracken zurückgeschickt. Der Rest – über achthundert – wurde neunzehn freiwilligen medizinischen Mitarbeitern überlassen.²⁹

Am folgenden Tag, dem 18. Januar, standen alle achttausend Häftlinge von Monowitz den ganzen Tag in bitterster Kälte auf dem Appellplatz. Fritz und Gustav, die wussten, dass das Ende unmittelbar bevorstand, hatten ihre Zivilkleidung unter ihren Uniformen angezogen und waren bereit, zu flüchten, sobald sie Gelegenheit dazu bekamen. Zumindest froren sie mit ihren zusätzlichen Kleidungsschichten etwas weniger als ihre Kameraden. Allmählich wurde es dunkel.

Schliesslich begannen die SS-Wachen um 16.30 Uhr, die Gefangenen mit ihren taub gewordenen Gliedmassen und Gelenken in Kolonnen zu ordnen. Wie Armeeeinheiten wurden sie in Gruppen von etwa einhundert Häftlingen eingeteilt, die dann zu Bataillonen von etwa tausend zusammengefasst wurden. Daraus wurden drei noch grössere Einheiten gebildet, die bis zu dreitausend Häftlinge umfassten. SS-Ofiziere, Blockführer und Wachen übernahmen das Kommando jeder Einheit.³⁰

Da die SS mit Schwierigkeiten rechnete, hielt jeder SS-Mann sein Gewehr, seine Pistole oder seine Maschinenpistole schussbereit und entsichert. Mit Bedauern dachte Fritz an seine Waffen, die irgendwo in der Krankenhauswäsche versteckt waren, unerreichbar für ihn.

Zu ihrer grossen Beunruhigung war der berüchtigte SS-Hauptscharführer Otto Moll zur Stelle. Er gehörte eigentlich nicht zum Monowitz-Wachbataillon, sondern war Leiter der Birkenauer Gaskammern gewesen, aber hier war er und lief zwischen den wartenden Kolonnen umher, die ihre Marschrationen bekamen. Ständig misshandelte er Häftlinge, die darauf warteten, Brot, Margarine und Marmelade entgegenzunehmen. Moll hatte das Blut von Zehntausenden an den Händen.

Ihn hier zu sehen, war unter diesen Umständen zutiefst beunruhigend. Er blieb neben Gustav stehen, da ihm wohl irgendetwas an seinem Aussehen aufgefallen war, sah ihn von oben bis unten an und schlug ihm dann zweimal heftig ins Gesicht, links und rechts. Gustav taumelte und fing sich wieder. Wortlos ging Moll weiter.³¹

Endlich wurde der Marschbefehl gegeben, und die Kolonnen begannen sich zu bewegen. Bereits müde vom Stehen marschierten sie in Fünferreihen vom Appellplatz und bogen nach links in die Lagerstrasse ein. Vorbei an den Baracken, den Küchen, dem kleinen leeren Gebäude, in dem das Lagerorchester gehaust hatte, wurden die Gefangenen ein letztes Mal durch das offene Tor getrieben.

Sie verliessen einen Ort, an dem einige seit mehr als zwei Jahren gelebt hatten. Die alten Überlebenden wie Gustav und Fritz – besonders Fritz – hatten noch mitgeholfen, es aus dem Boden zu stampfen. Das Blut ihrer Kameraden klebte an diesen Gebäuden und tränkte den Boden. Schmerz und Schrecken gehörten unerbittlich zum Leben an diesem Ort. Und doch waren sie hier auf irgendeine seltsame Weise zu Hause gewesen. Ein animalischer Instinkt sorgte wohl dafür, dass sie sich an den Ort gebunden fühlten, an dem sie gegessen, geschlafen und geschissen hatten. Wie sehr man diesen Ort auch hasste, hier lebten Freunde, und man kannte jeden Stein und jedes Stück Holz.

Wohin sie gingen, wussten sie nicht. Weg von den Russen, das war alles, was sie wussten. Alle Nebenlager von Monowitz waren in Bewegung – über fünfunddreissigtausend Männer und Frauen³² auf den schneebedeckten Strassen, die von der Stadt Oswięcim nach Westen führten.

Teil 4

Überleben

Der Todeszug

Fritz sass auf dem Boden neben seinem Papa und zitterte fürchterlich. Um sie herum sassen ihre Freunde. Es war früh am Morgen, die Kälte war unvorstellbar. Sie hatten keinerlei Schutz vor Wind und Wetter, kein Essen, kein Feuer. Sie hatten nur einander. Sie waren fast tot vor Erschöpfung und Kälte. Einige würden nicht wieder auf die Füße kommen, wenn es nach diesem Halt von hier weiterging.

Während der ersten Kilometer nach dem Abmarsch aus Monowitz hatten Fritz, Gustav und die übrigen noch einigermaßen gesunden Häftlinge ihren schwächeren Kameraden geholfen. Wer zurückfiel, wurde von den Wachen mit Gewehrkolben geschlagen und angetrieben. Wer stürzte, wurde von den halb bewusstlosen Nachfolgenden totgetrampelt. Fritz und die anderen taten, was sie konnten, aber auch ihre Möglichkeiten waren begrenzt. Kurz hinter Oswiçcim war ihnen die Kraft ausgegangen, und sie hatten die Schwächsten zurücklassen müssen. Sie wickelten sich enger in ihre Jacken und versuchten die gelegentlichen Schüsse zu überhören, die vom Ende der Kolonne bis zu ihnen hallten, wo die SS die Zurückbleibenden erschoss.

Fritz und Gustav erschien es wie eine Wiederholung des Zwangsmarsches vor vielen Jahren auf der Blutstrasse nach Buchenwald. Aber das hier war unendlich und unvorstellbar schlimmer. Sie blieben dicht beieinander, um sich gegenseitig zu schützen, Vater und Sohn, die Köpfe gesenkt, immer einen Fuss vor den anderen setzend

auf dem festgetretenen Schnee und dem Eis, völlig gefühllos, Stunde um Stunde in der Dunkelheit, in der die Schneeflocken wirbelten. Neben Fritz marschierte ein Blockführer, die Pistole im Anschlag. Fritz spürte die panische Angst des Mannes vor den herannahenden Russen und seine Gewaltbereitschaft.

Nach Gustavs Berechnung waren sie vierzig Kilometer gegangen, als sie im Morgengrauen den Rand einer Stadt erreichten. Dort wurde die Kolonne von der Strasse weg in eine aufgelassene Ziegelei getrieben. Die SS-Wachen hatten die Rast fast genauso nötig wie ihre Gefangenen. Die Männer suchten sich, so gut es ging, geschützte Plätze auf den Ziegelhaufen, eng beieinander, um sich gegenseitig zu wärmen. Fritz und sein Papa blieben wach, so erschöpft sie auch waren, weil sie ahnten, dass nie wieder erwachen würde, wer jetzt einschlieft. Im Gespräch mit Kameraden, die in verschiedenen Teilen der Kolonne gewesen waren, erfuhren sie, dass einige Polen, darunter drei Freunde von Fritz, geflohen waren.

«Das sollten wir auch machen», sagte Gustav zu Fritz. «Einfach weglaufen. Ich kann Polnisch, wir würden schon zurechtkommen. Vielleicht könnten wir ja die Partisanen finden oder uns einfach nach Hause durchschlagen.»

Doch trotz all seiner Vorbereitungen und seiner Entschlossenheit zitterte Fritz Herz bei dem Gedanken an Flucht. Es gab nämlich ein grosses Problem: Er selbst sprach kein Polnisch. Wenn sie getrennt würden, wäre er verloren.

«Wir sollten warten, bis wir auf deutschem Boden sind, Papa», sagte er. «Dann können wir uns beide verständigen.»

Sein Vater schüttelte den Kopf. «Bis nach Deutschland ist es noch weit.» Er warf einen Blick auf die erschöpften Kameraden. «Wer weiss, ob wir je bis dorthin kommen? Selbst wenn die SS uns so lange am Leben lässt.»

Ihre Diskussion wurde durch den Befehl zum Weitermarschieren unterbrochen. Als sie sich hochwuchteten, blieben einige Männer, die eingeschlafen waren, einfach sitzen. Sie waren an Unterkühlung ge-

storben, ihre Körper froren bereits ein. Andere lebten noch, waren aber zu schwach zum Stehen. Die SS-Wachen liefen zwischen ihnen herum, traten und schlugen auf die Männer ein und erschossen diejenigen, die nicht aufwachten.¹

Die Kolonne schleppte sich weiter und liess einen Albtraum von verstreut liegenden Leichen auf dem ausgetretenen Schnee zurück. Sie zog sich bis nach Auschwitz, wo die letzten Evakuierungsmassnahmen noch liefen. Juden, die für die Evakuierung zu schwach waren, wurden gezwungen, die Leichenhaufen um die Gaskammern zu verbrennen. Die Krematorien wurden gesprengt, und SS-Leute verbrannten so viele Akten wie möglich. Einige plünderten noch die Warenlager des «Kanada-Kommandos», bevor auch dort die belastenden Beweise in Form von Beute angezündet wurden. Doch am Ende würde die schiere Masse der Verbrechen, die hier begangen worden waren, alle Versuche vereiteln, die Beweismittel zu vernichten.

An diesem Abend erreichte die Kolonne die Stadt Gleiwitz (heute Gliwice in Polen), wo es mehrere Nebenlager gab. Die Monowitzer wurden in einen verlassenen Bereich gesperrt, der für gerade einmal tausend Insassen gebaut worden war. Diese Häftlinge waren am Tag zuvor evakuiert worden.² Sie bekämen nichts zu essen, waren aber schon froh, nicht unter freiem Himmel nächtigen zu müssen.

Zwei Tage und zwei Nächte blieben sie in Gleiwitz, während die SS die nächste Etappe ihrer Reise organisierte. Im Gegensatz zu den meisten armen Seelen, die Auschwitz verliessen, würden die Männer aus Monowitz mit dem Zug weiterfahren.

Man trieb sie aus den Baracken und brachte sie zum Güterbahnhof der Stadt, wo ihr Zug wartete. Statt der üblichen geschlossenen Güterwaggons hatten die vier langen Züge nur offene Waggons, wie man sie normalerweise für den Transport von Kohle und Schotter benutzte. Essen wurde ausgeteilt – ein halber Laib Brot und ein Stück

Wurst für jeden. Dann begann die Verladung. Fritz und Gustav stiegen in einen Waggon, zusammen mit mehr als hundertdreissig weiteren Männern. Sie kletterten über die Seitenwände und liessen sich mit dumpfem Aufprall auf den Boden aus Stahl fallen, der immer weniger dröhnte, je mehr Männer kamen. Bis die letzten sich dazwischendrängen mussten.

Jeder Waggon hatte ein Bremserhäuschen, eine Art kleiner Hütte mit Fenster oberhalb der Seitenwände. In jeder dieser Hütten bezog ein SS-Mann Posten, bewaffnet mit einer Pistole oder einer Maschinepistole. «Wer den Kopf über die Seitenwand streckt, wird erschossen», erklärte der Blockführer.

Der Zug ratterte, Rauch und Dampf aus der Lokomotive schossen wie dichter Nebel in die eiskalte Luft. Schliesslich rollte der Zug an, begleitet vom Klappern und Scheppern der Kupplungen und vom Kreischen der Räder. So zog er seine Ladung von viertausend verlorenen Seelen davon.³ Und je schneller der Zug wurde, desto heftiger fauchte der eisige Fahrtwind mit zwanzig Grad unter null über die offenen Waggonen.

Räder zischten auf den Schienen, Kupplungen stöhnten und ruckten von Zeit zu Zeit – das Rattern und Quietschen und Klappern und Schlagen der stählernen Wagenräder auf den metallenen Schienen nahm kein Ende. Eine alpträumhafte Musik. Der Holocaust war ein Verbrechen, das aus Reisen bestand, kreuz und quer durch Europa, begleitet vom schrillen Protestlied der Maschinen.

Gustav schaukelte mit dem Zug hin und her. Er sass da, die Knie an die Brust gezogen, Fritz dicht neben ihm. Auch er hatte sich zum Schutz vor der beissenden Kälte zusammengekauert.

Nachdem sie Gleiwitz verlassen hatten, war ihr Zug von den anderen dreien getrennt worden. Er fuhr nach Süden, die anderen nach

Westen. Am nächsten Morgen hielt er an, um Hunderte weiterer Häftlinge aufzunehmen, die aus dem Nebenlager Charlottengrube evakuiert worden waren, bevor sie die Tschechoslowakei durchqueren.⁴ Gustav trotzte dem Befehl des Blockführers und schaute ab und zu vorsichtig über die Seitenwand, um abzuschätzen, wie weit sie gekommen waren, und zu sehen, welche Städte sie passierten. Der Zug hielt kein einziges Mal an, fuhr aber quälend langsam. Er brauchte zwei eiskalte Nächte und einen Tag, um durch die Tschechoslowakei zu kommen.

Man hatte ihnen gesagt, sie würden ins KZ Mauthausen gebracht, eine ebenso aufregende wie erschreckende Nachricht für die Österreicher unter ihnen. Mauthausen war berüchtigt für die Brutalität seiner Wachen. Aber es lag in Österreich, im schönen Hügelland nahe Linz. Österreich! Bald würden Gustav und Fritz nach mehr als fünf langen Jahren wieder heimatlichen Boden unter den Füßen spüren.

Und dort würden sie mit Sicherheit sterben. In Mauthausen fehlte ihnen das Unterstützungssystem, das ihnen in Auschwitz geholfen hatte zu überleben, und sie würden noch härter behandelt werden.

Wenn sie es überhaupt bis dorthin schafften. Während Gustav darüber noch nachdachte, gab es Unruhe unter den Häftlingen. Wieder war einer gestorben. Schwäche, Krankheit und Unterkühlung rafften sie einen nach dem anderen dahin. Ein Freund zog dem Toten Jacke und Hosen aus und zog sie sich an, um die Kälte abzuhalten. Der Leichnam wurde weitergereicht bis in die Ecke, wo schon die anderen Toten aufgestapelt waren, alle bis auf die Unterwäsche ausgezogen und steif gefroren. Dieselbe Ecke diente ihnen als Latrine – selbst in der Kälte war der Gestank unbeschreiblich.

Je mehr von ihnen starben, desto mehr Platz gab es zum Sitzen. Gustav schaute in die verhärmten Gesichter, sah die tiefen Schatten unter den Augen, die vom Hunger eingefallenen Wangen. Einige hat-

ten ihre Rationen so weit gestreckt, dass sie noch am vierten Tag ein paar letzte Krumen zu knabbern hatten. Gustav und Fritz hatten nichts mehr. Gustav spürte schon, wie seine Kraft verebbte und seinen Willen mitnahm. Er hatte nur noch einen Gedanken im Kopf: Flucht.

«Wir müssen bald hier raus», sagte er leise zu Fritz. «Sonst ist es zu spät.» Wenn sie es schafften, bei Nacht über die Seitenwand des Waggons zu klettern, würden die Wachen sie vielleicht nicht bemerken. Bald würden sie in Österreich sein, wo die Sprache kein Problem mehr darstellte. In ihrer Zivilkleidung konnten sie es bis nach Wien schaffen und sich dort verstecken. «Olly und Lintschi kümmern sich schon um uns.»

«Ist gut, Papa», erwiderte Fritz.

In der nächsten Nacht testeten sie die Aufmerksamkeit der Wachen. Mithilfe einiger Freunde hoben sie einen Leichnam vom Stapel, hieften ihn über die Bordwand und liessen ihn fallen. Dann warteten sie auf einen Warnruf aus dem Bremserhäuschen oder einen Schuss, aber es kam nichts. Es würde also nicht so schwierig sein, zu verschwinden. Sie mussten nur noch warten, bis sie endlich in Österreich waren.

Am folgenden Morgen erreichten sie Lundenburg (heute Břeclav in der Tschechischen Republik), ein paar Kilometer von der österreichischen Grenze entfernt. Dort blieb der Zug stehen. Stunden vergingen, ohne dass etwas passierte. Ein vorsichtiger Blick über die Bordwand zeigte ihnen, dass der ganze Zug von SS umzingelt war. Erst als es dämmerte, fuhren sie weiter, nach Österreich hinein. Jetzt konnte es losgehen.

Fritz stiess seinen Vater an. «Papa, aufwachen! Wir gehen.»

Gustav wurde mühsam wach und versuchte aufzustehen. Aber es gelang ihm nicht, seine eiskalten Muskeln waren zu schwach. Er schaute Fritz an, der seinen Blick voller Eifer erwiderte. «Ich kann nicht», sagte er.

«Aber du musst, Papa! Wir müssen hier raus, solange es geht.»

Doch kein Wort von Fritz konnte Gustav zum Aufstehen bewe-

gen. «Du musst allein gehen», sagte er mit schwacher Stimme. «Lass mich hier und geh allein.»

Fritz war entsetzt über den Gedanken. «Wenn du weiterleben willst, musst du deinen Vater vergessen», hatte Robert Siewert vor langer Zeit in Buchenwald zu ihm gesagt. Es war heute so unmöglich wie damals.

Mit jedem Kilometer wurde die Lage in ihrem Waggon schlimmer, die Leute drehten allmählich durch. Einige waren so weit, dass sie für einen Bissen Brot einen Freund erwürgt hätten. In der Ecke des Waggons stapelten sich die Leichen, und jeden Tag kamen acht bis zehn dazu.

«Du musst gehen», insistierte Gustav. «Ich schaffe das nicht, ich bin zu alt und habe keine Kraft mehr. Bitte geh jetzt.»

«Nein, Papa, das tue ich nicht.»

Als der Morgen graute, befanden sie sich im vertrauten, schneebedeckten Land rund um Wien. Der Zug fuhr am Nordufer der Donau entlang und rollte bei hellem Tageslicht durch die nördlichen Vororte, um dann den Fluss zu überqueren und durch die Leopoldstadt zu fahren. Sie wagten kaum, über die Bordwand zu schauen, als ihr Zuhause quälend nah an ihnen vorbeizog. Das westliche Ende des Praters kam und ging, dann überquerte der Zug ratternd den Donaukanal, fuhr durch die westlichen Vororte und wieder hinaus aufs Land.

Am späten Vormittag kamen sie durch St. Pölten, am Nachmittag durch Amstetten, wo der Zug wieder anhielt. Jetzt waren sie nicht einmal mehr vierzig Kilometer von Mauthausen entfernt.

Als es dunkel wurde, fuhren sie weiter. Wieder drängte Gustav seinen Sohn, endlich die Flucht zu wagen. «Du musst gehen, bevor es zu spät ist. Bitte geh, Fritz. *Bitte!*»

Und Fritz lenkte ein. Der Schmerz darüber würde ihn ein Leben lang begleiten. «Nach 5 Jahren unseres gemeinsamen Schicksals sollte ich mich jetzt von meinem Vater trennen», erinnerte er sich später.⁵

Der Zug fuhr jetzt mit Höchstgeschwindigkeit. Im Knien zog Fritz die verhasste gestreifte Uniform mit dem Judenster und der Häftlingsnummer an der Brust aus und warf die Mütze weg. Er umarmte und küsste seinen Papa ein letztes Mal und kletterte dann mithilfe eines Freundes über die Bordwand.

Der eiskalte Wind traf ihn mit voller Wucht, als wollte er seinen Körper durchbohren. Der Zug donnerte schwankend dahin. Ängstlich blickte Fritz zum Bremserhäuschen. Der Mond schien jetzt heller als in der Nacht, als sie die Aufmerksamkeit der Wachen getestet hatten, in zwei Tagen wäre Vollmond. Ein unheimliches Leuchten lag auf der weissen Landschaft, die Baumschatten flogen vorbei.⁶

Gustav spürte noch ein letztes Drücken seiner Hand, dann sprang Fritz und war verschwunden.

Allein auf dem Boden des Waggon, im Mondschein, schrieb Gustav in sein Tagebuch: «Der Herrgott beschütze meinen Jungen. Ich kann nicht mit, da ich zu schwach bin. Es wurde auf ihn nicht geschossen. (Ich) hoffe, dass sich der Junge durchschlägt und bei unseren Lieben einen Unterschlupf findet.»⁷

Der Zug raste weiter, ratternd und klappernd, als wollte die Lokomotive selbst der schrecklichen Reise unbedingt ein Ende bereiten. Im Dunkeln durchquerte er Linz, fuhr dann über die Donau und wieder ostwärts, der kleinen Stadt Mauthausen entgegen.

Fritz flog durch die Luft. Für einen Augenblick hatte er jedes Raumgefühl verloren. Heftig schlug er auf dem Erdboden auf, spürte jeden einzelnen Knochen und bekam kaum Luft. Er rollte durch hohen Schnee und blieb liegen. Der Zug fuhr so dicht an ihm vorbei, dass er den Windzug am Gesicht spüren konnte. Er wagte nicht, sich zu rühren.

Als der letzte Waggon verschwunden war, lag er allein in der Stil-

le unter dem hohen Sternenhimmel. Er sah sich um. Dichtes Unterholz hatte seinen Sturz abgefedert. Ihm taten zwar alle Knochen weh, aber er hatte sich nichts gebrochen. Er schüttelte den Schnee ab und ging an den Schienen entlang auf Amstetten zu.⁸

Doch als er sich der Stadt näherte, gingen ihm die Nerven durch. Er konnte nicht einfach in die Stadt gehen, nicht einmal am späten Abend. So schlidderte er einen Hang hinunter auf offenes Feld. Der Schnee lag hüfthoch und machte das Gehen mühsam, aber endlich kam er doch zu einer engen Gasse am Stadtrand. Kein Mensch zu sehen. Vorsichtig ging er weiter.

Es gelang ihm, die kleine Stadt nördlich zu umgehen, ohne einem Menschen zu begegnen, und bald fand er sich auf einer Landstrasse wieder, die in Richtung Osten führte, parallel zur Eisenbahnstrecke. Er kam durch mehrere Dörfer und Weiler, immer in Richtung St. Pölten. Auf den glatten Strassen fiel ihm das Gehen schwer, und allmählich verliessen ihn die Kräfte.

Nach ein paar Stunden kam er in die Kleinstadt Blindenmarkt, wo die Strasse ganz nah an der Bahnstrecke verlief. Sie waren gestern durch diesen Ort gefahren, es gab hier einen kleinen Bahnhof für die Personenzüge zwischen Linz und Wien. Er war müde und hatte ein paar Mark in der Tasche, seinen Notgroschen aus Monowitz. Ob er es riskieren konnte?

Aus einem Impuls heraus wandte er sich von der Hauptstrasse ab und ging zum Bahnhof. Im Dunkeln fand er einen leeren Viehwaggon, der dort abgestellt war, und kletterte hinein. Zum Schlafen war es zu kalt, aber hier war er wenigstens vor dem Wind geschützt.

Gegen Morgen gingen im Bahnhofsgebäude die Lichter an. Fritz wartete ein paar Minuten, bevor er all seinen Mut zusammennahm und den Waggon verliess.

Im Bahnhof war es still, nur ein einzelner Beamter sass am Fahrkartenschalter. Fritz zögerte. Er war nicht sicher, wie so ein Fahrkartenaufkauf inzwischen ablief. Würde er Papiere vorzeigen müssen? So

lässig wie er konnte, näherte er sich dem Schalter und verlangte eine Fahrkarte nach Wien. Der Beamte, der zu dieser frühen Stunde kaum einmal Reisende sah, betrachtete ihn überrascht (und misstrauisch, so schien es Fritz). Aber er nahm das Geld ohne ein Wort und reichte ihm die gewünschte Fahrkarte.

Fritz begab sich in den verlassenem Warteraum und setzte sich. Nach ein paar Minuten kam der Bahnbeamte und heizte den Ofen an. Fritz rückte näher heran – zum ersten Mal etwas Wärme, seit er Monowitz verlassen hatte. Er war durchgefroren bis ins Mark, und das Gefühl von Leben und Wärme, die in seinen Körper strömten, fühlte sich himmlisch an und war quälend zugleich, da es jeden einzelnen abgestorbenen Nerv wie mit Nadelstichen reizte und die Schmerzen der langen Reise wieder zum Leben erweckte.

Er döste lange vor sich hin, ohne zu wissen, wie lange, bis irgendwann der Zug nach Wien angeschnauft kam und vor dem Fenster anhielt. Fritz ging auf den Bahnsteig, immer noch allein, und stieg in einen Waggon der dritten Klasse ein.

Als er die Tür hinter sich zumachte, bemerkte er voller Entsetzen, dass der Wagen von deutschen Soldaten besetzt war. Kein einziger Zivilist, alles voll mit feldgrauen Wehrmachtsuniformen. Zum Glück waren sie damit beschäftigt, sich zu unterhalten, zu rauchen, Karten zu spielen und vor sich hin zu dösen. Niemand nahm gross Notiz von ihm. Ausserdem war es eh zu spät, um wieder auszusteigen. So setzte er sich auf den nächstbesten freien Platz.

Als der Zug wieder fuhr, sah er sich um. Er fühlte sich wie ein Fremder im eigenen Land, hatte keine Ahnung, wie man sich benehmen musste, und wenig Erfahrung mit dem Verhalten normaler Zivilisten. Doch die Soldaten achteten immer noch nicht auf ihn. Ihren Gesprächen nach waren sie auf dem Weg nach Hause, sie hatten Fronturlaub.

Nach ein paar Stunden und einigen weiteren Stopps, bei denen nie-

mand einstieg, fuhr der Zug in St. Pölten ein. Zwei deutsche Soldaten stiegen ein, beide mit den Erkennungszeichen der Feldgendarmerie, der deutschen Militärpolizei.

Sie gingen durch den Gang und verlangten Papiere. Die Soldaten um Fritz herum holten ihre Kennkarten und Pässe aus den Brusttaschen. Fritz zog seine Fahrkarte hervor, mehr hatte er ja nicht. Als die Soldaten ihre Papiere stapelten und dem Polizisten reichten, ergriff Fritz die Gelegenheit beim Schopf und steckte seine Fahrkarte dazu.

Der Polizist warf einen Blick auf jeden einzelnen Soldaten und reichte ihnen die Papiere zurück. Dann kam er zu der einsamen Fahrkarte und runzelte die Stirn. Er sah Fritz an und machte eine ungeduldige Handbewegung. «Papiere, bitte», sagte er.

Mit klopfendem Herzen tat Fritz so, als durchsuchte er seine Taschen. «Die hab ich verloren.»

Das Gesicht des Polizisten wurde noch finsterer. «Dann müssen Sie mitkommen.»

Fritz war der Verzweiflung nahe, wagte es aber nicht, zu diskutieren. Er stand auf und folgte den Feldgendarmen aus dem Zug.

«Bitte, ich muss unbedingt nach Wien», sagte er, als sie ihn wegführten.

«Sie können erst weiterfahren, wenn wir Ihre Identität festgestellt haben.»

Sie führten ihn zu einem nahegelegenen Wachposten der Wehrmacht und brachten ihn in ein Zimmer, wo er streng, aber nicht besonders aggressiv von einem Unteroffizier verhört wurde.

«Warum sind Sie in den Zug eingestiegen?»

«Ich muss nach Wien», sagte Fritz.

«Aber warum gerade in diesen Zug? Sie müssen doch gesehen haben, dass es ein Truppentransport war. Kurz danach wäre der normale Zug gefahren.»

«Das ... das wusste ich nicht.»

«Ein junger Kerl in Zivilkleidung und ohne Papiere sitzt in einem Zug, der Soldaten transportiert. Das ist doch nicht normal, oder? Wie ist Ihr Name, Junge?»

«Kleinmann. Fritz Kleinmann.» Warum sollte er lügen? Der Name klang absolut deutsch und war sicher nicht selten.

«Warum haben Sie keine Papiere?»

«Ich muss sie verloren haben.»

«Heimatadresse?»

Ohne eine Sekunde zu zögern, gab Fritz eine erdachte Adresse in einer Stadt bei Weimar an. Der Unteroffizier schrieb sie auf einen Zettel.

«Warten Sie hier», sagte er und verliess das Zimmer.

Nach langer Zeit kam er wieder, begleitet von einem Vorgesetzten. «Wir haben die Adresse überprüft. Sie existiert nicht. Wo wohnen Sie wirklich?»

«Tut mir leid», sagte Fritz. «Meine Erinnerung spielt mir manchmal solche Streiche.» Er gab ihnen eine andere Adresse.

Sie kamen wieder zurück, nachdem sie festgestellt hatten, dass auch diese Adresse falsch war. Inzwischen spielte Fritz verzweifelt auf Zeit. Die Feldgendarmen machten das Spiel noch einmal mit, bevor sie, nach der dritten falschen Adresse, die Geduld verloren.

Zwei Wachen wurden herbeigerufen. «Nehmen Sie Herrn Kleinmann mit in die Kaserne», befahl der Unteroffizier. «Sicherheitsabteilung.»

Sie steckten ihn in ein Fahrzeug und fuhren mit ihm durch die Strassen zu einer kleinen Kaserne, wo er in eine Art Gefängnis gebracht wurde. Es gab ein Büro und mehrere Zellen hier.

Der diensthabende Offizier warf einen Blick auf die Notiz der Feldgendarmerie und forderte Fritz auf, seine Herkunft korrekt anzugeben. «Wenn Sie mich anlügen, sperre ich Sie ein.»

Was konnte Fritz schon tun? Er gab eine vierte ausgedachte Adresse an. Sie wurde überprüft, und dann wurde er formell unter Arrest gestellt. Der Offizier war ruhig und gelassen, er schrie ihn nicht an, wütete nicht herum und drohte ihm auch keine Folter an. Er befahl seinen Leuten lediglich, Herrn Kleinmann in eine Zelle einzuschliessen. «Vielleicht fällt Ihnen da drin ja die Wahrheit ein», sagte er drohend.

Die Zelle war gross, bereits mit drei Häftlingen – alles Soldaten – belegt, die wegen kleinerer Vergehen auf ihre Verhandlung vor dem Kriegsgericht warteten. Sie betrachteten Fritz neugierig, und er liess sich auf ein flüchtiges Gespräch ein, erklärte ihnen, er sei Zivilist und habe seine Papiere verloren.

In der Zelle war es angenehm warm. Jeder Mann hatte ein eigenes Bett, es gab einen Tisch und Stühle, ein Waschbecken und eine Toilette in der Ecke. Es war Jahre her, dass Fritz solchen Komfort erlebt hatte. Als ein Soldat ihnen das Abendessen brachte – das erste warme Essen für Fritz seit nahezu einer Woche und die erste richtige Mahlzeit seit ewigen Zeiten –, musste er sich zwingen, langsam zu essen und nicht alles hinunterzuschlingen wie ein halb verhungertes Hund.

Als Fritz nach dem Abendessen die Decke auf seinem Bett zurückschlug, traute er seinen Augen kaum. Darunter befanden sich Laken. Laken! Was für eine Zelle war das denn? Er fühlte sich fast wie im Himmel, als er seinen erschöpften Körper niederlegte, und schlief süss und selig die ganze Nacht.

Der nächste Morgen war fast noch besser. Ein Soldat brachte ihnen ein Frühstück, bei dem Fritz ganz schwindelig wurde. Heisser *echter* Kaffee, Brot, Margarine, Wurst – und so viel! Seine Zellenkameraden plauderten am Tisch, während er sich zurückhielt und darauf konzentrierte, seinen Magen zu füllen.

Irgendwann brachte man ihn wieder zu dem Offizier, der zu wissen verlangte, wer er wirklich war. Im Laufe des Verhörs begriff Fritz, dass man ihn für einen Deserteur hielt. Das ergab ja auch absolut Sinn – er hatte das richtige Alter, sah entsprechend aus, und

auch sein Akzent stimmte, ebenso wie die Umstände seiner Verhaftung. Und da der Offizier diesen Verdacht hatte, kam er gar nicht auf die Idee, dass sein Häftling in eine viel grössere Angelegenheit verstrickt war – dass dieser junge Mann mit den klaren Gesichtszügen, der Zivilkleidung und dem Wiener Akzent ein Jude war, der der SS entkommen war.

Fritz verweigerte die Antwort und wurde wieder in die Zelle gesteckt. Dort fühlte er sich sehr wohl, es war sicher, warm, und es gab ordentlich zu essen. Zu Mittag bekam er einen einfachen, aber sehr guten Eintopf und ein Stück Brot. Im Moment war er absolut zufrieden mit seiner Lage.

Doch sein Verstand, der ihn in all den Jahren im Lager am Leben gehalten hatte, begriff sehr wohl die Gefahr, in der er schwebte. Früher oder später würde der Offizier die Wahrheit herausfinden. Den ganzen Tag grübelte Fritz über eine Lösung nach. Nach dem Abendessen, während seine Zellenkameraden sich unterhielten, klaute er einem von ihnen mehrere kleine Stücke Rasierseife und ass sie. Am nächsten Morgen war er krank: Fieber, Schweissausbrüche, schrecklicher Durchfall.⁹ Seine Zellenkameraden riefen die Wache, und Fritz wurde hinausgetragen.

Man brachte ihn in ein Lazarett, wo es ihm während der Untersuchung – die nichts anderes erbrachte als Magenkrämpfe und erhöhte Temperatur – gelang, seine Tätowierung aus Ausschwitz zu verstecken. Man brachte ihn in ein Einzelzimmer, wo er unter Bewachung blieb.

Dort war es noch besser als in der Zelle: frisches weisses Bettzeug, Krankenschwestern, die ihm Tee und Medikamente brachten. Nach einer Weile konnte er wieder essen, obwohl er noch Durchfall hatte – ein geringer Preis für die Verzögerung seiner Befragung.

Der Arzt, der ihn am dritten Tag untersuchte, erwähnte kurz, draussen stände ein Wachsoldat mit Maschinepistole, er solle also lieber nicht an Flucht denken.

Das Fieber sank, der Durchfall liess nach, und Fritz wurde sofort in die Sicherheitsabteilung zurückgebracht. Dort gingen die Befragungen durch den Offizier weiter, dem allmählich die Geduld ausging. «Es wird Zeit, dass wir diesen Fall abschliessen», sagte er. «Wenn Sie nicht gestehen, übergebe ich Sie der Gestapo.»

Offenbar rechnete er damit, dass sein Gefangener angesichts dieser schrecklichen Drohung aufgeben würde, aber Fritz schwieg immer noch. Wütend schickte ihn der Offizier zurück in die Zelle. «Noch zwei Tage», erklärte er. «Dann mache ich Schluss mit Ihnen.»

Nach zwei weiteren angenehmen Tagen brachte man Fritz zurück in den Verhörraum. «Ich weiss jetzt, wer Sie sind», sagte der Offizier. Fritz erschrak. «Sie sind überhaupt kein Deserteur. Ich nehme an, Sie sind ein feindlicher Agent und in britischem Auftrag unterwegs. Sie sind mit dem Fallschirm hier abgesetzt worden, um subversive Tätigkeiten zu entfalten.» Nach dieser erstaunlichen Feststellung erklärte er: «Sie werden als Spion behandelt.»

Fritz war entsetzt – das war noch schlimmer, als wenn man herausgefunden hätte, dass er ein entflohener KZ-Häftling war. Er stritt alles ab, aber der Offizier hörte ihm gar nicht mehr zu. In seinen Augen konnte nur ein feindlicher Agent sich so verdächtig verhalten, wie Fritz es getan hatte, indem er sich den deutschen Soldaten angeschlossen hatte. Und nur ein gut ausgebildeter Spion würde den Verhören so lange widerstehen. Das hätte kein Deserteur geschafft.

Allem Leugnen zum Trotz wurde Fritz in seine Zelle zurückgebracht. Plötzlich war ihm sehr unbehaglich zumute. Sollte er gestehen? Nein, dann würde man ihn der SS übergeben, und er würde erschossen. Aber wenn sie ihn für einen Spion hielten, wäre das Ergebnis ja dasselbe! Und würden sie ihm überhaupt noch glauben, wenn er jetzt gestand? Der Offizier schien so überzeugt, dass er ein Emi-

grant war, und so zufrieden mit sich, dass er einen britischen Spion gefangen hatte – selbst wenn er die Tätowierung sähe, würde er vermutlich glauben, es handle sich um einen Teil von Fritz' Tarnung.

Am nächsten Tag wurde Fritz noch einmal zu dem Offizier gebracht. Drei bewaffnete Soldaten standen bei ihm. «Ich bin Ihr Leugner leid», sagte der Offizier. «Mir ist es jetzt egal, ich schicke Sie nach Mauthausen. Soll sich doch die SS mit Ihnen herumärgern.»

Mauthausen

Fritz spürte einen Stich an den Handgelenken, als sich die stählernen Handschellen schlossen. «Wenn Sie versuchen zu fliehen», sagte der Offizier, «werden Sie sofort erschossen.»

Von drei Soldaten eskortiert – einem Unteroffizier und drei Gefreiten – wurde Fritz zum Bahnhof gebracht, und sie stiegen in den Zug nach Linz. Zum dritten Mal fuhr er jetzt die vertraute Strecke von St. Pölten über Blindenmarkt nach Amstetten. Irgendwann kamen sie an der Stelle vorbei, wo er aus dem Häftlingstransport abgesprungen war, aber er erkannte sie nicht genau – es war jetzt hell, und der Schnee schmolz. In seiner Erinnerung war alles noch sehr lebendig, aber ebenso lebendig war auch das angenehme Zwischenspiel in St. Pölten. Es kam ihm vor wie ein herrlicher Urlaub, und in seiner Erinnerung schrumpfte der Aufenthalt zu einer Woche zusammen, obwohl er in Wirklichkeit fast drei Wochen gedauert hatte.¹ Drei Wochen gutes Essen, sichere Unterkunft und Zeit, wieder gesund zu werden.

In Linz stiegen sie in einen Nahverkehrszug Richtung Mauthausen um, eine nette Kleinstadt in einer Donauschleife zwischen grünen Hügeln, Feldern und Wäldern. Fritz wurde durch die Stadt geführt, immer zwei Schritte vor seinen Wachen, unter vorgehaltener Waffe. Die Stadtbewohner, die sich daran gewöhnt hatten, im Schatten des Lagers zu leben, achteten gar nicht auf ihn.

Eine kurvenreiche Strasse führte das Tal hinauf. Als das Lager in Sichtweite kam, wirkte es vollkommen anders als die Konzentra-

tionslager, die Fritz bisher gesehen hatte. Es sah eher aus wie eine Festung mit dicken Mauern, Wehrgängen und Geschützständen. In einer Ecke befand sich ein massives Torhaus aus Stein, auf der einen Seite flankiert von einem kleinen Rundturm, auf der anderen Seite von einem riesigen eckigen Turm, der vier Stockwerke hoch war. Irgendwo hinter diesen Mauern befanden sich Fritz Vater und seine Freunde. Jedenfalls hoffte er das. Man konnte sich ja vorstellen, wie hart die Selektionen in einem solchen Lager waren. Aber Fritz vertraute auf die Kraft seines Vaters und war tief in seinem Inneren überzeugt, dass sie sich wiedersehen würden, viel schneller, als sie bei seiner Flucht erwartet hatten. Er hätte eine wilde Geschichte zu erzählen.

Doch statt ihn durch das Tor zu führen, drehten die Wachen ab und brachten ihn die Strasse entlang, vorbei an einem Obstgarten, zur Aussenmauer. An der Ecke machte die Strasse eine scharfe Biegung nach rechts. Auf der einen Seite gähnte ein Abgrund.

Von hier aus hatte Fritz einen guten Blick auf den Ort, der Mauthausen so in Verruf gebracht hatte: den Granitbruch. Er war grösser und viel tiefer als der Kalksteinbruch in Buchenwald. Unten am Grund wimmelte es von Sklaven, und man hörte das Klingen von Hämmern und Meisseln auf den Steinen. Am Ende war eine breite, steile Treppe zu sehen, die in den Fels geschlagen war, einhundertsechundsachtzig Stufen, die sich ohne Absatz von ganz unten bis zum Rand schwangen. Auf ihr waren Hunderte von Häftlingen zu sehen, die Granitblöcke auf dem Rücken trugen. Das war also die berühmte Todestreppe, das Symbol aller Schrecken von Mauthausen.

Der Granit, der hier abgebaut wurde, war für Hitlers monumentale Bauprojekte bestimmt gewesen, eine grandiose Vision, für die ungeheure Mengen von Steinen gebraucht wurden. Tausende von Häftlingen waren in diesem Steinbruch gestorben. Die Todestreppe war ein Sinnbild für das Denken der SS – warum sollte man ein effizien-

teres mechanisches Transportmittel einsetzen, wenn die Arbeitskraft von Kriminellen und Juden so billig war und das Ganze eine so grossartige Strafe darstellte? Ständig gab es Verletzte und Tote – beim kleinsten Fehltritt stürzten Mann und Granitblock die Treppe hinter, nahmen andere mit wie Dominosteine, Knochen brachen, Körper wurden zerquetscht.

Fritz und seine Wachen folgten der Strasse entlang des Steinbruchs, bis sie zu einer Gruppe von Baracken kamen. Hier übergaben seine Wachen ihn der SS und verschwanden.

Fritz hatte erwartet, dass man ihn verhören und schlagen würde, aber nichts geschah. Man wusste offenbar immer noch nicht, was man mit ihm anfangen sollte. Ein SS-Mann brachte ihn zum Haupttor, einem weiteren riesigen Bau aus Granit mit zwei Türmen, die von Wachposten mit Flutlicht und Maschinengewehren gekrönt waren. Dies war der Eingang zu dem Teil des Lagers, in dem die Häftlinge lebten – das erste Tor, das er gesehen hatte, führte zu den Garagen der SS.

Innerhalb der Festung wirkte alles überraschend klein und normal. Das Lager war kompakter als Monowitz, dicht aneinandergereiht standen die üblichen primitiven Baracken rund um einen schmalen Appellplatz. Der SS-Mann verschwand im Torhaus, nachdem er Fritz befohlen hatte, an der Mauer zu warten.

Dort hielten sich ein paar Häftlinge auf. Einer kam zu Fritz und betrachtete seine Zivilkleidung. «Wer bist du denn?», fragte er. «Weshalb bist du hier?»

«Ich heisse Fritz Kleinmann und komme aus Wien.»

Der Mann nickte und ging. Ein paar Augenblicke später kam er zurück, begleitet von einem zweiten Häftling, der sehr viel Autorität ausstrahlte, offenbar ein Funktionsträger.

«Du kommst aus Wien?», fragte er. «Ich auch. Bin schon seit Jahren hier.» Er betrachtete Fritz eingehend. «Es ist ziemlich schlimm

hier, aber was du hier auf keinen Fall sein willst, ist Jude. Die Juden leben hier nicht lange.» Und damit ging er davon.

Bald darauf kam der SS-Mann wieder aus dem Torhaus. Zu Fritz Überraschung fragte er ihn, ob er eine Tätowierung aus Auschwitz hätte. In letzter Zeit hatte es ein paar Transporte aus Auschwitz gegeben, und man suchte noch nach Ausbrechern.

«Nein», erwiderte Fritz und rollte seinen rechten Ärmel statt des tätowierten linken hoch. «Sehen Sie, da ist nichts.» Seine nachgewachsenen Haare und sein gesundes Aussehen taten ein Übriges, um den SS-Mann zu überzeugen. Er übergab Fritz an einen Funktionshäftling, der ihn ins Bad brachte.

Dort traf er den Wiener wieder, der sich diesmal richtig vorstellte. Sein Name war Josef Kohl, man nannte ihn aber Pepi, offenbar ein wichtiger Mann. Da Fritz das Gefühl hatte, man könne ihm vertrauen, gab er ihm gegenüber zu, wer er war, jedenfalls zum Teil. Er berichtete, dass er in Buchenwald und Auschwitz gewesen war, erzählte von seiner Flucht aus dem Zug und seiner Verhaftung – mehr nicht. Schnell war ihm klar geworden, dass er sich nicht als Jude zu erkennen geben durfte, wenn er hier überleben wollte. Deshalb behauptete er, er sei ein politischer Häftling.

Zum dritten Mal erlebte Fritz das Ritual aller Neuaufnahmen: Dusche, Häftlingskleidung, aller Besitz wurde konfisziert. Als die Schneidemaschine über seine Kopfhaut fuhr und sein gerade nachgewachsenes Haar in Büscheln auf den Boden fiel, wusste er, jetzt war er endgültig wieder in seinem Albtraum angekommen.

«So ist das, wenn man seine Adresse nicht angibt», sagte der Mann, der ihn in der Schreibstube registrierte. Fritz sah ihn fragend an. «Deshalb bist du doch hier», erklärte ihm der Beamte mit einem Blick auf die Notiz, die die Wehrmachtssoldaten mitgebracht hatten. Als er Fritz Gesichtsausdruck sah, fügte er hinzu: «Ja, jetzt ist es zu spät, mein Junge.»

Hielten sie ihn immer noch für einen Spion? Fritz fühlte sich in

einem entsetzlichen Dilemma. Wenn er die Wahrheit sagte, hatte er keine Chance, einen Ausweg aus seiner Lage zu finden. Der Anblick des Granitbruchs hatte alle schlimmen Gerüchte über die Zustände in Mauthausen bestätigt. Aber wenn er schwieg, würden sie ihn vermutlich erst foltern und dann erschiessen.

Er beschloss, dass es sicherer war, die halbe Wahrheit zu gestehen, so wie er es schon bei Pepi Kohl getan hatte. Er gestand, dass er aus einem Transport von Auschwitz geflohen war, krepelte den Ärmel hoch und zeigte seine Tätowierung. «Grund der Haft?», fragte der Mann.

«Schutzhaft», erwiderte Fritz. «Deutscher Arier, politisch.»

Der Mann zuckte nicht mit der Wimper. Fritz wurde ins Register eingetragen und bekam zum dritten Mal eine Häftlingsnummer: 130 039.² Niemand konnte irgendetwas über ihn herausfinden, selbst wenn die Gestapo das gewollt hätte. Denn Auschwitz existierte nicht mehr. Es war am 27. Januar von der Roten Armee befreit worden, am gleichen Tag, als Fritz in Blindenmarkt in den falschen Zug eingestiegen war. In Monowitz waren nur noch ein paar Hundert halb tote Gespenster im Krankenrevier aufgefunden worden, von denen viele die Befreiung nur um ein paar Tage überlebten.³

Fritz gab den Namen seiner Cousine Lintschi – die offiziell als «Arierin» galt – als den seiner nächsten Verwandten an, dazu seine echte Wiener Adresse. Soweit er von Fredl Wocher wusste, lebte dort niemand, den er mit seinen Angaben gefährdet hätte. Was seinen Beruf anging, überlegte er einen Moment. Er hatte in den Lagern einige Fertigkeiten erlernt, aber welche sollte er jetzt angeben? Es sah nicht so aus, als hätte man hier viel Bedarf an Bauarbeitern, und er vermutete, dass alle, die man sonst nicht brauchen konnte, im Steinbruch landeten. Also behauptete er, er sei Heizungstechniker,⁴ was sogar zum Teil stimmte, denn er hatte geholfen, einige Heizanlagen aufzubauen und in Betrieb zu nehmen. Ausserdem hatte er ja von seinem

Papa gelernt, wie leicht man bluffen konnte, wenn es um den Beruf ging.

Seine Flucht war zwar gescheitert, hatte ihm aber eine Zeit der Erholung verschafft, in der er seine Gesundheit und Kraft einigermaßen wiederhergestellt hatte. Er wusste sehr genau, welchen Vorteil ihm das verschaffte, wenn es ums Überleben ging. Doch er wusste nicht, wie wichtig das noch werden würde. Denn auch für ihn, der den grössten Teil seines Erwachsenenlebens in der Hölle auf Erden verbracht hatte, stand das Schlimmste noch bevor.

Fritz wurde in einem Block untergebracht, der beunruhigend nahe beim Bunker lag, einem Gebäude mit angebauter Gaskammer und Krematorium. Im nächsten Abschnitt des Lagers, durch eine Mauer abgetrennt, hausten Hunderte von sowjetischen Kriegsgefangenen unter entsetzlichen Bedingungen. Sie hungerten und mussten härteste Zwangsarbeit leisten. Vor zwei Wochen hatte es einen grösseren Ausbruchversuch gegeben, bei dem die Russen den elektrischen Zaun mit nassen Decken kurzgeschlossen hatten. Viele waren mit Maschinengewehren niedergemäht worden, aber vierhundert hatten es tatsächlich nach draussen geschafft. Noch Tage danach hörten die Einwohner von Mauthausen Schüsse in den Wäldern, wo man die Russen jagte und hinrichtete.⁵

Das Lager war überfüllt. In vielen Baracken, die für dreihundert Häftlinge gebaut worden waren, befand sich das Mehrfache an Menschen. Wie alle KZs im Deutschen Reich quoll auch Mauthausen über von Evakuierten aus Auschwitz.

Fritz freute sich, seinen Papa und seine Freunde wiederzusehen, die irgendwo hier sein mussten. Aber als er herumfragte, wusste niemand etwas von ihnen oder kannte auch nur ihre Namen. Soweit er

herausfand, hatte es zwar Transporte von Auschwitz gegeben, aber am 26. Januar war keiner angekommen.

Schliesslich musste er davon ausgehen, dass sein Papa ganz einfach nicht hier war, nie hier gewesen war. Aber wo um alles in der Welt waren er und die anderen dann? Fritz hatte Gerüchte über Gräueltaten in Polen und im Reichskommissariat Ostland gehört, wo ganze Transporte von Juden in den Wäldern ermordet worden waren. War das auch das Schicksal des Transports aus Auschwitz gewesen? Und war er diesem Schicksal entgangen?

Gustav sass mit dem Rücken an die Bordwand des Waggons gelehnt. Fritz war fort, war in die eiskalte Nacht hinausgesprungen. Gott gebe, dass er den Weg nach Hause und in Sicherheit fand. Gustav war hoffnungslos schwach und müde. Seit Tagen hatte er nichts zu essen bekommen und nur geschmolzenen Schnee zu trinken gehabt.. «Wegen eines Stückchens Brot bringt einer den anderen um. Wir sind wahre Hungerkünstler», schreibt er. «Wir fischen Schnee mit Bechern, der an einem Strick angebunden wird und beim Waggon herausgeschleudert.»⁶

Noch in derselben Nacht fuhr der Zug mit seiner Fracht aus sterbenden und toten Männern an der Rampe von Mauthausen ein. SS-Leute umzingelten ihn, Stunden vergingen, es wurde Tag, der Morgen verging. Diejenigen unter den Männern in den Waggons, die noch bei Verstand waren, fragten sich, was los war. Irgendwie gab es wohl grössere Diskussionen da draussen.

Eine Kolonne von Häftlingen aus dem Lager kam an den Zug und teilte Brot und Konserven aus. Nicht viel – ein halber Laib Brot für jeden und je eine Konserve für fünf Männer. Sie schlangen es hinunter, als wären sie wilde Tiere.

Als es allmählich dunkel wurde, rollte der Zug ächzend wieder an

und fuhr dieselbe Strecke zurück, die er gekommen war. Der Kommandant von Mauthausen, dessen Lager ohnehin schon zum Bersten gefüllt war, hatte sich geweigert, die Häftlinge aufzunehmen.⁷ Wieder ging es über die Donau und dann nach Westen, Richtung deutsche Grenze. In wenigen Stunden wären sie in Bayern, und wenn der Zug geradeaus weiterfuhr, dann bewegten sie sich in Richtung München. Das konnte nur eines bedeuten: Dachau.

Gustav nahm streitende Stimmen wahr. Ein Dutzend Kameraden, darunter einige alte Buchenwälder, hatten sich von Fritz' Beispiel inspirieren lassen und planten ihre Flucht. Sie fragten auch Gustav und Paul Schmidt, der in den Buna-Werken Fritz' Kapo gewesen war und seinen gefälschten Tod gedeckt hatte. Aber Gustav war ebenso wenig zur Flucht bereit wie Tage zuvor, als Fritz abgesprungen war. Auch Schmidt lehnte ab. Während der Zug langsam aus Linz hinausfuhr, kletterten zwölf Männer auf die Bordwand und sprangen hinaus. Und obwohl sie so viele waren, wurde nicht auf sie geschossen. Die SS-Leute schienen sich nicht mehr darum zu kümmern. Hätten mehr Häftlinge die Kraft zur Flucht gehabt, der Zug wäre an seinem Ziel wohl leer angekommen, von den Toten abgesehen.

Nachdem sie über die bayerische Grenze gefahren waren, wandte sich der Zug nach Norden. Also war Dachau nicht ihr Ziel. Ein Tag, eine Nacht, noch ein Tag und noch einer. Gustav klammerte sich ans nackte Leben. Am fünften Tag seit ihrer Abfahrt in Mauthausen fanden sie sich in Thüringen wieder, nicht weit von Weimar entfernt. Der Zug fuhr weiter Richtung Norden, und am Sonntag, dem 4. Februar, zwei Wochen nach der Abfahrt in Gleiwitz, hielt er auf dem Güterbahnhof von Nordhausen an, einer Industriestadt am Südrand des Harzes.⁸

SS-Wachen und ein Sonderkommando aus dem nahe gelegenen Lager Mittelbau-Dora nahmen sie in Empfang. Gustav hatte grosse Schwierigkeiten, über die Wand des Waggons zu klettern. Erst hal-

fen sich die Lebenden gegenseitig heraus, dann wurden die Toten ausgeladen. Am Ende lagen siebenhundertsechundsechzig Leichen aufgestapelt an der Rampe.

Gustav hatte schreckliche Dinge gesehen, aber das hier war besonders schlimm. «Verhungert und ermordet, ein Teil erfroren, also das Ganze nicht zum Beschreiben», notiert er in sein Tagebuch.⁹ Viele Überlebende waren in einem ähnlich furchtbaren Zustand wie die Toten. Etwa sechshundert von ihnen starben in den nächsten zwei Tagen, von gerade dreitausend, die die Reise überlebt hatten.¹⁰

Das Konzentrationslager Mittelbau-Dora lag an einem bewaldeten Berghang im Norden der Stadt und war ungefähr so gross wie Buchenwald. Es war mit neunzehntausend Häftlingen, die man in die Baracken quetschte, ganz und gar überfüllt.

Die Neuankömmlinge durchliefen die übliche Aufnahme-prozedur, Gustav erhielt die Häftlingsnummer 106 498.¹¹ Nachdem man ihnen Unterkünfte zugewiesen hatte, bekamen sie auch endlich etwas zu essen, «das erste warme Essen nach einer Irrfahrt von 14 Tagen», schreibt Gustav. Jeder Mann bekam einen halben Laib Brot, fünfzig Gramm Margarine und fünfzig Gramm Wurst, «über das wir wie die hungrigen Wölfe stürzten».¹²

Gustav blieb allerdings nur zwei Tage in diesem Lager und wurde dann in ein kleineres Nebenlager weitergeschickt. Da es keine Transportmittel gab, mussten sie zu Fuss gehen, über den Höhenzug, auf dem das Hauptlager lag, und durch das Tal Richtung Nordwesten bis nach Ellrich, ein Weg von vierzehn Kilometern.

Das Lager Ellrich war bei Weitem das Schlimmste, was Gustav je gesehen hatte. Es war nicht gross, trotzdem lebten hier achttausend Häftlinge unter grauenhaft unhygienischen Bedingungen. Obwohl ständig neue Transporte ankamen, sank die Zahl der Häftlinge, weil so viele verhungerten oder an Krankheiten starben. Es gab keine Waschgelegenheiten, die Läuse grassierten, ein schiefgegangenes

Entlausungsprogramm im Herbst hatte die Häftlingsuniformen ruiniert, die nie ersetzt worden waren. Als Gustav und seine Kameraden dort ankamen, sahen sie die schmutzigen Insassen, viele von ihnen in Lumpen oder Unterwäsche. Wer keine Kleidung hatte, musste nicht arbeiten, bekam aber auch nur die halbe Essensration. So verhungerten hier viele Menschen in kürzester Zeit.¹³

Gustavs Gruppe durfte sich zwei Tage lang ausruhen, dann schickte man sie zum Arbeiten.

Geschwächt vom Alter und den Mühen seiner fünfeneinhalbjährigen Lagerhaft, abgesehen von der entsetzlichen Reise von Auschwitz bis hierher, war Gustav erschüttert von den höllischen Zuständen in Ellrich. Dieses Lager setzte ihm mehr zu als alles vorher.

Die Häftlinge wurden jeden Tag um drei Uhr morgens geweckt, also mitten in der Nacht, zumal im tiefsten Winter.¹⁴ Der Grund für diesen frühen Tagesbeginn wurde schnell klar: Nach einem meistens sehr langen Morgenappell wurden die Häftlinge zur Eisenbahnstrecke getrieben und mit dem Zug in das Dorf Woffleben gefahren, wo sie in den Tunneln arbeiteten, die in den Berg getrieben worden waren.¹⁵

Die Deutschen hatten wegen der ständigen Luftangriffe einen grossen Teil ihrer Waffenproduktion unter die Erde verlegt. In Woffleben, wo die Tunnel unter entsetzlichen Verlusten an Menschenleben von Häftlingen gegraben worden waren, bauten sie V2-Raketen, die fortschrittlichste und schrecklichste unter Hitlers «Geheimwaffen». Das Gelände sah aus wie ein Steinbruch mit steilen Abbrüchen; unten waren grosse Öffnungen ausgegraben worden, die an Flugzeughangars erinnerten. Der gesamte Aussenbereich war mit Gerüsten und Tarnnetzen verkleidet. Die Arbeit tief unter der Erde war streng geheim, und die Zwangsarbeiter erlebten dort eine unvorstellbare Hölle.

Gustav wurde einer Kolonne zugeteilt, die westlich des bereits bestehenden Hauptkomplexes neue Tunnel graben musste. Die mei-

sten Kollegen waren russische Kriegsgefangene, die die härteste Arbeit tun mussten: Sie verlegten die Eisenbahnschienen. Die Kapos und Techniker waren allesamt höllische Sklaventreiber, die mit Stöcken auf alles einschlugen, was ihnen unter die Augen kam. Seit dem Steinbruch in Buchenwald hatte Gustav so etwas nicht mehr erlebt. Und für ihn war es noch schlimmer hier, weil er ohne Freunde ausharren musste – und mit Essensrationen, die nicht einmal gereicht hätten, wenn er im Bett gelegen hätte: zwei Schüsseln dünne Suppe pro Tag, dazu ein Stück Brot. Zwei Wochen lang gab es gar kein Brot, nur die wässrige Suppe, aber die Schicht dauerte weiterhin von Sonnenaufgang bis halb acht Uhr abends. Dazu kam der Schmutz – nach ein paar Wochen war er genauso heruntergekommen und verlaust wie alle anderen.

Der Kommandant von Ellrich war SS-Hauptscharführer Otto Brinkmann, ein kleines Wiesel von einem Mann, der ebenso sadistisch wie unfähig war. Die Lagerleitung von Mittelbau-Dora schickte nach Ellrich sowohl die unerwünschten SS-Leute als auch diejenigen Häftlinge, die nicht mehr lange leben würden. Beim Abendappell, wenn die Häftlinge so erschöpft waren, dass sie fast zusammenbrachen, zwang Brinkmann sie zum Exerzieren auf den scharfen Schottersteinen des provisorischen Appellplatzes.

Gustavs Berechnungen zufolge starben jeden Tag fünfzig bis sechzig Menschen an Hunger und an den Misshandlungen: «die reinste Knochenmühle».¹⁶ Aber selbst hier liess er sich nicht unterkriegen. «Man kann sich kaum schleppen, aber ich habe mir vorgenommen den Gang bis zum Ende mitzumachen. Ich nehme mir Gandhi den indischen Freiheitskämpfer als Vorbild. Er ist so dünn und lebt, und ich sage mir täglich das Gebet vor ‚Gustl verzage nicht, die Zähne zusammenbeissen, die SS Mörder sollen dich nicht schaffen‘»¹⁷ Dabei mag er wohl an sein Gedicht «Steinbruchkaleidoskop» gedacht haben, das er fünf Jahre zuvor geschrieben hatte:

*Klatsch – er liegt auf allen Vieren,
doch der Hund will nicht krepieren!*¹⁸

Jetzt schreibt er: «Ich denke, die Hunde kommen auch noch dran» – doch diesmal sind die SS-Leute und anderen Schergen gemeint.¹⁹ Sein Glaube an ein gutes Ende war unerschütterlich, ebenso wie sein Glaube, dass sein Sohn in Sicherheit war. Fritz musste doch mittlerweile in Wien angekommen sein.

Fritz warf einen verzagten Blick auf seine Essensration: ein Stück Brot, nicht viel grösser als seine eigene Hand, eine Schale dünner Steckrübensuppe. Das und ein Becher Eichelkaffee sollte ihn durch den Arbeitstag bringen. Manchmal gab es etwas Eintopf zusätzlich, aber auch damit würden Leib und Seele nicht mehr lange zusammenhalten. Ein Monat war seit seiner Ankunft vergangen, aber seine Handgelenke waren schon wesentlich dünner, und er spürte, dass auch die Gesichtsknochen schärfer hervortraten. Noch nie hatte er sich so verlassen, so ohne Freunde und Unterstützung gefühlt. Alles, was ihn in Buchenwald und Auschwitz am Leben gehalten hatte, war verloren. Er hatte sich selbst davon abgeschnitten, als er aus dem Zug gesprungen war.

Jetzt befand er sich in einem Nebenlager von Mauthausen, vier Kilometer entfernt in einem Dorf namens Gusen. Die Ereignisse, die ihn dorthin gebracht hatten, waren noch seltsamer als die Gründe für seine Ankunft in Mauthausen. Da Deutschland verzweifelt um seine Existenz kämpfte und Soldaten brauchte, hatte der Lagerkommandant, SS-Standartenführer Franz Ziereis, erklärt, «arische» deutsche und österreichische Häftlinge könnten sich die Freiheit verdienen, wenn sie sich freiwillig zur SS meldeten. Man würde sie in Spezialeinheiten zusammenfassen, sie mit Uniformen und Waffen ausrü-

sten, und sie würden Seite an Seite mit der regulären SS für das Überleben des Vaterlandes kämpfen.²⁰

Bei einem Treffen von Widerstandskämpfern in Mauthausen hatten Pepi Kohl und die anderen Anführer beschlossen, einige ihrer Leute sollten sich melden. Sie vermuteten, dass die SS diese Einheiten als Kanonenfutter verheizen oder gegen die Mithäftlinge einsetzen würde.²¹ Wenn sie die Einheiten mit Widerstandskämpfern unterwanderten, könnten sie dafür sorgen, dass die Freiwilligen sich gegen die reguläre SS wandten.

Unter den hundertzwanzig «Freiwilligen», die Pepi auswählte, war auch Fritz. Er galt offiziell als «Arier», war gesund und wirkte durchaus kämpferisch. Fritz selbst zögerte sehr – die Vorstellung, eine SS-Uniform anzuziehen, aus welchem Grund auch immer, bereitete ihm Übelkeit. Aber Pepi bestand darauf und war kein Mann, dem man so leicht eine Absage erteilte. Und so geschah es, dass der Wiener Jude Fritz Kleinmann ins Büro des Kommandanten ging und sich um die Aufnahme in eine Spezialeinheit der SS-Totenkopfverbände bewarb.²²

Die Freiwilligen wurden in eine nahe gelegene SS-Ausbildungsstätte gebracht, wo man sie einem hastigen Programm der Indoktrination und Ausbildung unterzog. Während die anderen es schafften, sich auf ihr Ziel zu konzentrieren, und sich mit der Situation versöhnten, stellte Fritz bald fest, dass ihm das nicht gelang. Für ihn fühlte sich das Ganze so falsch an, dass er beschloss, wieder auszusteigen. Da er nicht einfach kündigen konnte, fing er an, sich schlecht zu benehmen, damit man ihn hinauswarf. Die Taktik war gefährlich, es konnte damit enden, dass man ihm eine Kugel in den Kopf jagte. Nachdem man ihn ein paarmal wegen kleinerer Übertretungen bestraft hatte, wurde er aus der Einheit entlassen. Damit war er wieder ein normaler Häftling und lebte im Lager. Seine Karriere bei der SS war beendet, bevor sie richtig begonnen hatte.

Man überstellte ihn in das Nebenlager Gusen, zusammen mit zweihundertvierundachtzig Facharbeitern, die ihm aber samt und

sonders fremd waren und mit denen er nie recht warm wurde. Sie waren eine international zusammengesetzte Gruppe aus Juden und politischen Häftlingen aus dem ganzen Deutschen Reich, aber auch aus Polen, Frankreich, Österreich, Griechenland, Russland, den Niederlanden. Elektriker waren darunter, Klempner, Schlosser, Maler, Metallarbeiter und Techniker aller Art. Und ein einsamer ukrainischer Flugzeugmechaniker.²³

In Gusen II lebten etwa zehntausend Häftlinge, viele von ihnen Techniker, die in den geheimen unterirdischen Flugzeugfabriken arbeiteten.²⁴ Fritz gehörte zur Kolonne Ba III, ein Deckname für die Untereinheit, die in der B8-«Bergkristall»-Flugzeugfabrik in den Tunneln von St. Georgen arbeitete. Dort baute Messerschmitt die Triebwerke für seine ultramodernen Me 262-Kampjets.²⁵

Fritz fühlte sich unendlich isoliert und ohne Freunde. Wie schon in Monowitz fiel er in tiefe Verzweiflung. Er spürte kaum noch, wie der März und April vergingen. In seiner Erinnerung bildeten diese Monate nur einen einzigen höllischen Nebel.

Die Häftlinge in den Tunnels verhungerten oder wurden von den SS-Leuten und kriminellen Kapos willkürlich ermordet. Allein im März wurden fast dreitausend von ihnen als arbeitsunfähig eingestuft und nach Mauthausen zurückgeschickt, wo die meisten von ihnen starben. Wenn das Internationale Komitee des Roten Kreuzes Nahrungsmittel lieferte, wurden die Lkws von der SS geplündert. Die besten Vorräte landeten also bei der SS, die übrigen Dosen mit Lebensmitteln und Kondensmilch stachen sie an und warfen die auslaufenden Dosen lachend den Häftlingen zu. Trotz der hohen Todesrate wuchs die Belegung von Mauthausen rapide, weil immer mehr Todesmärsche aus evakuierten Lagern hier ankamen.²⁶ Die Menschen starben zu Tausenden; unbestattete Leichen stapelten sich überall im Lager.

Fritz hatte sich körperlich und auch geistig verändert. Die Bedingungen in Mauthausen-Gusen machten in zwei Monaten ein Wrack

aus ihm. Ende April ähnelte er bereits den halb durchsichtigen Gespenstern der «Muselmänner». Die Welt, in der er jetzt lebte, war schlimmer als alles, was er bisher durchlitten hatte. Nur eine ganz dünne Grenze trennte ihn von den Knochengерippen, die regungslos auf irgendwelchen Leichenhaufen lagen.

Doch so deprimiert er auch war, er gab sich nicht ganz auf, wie es die «Muselmänner» taten. Das Ende war zum Greifen nahe, wenn er sich bloss lange genug ans Leben klammern konnte, um es noch zu sehen. Man hörte die Kämpfe bereits, ferne Artillerie war ständig wahrzunehmen. Die Amerikaner waren auf dem Weg.

Allerdings war die SS darauf durchaus vorbereitet. Die Nazis setzten alles daran, ihre geheime Flugzeugfabrik nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen, und das Gleiche galt für ihre Häftlinge. Am 14. April befahl Heinrich Himmler in einem Telegramm an alle Kommandanten der KZs, kein Häftling dürfe lebend in die Hände der Feinde fallen.²⁷ Gemeint war, alle Lager zu evakuieren, darauf weist der Befehl auch hin, aber der Kommandant von Mauthausen, Franz Ziereis, verstand darunter totale Liquidation. Entsprechend handelte er.

Am Morgen des 28. April wurden alle Häftlinge in Gusen daran gehindert, zur Arbeit zu gehen. Um 10.45 Uhr hörte man die Sirenen, die einen Luftangriff ankündigten. SS und Kapos drängten die Zehntausenden Häftlinge in die Tunnel des Kellerbaus, des zweiten Teils der unterirdischen Arbeiten in Gusen.²⁸ Durch einen der drei Eingänge, gross wie ein Eisenbahntunnel, marschierten sie hinein.

Die Granit- und Betonwände drinnen waren feuchter und kälter als der Sandstein im Bergkristall-Tunnel. Die Kellerbau-Tunnel waren nie fertiggestellt worden, weil es viel schwieriger war, in dem harten Stein voranzukommen, und weil sie ständig in Gefahr waren, überflutet zu werden.²⁹ Aber als Luftschutzbunker waren sie sehr gut geeignet.

Fritz stand in der feuchten Kälte und wartete auf das Geräusch von Bombern und die ersten Explosionen. Doch nichts geschah.

Er war noch nie in den Kellerbau-Tunneln gewesen, während diejenigen, die sie kannten, vielleicht bemerkten, dass zwei der drei Eingänge zugemauert worden waren, sodass nur noch ein Zugang offen blieb. Doch selbst die Scharfsichtigsten bekamen nicht mit, dass nach ihrem Eintreten SS-Leute mit Maschinengewehren draussen in Stellung gegangen waren. Die Häftlinge wussten auch nicht, dass der Eingang auf Befehl von Ziereis in den letzten Tagen mit Sprengstoff präpariert worden war. Die Operation hatte den Decknamen «Feuerzeug» getragen.

Zuständig dafür war der zivile Bauleiter des Tunnels, Paul Wolfram. Ihm und seinen Kollegen hatte man gesagt, ihr eigenes Leben und das ihrer Familien sei in Gefahr, wenn sie die Sache vermasselten oder etwas verrieten.³⁰ Wolfram hatte den Eingang mit so vielen Sprengstoffladungen präpariert, wie er finden konnte. Da es nicht reichte, hatte er noch ein paar Dutzend Luftminen und zwei Lkw-Ladungen Seeminen hinzugefügt. In der Nacht vor dem Luftalarm waren die Sprengladungen verdrahtet worden.

Und jetzt, nachdem draussen die Maschinengewehre aufgestellt worden waren, um mögliche Ausbrecher niederzumähen, sollte der Tunneleingang gesprengt werden. Die Häftlinge, die dort eingesperrt waren, würden ganz einfach ersticken.

Das Ende aller Tage

Ende März, nach anderthalb Monaten in Ellrich, hatte sich Gustavs Lage etwas verbessert, gerade so viel, dass seine Willenskraft wieder Nahrung erhielt und Leib und Seele irgendwie zusammenhielt.

Er verliess die Kolonne der Schienenleger und arbeitete fortan als Zimmermann in den Tunneln. Sein Kapo war ein anständiger Mann namens Erich, der geheime Quellen für Lebensmittel hatte und Gustav seine Suppenration schenkte – immerhin genug, um den Prozess des Verhungerns zu verlängern, wenn auch nicht umzukehren.¹ Doch gleichzeitig wurde er mit jedem Tag schmutziger und verlauster.

Er lebte praktisch komplett unter der Erde. Es war, als wäre er in den vierten Kreis von Dantes Hölle geraten: Die meisten Sklaven waren dem Tode nahe, die Starken beraubten die Schwachen, stahlen ihnen ihre mageren Rationen. Das Einzige, wovon es reichlich gab, waren Leichen – tatsächlich hatte es Fälle von Kannibalismus gegeben. Im März waren mehr als tausend Häftlinge gestorben, weitere sechzehnhundert lebende Skelette waren in die Kaserne nach Nordhausen geschickt worden, um dort zu sterben.²

Im April, die amerikanischen Truppen waren nur noch Tage entfernt, zog die SS den Stecker. Die Arbeit wurde eingestellt, eine Evakuierung vorbereitet. In derselben Nacht bombardierte die britische Royal Airforce Nordhausen, traf die Kaserne und tötete Hunderte kranke Häftlinge. Am nächsten Tag kamen die Bomber wieder, machten die Stadt dem Erdboden gleich und töteten weitere Gefangene.³

Die Evakuierung von Ellrich dauerte zwei Tage. Gustav und alle anderen Häftlinge, die noch transportfähig waren, wurden in Viehwaggons geladen. Als der letzte Zug am 5. April bereit war, das Lager zu verlassen, erschoss der letzte SS-Mann noch ein Dutzend kranke Häftlinge, die man nicht mitnehmen wollte. Als die US 104. Infantry Division eine Woche später nach Ellrich kam, fanden die Soldaten keinen einzigen Überlebenden.⁴

Gustav dachte an die Reise von Auschwitz Richtung Westen. Jetzt waren die Temperaturen milder, er konnte sitzen und hatte sogar etwas zu essen bei sich. Nicht so viel, wie sie hätten bekommen sollen, aber immerhin. Die Vorratswagen mit Lebensmitteln waren beim Verlassen von Ellrich an ihren Zug angekoppelt worden, aber irgendwann, irgendwo hatte sie jemand wieder abgehängt. Etwas Erleichterung kam, als der Zug durch eine Stadt fuhr, wo es eine Brotfabrik gab. Ein britischer Kriegsgefangener schenkte Gustav zwei Kilo Brot, genug, um ihn und seine unmittelbaren Kameraden die nächsten drei Tage am Leben zu halten.⁵

Der Zug fuhr weiter nach Norddeutschland, vorbei an Hannover, und kam am 9. April an seiner Endstation an: der Kleinstadt Bergen, wo sich der Bahnhof des KZs Bergen-Belsen befand.

Angesichts der immer enger werdenden feindlichen Umzingelung war Himmler entschlossen, seine überlebenden Häftlinge festzuhalten. Sie sollten einem einzigen Zweck dienen – als Geiseln. Bergen-Belsen war eines der letzten verbleibenden Konzentrationslager auf deutschem Boden. Als Gustav dort ankam, war das Lager grotesk überfüllt. Obwohl Tausende Menschen dort jeden Monat verhungerten und an Krankheiten starben – siebentausend im Februar, acht-

zehntausend im März, neuntausend in den ersten Apriltagen –, lebten immer noch über sechzigtausend Häftlinge hier zwischen riesigen Haufen unbestatteter Leichen. Überall grassierte der Typhus. Himmler hatte sich in seinen kranken Kopf gesetzt, sie zu retten und so Boden bei den Alliierten gutzumachen, indem er zeigte, wie barmherzig er die Juden behandelte und dass er auch noch etwas anderes war als der Architekt eines Massenmordes.⁶

In diese brodelnde Masse aus Menschen wurden nun Gustav und die anderen Überlebenden von Ellrich getrieben. Viele hatten die Reise nicht überlebt, wieder einmal mussten also zahlreiche Leichen aus dem Zug getragen werden. Als die Überlebenden vom Bahnhof zum Lager marschierten, passierte etwas Erstaunliches, schrecklich und wunderbar zugleich. Ihre gespenstische Kolonne begegnete nämlich einer anderen, die in dieselbe Richtung ging: ungarische Juden, Männer, Frauen und Kinder, alle halb verhungert und in einem schrecklichen Zustand. Auch viele der Überlebenden aus Ellrich stammten aus Ungarn, und zu Gustavs grossem Erstaunen erkannten sie Verwandte. Die Reihen lösten sich auf, Menschen rannten aufeinander zu, riefen Namen. Freunde, Mütter, Schwestern, Väter, Kinder – so lange waren sie voneinander getrennt gewesen und hatten gedacht, die anderen wären tot, und nun fanden sie sich ausgerechnet auf der Strasse ins Lager Bergen-Belsen. Es war ein glücklicher und herzerreissender Moment. Gustav fand kaum Worte für das, was er sah: «Man kann sich das Wiedersehen vorstellen.»⁷ Was hätte er nicht darum gegeben, wenn er auf diese Weise mit Tini, Herta und Fritz vereint worden wäre. Aber es sollte nicht sein.

Es gab keine Gewissheiten mehr, nichts, woran man sich halten konnte. Selbst das Lagersystem war am Ende. Die fünfzehntausend aus Dora-Mittelbau wurden abgewiesen; in Bergen-Belsen war kein Platz mehr für sie. Die SS-Wachen fanden eine Unterkunft für sie auf dem nahe gelegenen Wehrmachtsgelände zwischen Belsen und

Hohne. Man steckte so viele Menschen wie möglich in die Kasernengebäude, nannte das Ganze Belsen 2 und unterstellte es dem Kommando von SS-Obersturmführer Franz Hössler, der den Transport begleitet hatte.⁸ Hössler, ein Mann mit einer ausgesprochenen Verbrechervisage, war vor der Ankunft in Dora-Mittelbau Kommandant eines der Frauenlager in Auschwitz-Birkenau gewesen und hatte an unzähligen Selektionen und Vergasungen teilgenommen, abgesehen von zahlreichen individuellen Morden. Er war es auch gewesen, der die «freiwilligen» Frauen für das Bordell in Monowitz ausgesucht hatte.⁹

Die Panzerkaserne war im Grunde genommen eine angenehme Abwechslung für die Häftlinge. Sie bestand aus sauberen, luftigen weissen Gebäuden, die sich um asphaltierte Plätze gruppierten, das Ganze in einer freundlichen Waldlandschaft. Die Wehrmacht-Besatzung – zu dieser Zeit eine ungarische Einheit – half den SS-Leuten mit den Häftlingen.

Die Rationen wurden besser, waren aber immer noch entsetzlich klein. Gustav und seine Kameraden fingen an, Kartoffel- und Rübenschalens aus den Mülleimern vor den Küchenbaracken zu klauben: «Alles nur um den Hunger zu stillen», schreibt er in seinem Tagebuch.¹⁰

In seiner gesamten Lagerzeit war er nie mit so vielen Menschen auf so engem Raum zusammen gewesen, und noch nie hatte er so viele so entsetzlich hungern sehen. Nach allem, was er erlebt hatte, geriet hier in Belsen sein Glaube an sich selbst, der ihn immer am Leben gehalten hatte, ins Wanken. Warum hielt er sich für etwas Besonderes? Warum sollte ausgerechnet *er* bis zum Ende durchhalten, wenn so viele Millionen Menschen es nicht geschafft hatten oder es nicht schaffen würden?

Auf ihre Art waren die ungarischen Wehrmachtsoldaten genauso brutal wie die SS. Die meisten Offiziere waren wohlherzogene Männer mit Pomade in den Haaren, doch ihre Untergebenen waren grösstenteils Analphabeten, denen eine antisemitisch-faschistische Ideo-

logie eingepflegt worden war, die der der SS in nichts nachstand. Sie waren rücksichtslos und durchaus in der Lage, Häftlinge nur so zum Spass zu erschiessen. Hauptsächlich waren sie damit beschäftigt, die Küche zu bewachen, und so standen sie auf dem Platz vor der Kaserne und zielten auf alle, die versuchten, Reste zu ergattern. Dabei töteten sie Dutzende Menschen.¹¹ Nicht wenige waren in einer geradezu mystischen Verehrung des Nationalsozialismus gefangen. Einer von ihnen sagte zu einer jüdischen Frau, es täte ihm leid, dass die Vernichtung ihres Volkes nicht vollendet worden sei. Aber Hitler würde sicher zurückkehren, «und dann kämpfen wir wieder Seite an Seite».¹²

Während seiner ersten Nacht in Belsen 2 stand Gustav Wache im obersten Stockwerk. Im Süden leuchtete der Himmel orangefarben, es sah so aus, als stünde eine Stadt in Flammen, vielleicht war es Celle. Immer wieder sah er Explosionen aufblitzen. Das war kein Luftangriff! Das, was er da sah, war die Front!¹³

Allmählich fasste er wieder Mut. «Jetzt denke (ich) mir, jetzt müssen die Befreier bald da sein, und habe wieder Vertrauen. Denke mir immer, der Herrgott verlässt uns nicht.»¹⁴

Zwei Tage später, am 12. April, nahm das örtliche Wehrmachtsskommando Kontakt mit den britischen Truppen auf und handelte eine friedliche Übergabe von Bergen-Belsen aus. Um eine weitere Ausbreitung der Typhus-Epidemie zu verhindern, wurde eine mehrere Kilometer breite Sperrzone um das Lager eingerichtet.

Gustav bemerkte, dass die ungarischen Soldaten in der Kaserne angefangen hatten, weisse Armbinden zu tragen, um sich als neutral zu erkennen zu geben. Selbst einige SS-Leute taten das, nicht zuletzt der Lagerleiter Unterscharführer Sommer, den Gustav in Auschwitz als einen «von den Bluthunden» kennengelernt hatte.¹⁵ Es schien, als wollte man die Häftlinge ohne weiteres Blutvergiessen an die Briten

übergeben. «Es ist höchste Zeit», schreibt Gustav in sein Tagebuch. «Sie wollten uns eine Bartholomäusnacht machen mit englischer Beleuchtung aber der ungarische Oberst wollte nicht mitmachen, und so liessen sie uns in Ruhe.»¹⁶

Am 14. April sah Gustav die ersten britischen Panzer in der Ferne auftauchen. Die Nachricht verbreitete sich schnell in der ganzen Kaserne; überall herrschte grosse Freude, und es wurde bis in die Nacht hinein gefeiert.

Captain Derrick Sington hatte alle Mühe, sich über dem Krach des Panzerkonvois Gehör zu verschaffen, als sie durch Winsen an der Luhe fuhren. Nach einem Wettrennen mit den Panzerfahrzeugen der 23. Hussars hatte Sington den Verbindungsoffizier des Regiments ausfindig gemacht und wollte ihn über seinen Spezialauftrag informieren.

Derrick Sington war Kommandeur der Nr. 14 Amplifying Unit des Intelligence Corps. Seine Einheit war mit leichten Lastwagen ausgerüstet, auf die Lautsprecher montiert waren, und sie hatte den Auftrag, Informationen und Propaganda zu verbreiten. Er hatte den Befehl bekommen, die Vorhut des 63. Tank Regiment zu begleiten, das die Sperrzone rund um das Lager Bergen-Belsen einrichten sollte. Die Häftlinge – oder «Internierten», wie die Briten sie offiziell nannten – durften die Zone nicht verlassen, weil im Lager Krankheiten grassierten. Captain Sington hatte den dringenden Auftrag, das Lager zu lokalisieren und den Insassen die entsprechenden Informationen zu übermitteln. Da er Deutsch sprach, sollte er als Dolmetscher für Lieutenant Colonel Taylor vom 63. fungieren, der das Kommando über die Sperrzone übernehmen würde.¹⁷

All das erklärte Sington mit lauter Stimme dem Offizier der Hussars, während die Panzer dröhnend vorbeiratterten. Der Offizier lehnte sich aus seinem Panzer, die Hand am Ohr, um besser zu hören.

Er nickte und wies Sington an, sich einzureihen. Sington sprang wieder auf den Beifahrersitz seines Wagens, gab dem Fahrer ein Zeichen, und sie bogen auf die Strasse ein und schlossen sich der Panzerkolonne an.

Hinter Winsen fuhren sie durch offenes Gelände, dann kamen Nadelwälder, deren starker Duft sich mit den Abgasen der Panzer und mit Brandgeruch mischte. Die Infanterie fackelte das Unterholz auf beiden Seiten mit Flammenwerfern ab, man wollte kein Risiko eingehen und womöglich versteckte deutsche Panzerfäuste oder Scharfschützen übersehen.

Ein Stück die Strasse hinauf sah Sington die ersten Warnschilder: «Danger Typhus». Hier begann also die Sperrzone. Zwei deutsche Unteroffiziere reichten ihm eine in schlechtem Englisch geschriebene Notiz, eine Einladung des Wehrmachtskommandos, nach Bergen-Belsen zu kommen.

Als die Strasse nach Osten abbog, sah Sington das Lager am Waldrand, umgeben von hohen Stacheldrahtzäunen und Wachtürmen. Am Tor kam ihm eine kleine Gruppe sehr gut gekleideter feindlicher Offiziere entgegen. Einer von ihnen trug die feldgraue Uniform der Wehrmacht, der zweite war ein hochdekoriertes ungarischer Offizier in Kaki, der dritte ein kräftig gebauter SS-Offizier mit starker Kinnpartie und einer Narbe auf der Wange: SS-Hauptsturmführer Josef Kramer, der Lagerkommandant.

Während sie auf die Ankunft von Colonel Taylor warteten, machte Sington höfliche Konversation mit Kramer und fragte ihn, wie viele Häftlinge sich im Lager befänden. Kramer antwortete, es seien vierzigtausend und noch einmal fünfzehntausend in Lager 2, ein Stück die Strasse hinauf. Und was für Häftlinge das seien? «Berufsverbrecher und Homosexuelle», erwiderte Kramer und warf dem Engländer einen verstohlenen Blick zu. Sington sagte nichts dazu, notierte aber später, er habe Grund zu der Annahme gehabt, dass diese Aussage nicht ganz der Wahrheit entsprach.¹⁸

Das Gespräch wurde zum Glück durch die Ankunft von Colonel Taylor beendet, der in seinem Jeep vorfuhr. Er wies Sington an, hineinzu gehen und seine Ankündigung zu machen, dann fuhr er weiter nach Belsen. Auf Singtons Aufforderung hin kletterte Kramer auf den Lautsprecherwagen, und sie fuhren ins Lager.

Sington hatte viele Male versucht, sich vorzustellen, wie es wohl in einem Konzentrationslager sein würde, aber was er jetzt sah, war schlimmer als alle seine Vorahnungen. Eine Strasse führte durch die Mitte, links und rechts befanden sich Blocks aus hölzernen Baracken. Überall roch es nach Kot; er musste unwillkürlich an den Geruch eines Affenhauses im Zoo denken. Trauriger blauer Rauch schwebte wie Bodennebel zwischen den niedrigen Gebäuden. Die begeisterten Insassen hatten sich an den Stacheldrahtzäunen versammelt, er sah ihre rasierten Köpfe und ihre fürchterlichen gestreiften Häftlingsanzüge, die ihnen jede Würde raubten. Seit der Landung in der Normandie hatte er die Dankbarkeit vieler befreiter Völker erlebt, aber der Jubel dieser abgemagerten, erschöpften Gespenster, «dieser Clowns in ihren schrecklichen Lumpen, die einmal polnische Offiziere, ukrainische Landarbeiter, ungarische Ärzte und französische Studenten gewesen waren, rief noch stärkere Gefühle in mir wach. Ich kämpfte mit den Tränen.»¹⁹

Ab und zu liess er den Lkw halten und über den Lautsprecher verkünden, dass das Lager ab sofort unter Quarantäne und britischer Verwaltung stand. Die SS hatte sich ergeben und würde sich zurückziehen. Das ungarische Regiment würde bleiben, stand aber ab sofort unter direktem britischem Kommando. Die Häftlinge durften das Gebiet nicht verlassen, um eine Ausbreitung von Typhus zu verhindern. Lebensmittel und Medikamente würden so schnell wie möglich ins Lager gebracht.

Die glücklichen Insassen kamen aus den Baracken gerannt und umringten den Lkw. Kramer wurde sehr nervös, und ein ungarischer

Soldat fing an, direkt über die Köpfe der Häftlinge hinwegzufeuern. Sington sprang aus dem Wagen. «Sofort aufhören!», befahl er dem Ungarn und zog seinen Revolver, bis der Soldat die Waffe sinken liess. Aber im selben Moment tauchten zu Singtons Verblüffung Männer in Häftlingsuniformen auf, die mit Knüppeln bewaffnet waren, und schlugen mit entsetzlicher Brutalität auf die Menge ein.

Zurück am Haupttor, sagte Sington zu Kramer: «Eine schöne Hölle haben Sie hier eingerichtet.»²⁰ Sein kurzer Besuch hatte ihm nur die Überlebenden gezeigt. Erst ein oder zwei Tage später entdeckte er die Massengräber, das Krematorium und Tausende nackter, ausgezehrter Leichen, die überall herumlagen oder aufgestapelt worden waren.

Er verliess das Lager durch das Haupttor und fuhr zu Lager 2, um auch dort seine Ankündigungen zu machen.

Ein Tag war vergangen, seit Gustav die Panzer entdeckt hatte. Endlich kam die britische Kolonne die Hauptstrasse entlang, aber sie fuhr am Lager vorbei. Es schien, als würde nicht viel passieren. Dann kam der Lautsprecherwagen nach Lager 2. Die Häftlinge versammelten sich, um die Ankündigungen des britischen Offiziers zu hören, die im Jubel fast untergingen.

Der Zustand der Insassen von Lager 2 war zwar fürchterlich, aber lange nicht so grauenhaft wie im Hauptlager. Sie hatten noch Kraft – und sie hatten sich ihren Zorn bewahrt. Sobald Captain Sington mit seinem Wagen das Lager verlassen hatte, begannen die Lynchmorde.

Hunderte von wütenden Männern machten sich über Einzelne her, die sie gequält hatten. Gustav, der doch eigentlich ein freundlicher, sanftmütiger Mann war, sah ohne jegliche Gefühlsregung zu, wie SS-Wachen und Blockälteste mit grünem Dreieck aufgeknüpft oder totgeschlagen wurden. Mindestens zwei der Mörder aus Auschwitz-

Monowitz starben vor seinen Augen, ohne dass er Mitleid oder Reue empfand. Die Ungarn griffen nicht ein. Als am Nachmittag das Töten endete, zwang man die SS-Leute, die Leichen zu beseitigen und mit eigenen Händen zu begraben.

Allmählich übernahmen die Briten die Verwaltung, registrierten alle überlebenden Häftlinge und sortierten sie nach Nationalität. Bergen-Belsen wurde zu einem Lager für sogenannte Displaced Persons, die Insassen wurden darauf vorbereitet, in ihre Heimatländer zurückgeschickt zu werden. Gustav blieb mit den ungarischen Juden zusammen. Er hatte mit einigen von ihnen Freundschaft geschlossen, und sie ernannten ihn zum Stubenältesten.

Es war eine Befreiung und doch keine Befreiung. Die Lagerinsassen standen nicht mehr unter der Knute der SS, die Briten brachten Lebensmittel und medizinische Versorgung, alle hatten genug zu essen und wurden allmählich wieder gesund, auch wenn in den Wochen nach der Befreiung noch Tausende starben, vor allem im Hauptlager. Doch sie waren immer noch Gefangene. Die ungarischen Soldaten hatten Befehl von den Briten bekommen, niemanden aus dem Lager zu lassen, und sie nahmen diesen Befehl durchaus ernst. Was Lager 2 anging, war die Quarantäne sinnlos, denn hier gab es keine Typhusfälle und insofern auch keinen Grund, die Häftlinge weiterhin einzusperren. Gustav wurde unruhig. Er wollte nach all den Jahren endlich wieder die Freiheit spüren.

Die Befreiung von Belsen machte weltweit Schlagzeilen. In den Wochenschaun und im Radio wurde darüber berichtet, und die Zeitungen waren voll davon. Vom gesamten europäischen Kontinent, aus Grossbritannien und den USA kamen besorgte Anfragen von Verwandten derjenigen, die von den Nazis eingesperrt worden waren. Immer wieder fuhr Captain Sington mit seinem Lkw durch Lager 2 und las die Namen derjenigen vor, deren Familien sich gemeldet hatten.²¹

Gustav dachte an Edith und Kurt. Seine Tochter hatte er seit ihrer Abreise nach England Anfang 1939 nicht mehr gesehen, und seit Kriegsbeginn hatte er auch nichts mehr von ihr gehört. Die Verbindung zu Kurt war im Dezember 1941 abgerissen. Gustav schrieb an Edith, gab seinen Aufenthaltsort samt Blocknummer an und übergab den Brief – wie Tausende andere Insassen – an die britische Verwaltung.²²

Im Hauptlager war das medizinische Personal damit beschäftigt, so viele Leben zu retten wie möglich. Es war ein Ort, der einen wahn-sinnig machen konnte. Tausende Leichen lagen in grossen Haufen, und die halb Toten schlichen herum, als sähen sie das alles nicht, stiegen über Leichen, setzten sich darauf, um zu essen, oder lehnten sich an Leichenstapel.²³ Man schaufelte tiefe Gruben, die Dutzende Meter lang waren. Die SS-Wachen wurden dazu gezwungen, die Toten mit eigenen Händen zu den Gruben zu bringen, angefeuert und verflucht von den Überlebenden. Einige SS-Leute waren in den Wald geflüchtet, aber sie wurden erschossen, und ihre Kameraden mussten die Leichen einsammeln. Man warf sie zu ihren Opfern in die Gruben.²⁴ Am Ende waren es einfach zu viele verwesende Leichen; man musste sie mit Bulldozern in die Gruben schieben. Es dauerte annähernd zwei Wochen, bis die letzten bestattet waren.²⁵

Die Überlebenden von Lager 1 wurden in die sauberen, festen Gebäude von Lager 2 gebracht, das inzwischen als Lazarett eingerichtet war. Die unhygienischen, halb verfallenen Holzbaracken im Hauptlager wurden mit Flammenwerfern abgebrannt.

Eine englische Krankenschwester berichtete später, sie habe sich geschämt, weil sie schon seit 1934 von der Existenz der Lager gewusst habe, aber sich nie vorstellen konnte – oder wollte –, wie es dort wirklich zugeht. Sie und ihre Kolleginnen waren erfüllt von «kaltem Zorn über die Hauptschuldigen, die Deutschen. Und dieser

Zorn wuchs in Belsen von Tag zu Tag». ²⁶ Andere waren schockiert darüber, dass Misshandlungen und Demütigungen viele Überlebende zu halben Tieren gemacht hatten. Sie kämpften ums Essen und assen aus Bettpfannen, die nur kurz ausgewischt worden waren. ²⁷

Die Zugänge aus dem Hauptlager stellten Gustav und die anderen Überlebenden aus Dora-Mittelbau vor ein echtes Problem: Sie brachten den Typhus mit. Die Gebäude mit den Infizierten wurden abgesperrt, aber die Nähe war trotzdem riskant.

Gustav wollte nur noch eins: diesen entsetzlichen, gespenstischen Ort endlich verlassen.

Zehn Tage nach der Befreiung konnten die ersten Transporte abfahren, mit denen Franzosen, Belgier und Niederländer nach Hause gefahren wurden. Sie kamen durch befreite Länder. Deutschland und Österreich und einige andere Gebiete, in denen noch gekämpft wurde oder die noch in deutscher Hand waren, würden warten müssen. Gustav beobachtete die Abfahrten voller Sehnsucht, und je länger es dauerte, desto ungeduldiger wurde er. Natürlich war das irrational, Österreich war noch nicht befreit. Aber er war sicher, er würde es irgendwie nach Hause schaffen. Und er war sicher, dass sich Fritz längst in Wien aufhielt und dort auf ihn wartete. Er musste zu ihm. Und er sehnte sich so sehr nach der Freiheit.

Am Morgen des 30. April, einem Montag, sah er die Gelegenheit gekommen. Er nahm seine wenigen Habseligkeiten und etwas Proviant mit, verliess das Gebäude und ging über den asphaltierten Weg zur Strasse.

Doch ein ungarischer Soldat verstellte ihm mit vorgehaltener Waffe den Weg. «Wohin willst du?», fragte er.

«Nach Hause», sagte Gustav. «Ich gehe jetzt.»

Der Blick des Soldaten war derselbe, den Gustav bei Hunderten SS-Wachen gesehen hatte. Dieser Blick eines überzeugten Antisemiten auf einen jüdischen Häftling. Noch vor zwei Wochen hatte dieser Soldat an der Seite der Nazis gekämpft. Gustav wollte an ihm

vorbei, aber der Soldat stiess ihn mit dem Gewehr in die Rippen. Aufkeuchend blieb Gustav stehen.

«Wenn du das noch mal versuchst, erschiess ich dich», sagte der Soldat.

Gustav hatte genug erlebt, um zu wissen, dass der Mann wirklich nicht zögern würde. Sein Versuch, in die Freiheit zu gelangen, war gescheitert. Er sass in der Falle.

Gustav rieb sich die schmerzenden Rippen und ging zurück in seinen Block. Es würde schwierig werden, Belsen zu verlassen, schwieriger, als er erwartet hatte. Er sprach mit einem anderen Wiener darüber, einem Mann namens Josef Berger, der genau wie er unbedingt nach Hause wollte.

An diesem Nachmittag verliessen die beiden gemeinsam das Haus, lungerten auf dem Gelände herum und beobachteten die Wachen. Und endlich kam der Moment, auf den sie gewartet hatten – der Wachwechsel. Als die Soldaten kurz abgelenkt waren, rannten Gustav und Josef los, diesmal nicht in Richtung Strasse, sondern in den Wald am nordwestlichen Rand des Lagers.

Als sie sich genau zwischen zwei Wachposten befanden, hörten sie einen Ruf auf Ungarisch und dann einen Schuss. Die Kugel zischte über ihre Köpfe hinweg, dann noch eine, sie warfen sich beide auf den Boden, die nächsten Kugeln schlugen in den Waldboden ein. Gustav und Josef krochen auf Ellbogen und Knien weiter. Als nicht mehr geschossen wurde, sprangen sie auf und rannten in den Wald, von Baum zu Baum Deckung suchend und auf der anderen Seite wieder hinaus. Dann ging es durch den russischen Teil des Lagers und wieder in den Wald auf der gegenüberliegenden Seite.

Die Minuten schleppten sich dahin im kalten, tropfnassen Kellerbau, aber man hörte weder Flugzeuge noch Explosionen, nur das Echo des eigenen Atems und das leise Gemurmel von Zehntausenden Gefangenen. Die Uhr tickte. Draussen vor dem Tunneleingang warteten die SS-Leute mit ihrem Maschinengewehr auf Ausbrecher und auf die bevorstehende Explosion.

Minuten wurden zu Stunden. Die Häftlinge, die daran gewöhnt waren, ewig beim Appell zu stehen, dachten sich nicht viel dabei. Wahrscheinlich ein falscher Alarm, und so mussten sie wenigstens nicht arbeiten. Die meisten würden nie erfahren, warum man sie in die Tunnel geschickt hatte. Sie würden auch nie herausfinden, welche Komplikationen dafür gesorgt hatten, dass sie so lange dort standen. Über ihre Köpfe hinweg, im Verborgenen, vollzogen sich Entwicklungen, von denen sie nie erfahren würden.

Die Sprengladungen am Eingang gingen nicht hoch. Paul Wolf-ram, der verantwortliche Techniker, behauptete später, er habe den Mordplan sabotiert, indem er seine Männer die Minen ohne Zünder einbauen liess. Doch das erklärte nicht, warum auch die anderen Sprengstoffpakete nicht hochgingen. Kommandant Ziereis, der die meiste Zeit ohnehin betrunken war, behauptete später, er habe die ganze Angelegenheit nicht gutgeheissen. Aber unter den Überlebenden kursierte das Gerücht, ein polnischer Häftling namens Wlad-vslava Palonka, ein Elektriker, habe die Zündkabel durchgeschnitten.²⁸

Um vier Uhr nachmittags wurde Entwarnung gegeben, und die Häftlinge, die ahnungslos in den sicheren Tod gegangen waren, kamen ebenso ahnungslos wieder aus dem Tunnel heraus und marschierten zurück ins Lager. Hätte der Plan funktioniert, wären an diesem Tag mehr als zwanzigtausend Menschen getötet worden – einer der grössten Einzelfälle von Massenmord in der Geschichte Europas.²⁹

Die Routine der Appelle und Arbeitseinsätze wurde wieder aufgenommen, aber am Dienstag, dem 1. Mai, wurden die Häftlinge nicht zur Arbeit geschickt. Fritz spürte eine Stimmung unter den SS-Wachen, die ihn an Monowitz Mitte Januar erinnerte. Diesmal war die Panik eher noch grösser. Denn es gab ja kein Deutsches Reich mehr, in das sich die SS zurückziehen konnte. Mauthausen konnte gar nicht mehr evakuiert werden.

Zwei Tage später waren sämtliche Wachen verschwunden. Die fanatischen Nazis unter ihnen wollten in den Bergen bis zum letzten Mann kämpfen, alle anderen zogen die Uniformen aus und suchten Unterschlupf bei der Zivilbevölkerung der Städte. Das Kommando über Mauthausen-Gusen wurde der Wiener Polizei übergeben, die Lagerverwaltung der Luftwaffe. Eine Gruppe von Wiener Feuerwehrleuten, die 1944 als politische Häftlinge hier angekommen waren, wurde als Hilfstruppe engagiert.³⁰

Von Süden her drängten die vereinten Armeen aus den USA, Grossbritannien, Polen, Indien, Neuseeland, auch eine jüdische Brigade, in das bergige Grenzgebiet zwischen Italien und Österreich.

Im Osten hatte die Rote Armee die österreichische Grenze überschritten und am 6. April den Belagerungsring um Wien geschlossen. Die deutschen Truppen dort waren nicht in der Lage, die Stadt zu verteidigen, sodass die Belagerung nicht lange dauerte. Am 7. April drangen sowjetische Truppen in den südlichen Teil der Innenstadt ein, drei Tage später verliessen die Deutschen die Leopoldstadt. Die Donaubrücken wurden erobert, und am 13. April verliess die letzte bewaffnete SS-Einheit die Stadt.³¹ Damit war Wien befreit, fast auf den Tag sieben Jahre nach Hitlers Abstimmung über den «Anschluss». Jetzt sass Hitler in seinem Berliner Bunker in der Falle, und von seinem Reich war nur noch ein kleiner, blutiger Rumpf geblieben.

Der dritte Brückenkopf der Alliierten kam von Nordwesten. Ame-

rikanische Truppen überquerten am 27. April den bayerischen Teil der Donau. Patton schickte sein XII. Corps nördlich der Donau nach Österreich hinein. Dort gab es heftige Gegenwehr von fanatischen deutschen Truppen, die angefangen hatten, Deserteure an den Alleebäumen aufzuhängen.³² Die Speerspitze des Vorstosses durch das Donautal bestand aus einer Patrouille der 41. Cavalry Reconnaissance Squadron und einer Einheit des 55. Armored Infantry Battalion. Östlich von Linz kamen die Soldaten durch die Dörfer St. Georgen und Gusen, wo sie die Lager zum ersten Mal sahen.

Was das Grauen anging, standen Mauthausen und Gusen Bergenbelsen in nichts nach. Beide waren Sammelbecken, in die man die Evakuierten aus anderen Lagern gegossen hatte. Die Todesrate in Mauthausen lag inzwischen bei neuntausend pro Monat. Und die lebenden Leichen, die die amerikanischen Befreier begrüßten, hausten zwischen Zehntausenden unbestatteten, halb verscharrten oder halb verbrannten Toten. Die GIs erinnerten sich vor allem an den Gestank. «Der Gestank der Toten und Sterbenden, der Geruch der Hungernden», erinnerte sich ein Offizier. «Dieser Geruch des Todeslagers brennt sich in die Nasenlöcher und in die Erinnerung ein. Ich werde Mauthausen immer riechen.»³³

Olivgrüne Panzer mit dem weissen amerikanischen Stern darauf, der inzwischen die Spuren vieler Kämpfe trug, rollten aufs Lagergelände. In Gusen I stand ein Sergeant oben auf seinem Sherman und rief auf Englisch in die Menge der ausgezehrteten Häftlinge: «Brüder, ihr seid frei!»³⁴ Verschiedene Nationalhymnen wurden angestimmt, und der Volkssturm-Offizier, der das Kommando über die deutschen Wachen gehabt hatte, übergab dem Sergeanten seinen Säbel.

Fritz, der sich in Gusen II befand, beobachtete die Ankunft der Amerikaner voller Erleichterung und Befriedigung, aber ohne überwältigende Freude. Er war zu schwach und zu demoralisiert, um gross zu feiern. Schon bei seiner Ankunft war er stark geschwächt

gewesen, aber danach hatte er drei Monate in einer Hölle verbracht, in der die Lebenserwartung selbst der gesündesten Neuzugänge bei vielleicht vier Monaten lag. Inzwischen war er eher tot als lebendig, nur noch Haut und Knochen, bedeckt mit Verletzungen und Wunden. In Mauthausen-Gusen hatte er keine Kameraden, nur Menschen, die genauso litten wie er. «Ich war vollkommen fertig», schrieb er später.³⁵ Vor allem war er zu schwach und krank, um nach Hause zu fahren, vorausgesetzt, es gab so etwas wie ein Zuhause. Er vermisste seinen Papa, aber er hatte absolut keine Ahnung, was mit ihm passiert war.

Nach etwa einem Kilometer blieben Gustav und Josef stehen, um Luft zu schnappen. Sie horchten, aber kein Geräusch deutete darauf hin, dass sie verfolgt wurden. Nur Vogelzwitzern und das gedämpfte Schweigen des Waldes. Sie liessen sich auf den Boden fallen und ruhten sich aus. Gustav blickte auf zum Himmel und atmete den Duft des Nadelwaldes ein. Schon beim ersten Atemzug erfüllte ihn Freude – es war der Duft der Freiheit. «Endlich frei», schreibt er in sein Tagebuch. «Die Luft um uns (ist) nicht zu beschreiben.»³⁶ Zum ersten Mal seit Jahren musste er nicht den Geruch von Tod, Zwangsarbeit und ungewaschenen Menschenhorden einatmen.

Doch sie waren noch nicht in Sicherheit. Da die Front östlich von ihnen lag, wandten sie sich zunächst nicht Richtung Österreich, sondern nach Nordwesten durch den Wald. Den ganzen Nachmittag und Abend wanderten sie, vorbei an kleinen Weilern zwischen den Waldstücken, deutschen Orten, in denen sie nicht wagten, um Hilfe zu bitten. Dann, nach etwa zwanzig Kilometern, kamen sie in das Dorf Osterheide. Am Dorfrand gab es ein grosses Lager für Kriegsgefangene, Stalag XI, das einen Tag nach Belsen von den Briten befreit

worden war.³⁷ Es war bereits vor ein paar Tagen evakuiert worden, aber dort lebten noch einige russische Kriegsgefangene, die den bei- den Wiener Wanderern Unterkunft für die Nacht und etwas zu essen anboten.

Am nächsten Morgen wanderten Gustav und Josef weiter nach Fallingbostal, einem hübschen Kurort, der jetzt von Flüchtlingen und Soldaten überschwemmt war. Dort meldeten sie sich bei der briti- schen Verwaltung, bekamen aber zu hören, dass man so bald nichts für sie tun konnte – eigentlich sollten sie sich in einem der «Dis- placed Persons»-Lager befinden. Im Büro des deutschen Bürgermei- sters hatten sie mehr Erfolg. Sie wurden in einem Hotel unterge- bracht und bekamen eine Essensration zugeteilt.

Gustav fand für eine Woche Arbeit als Sattler bei einem Tapezier- er namens Brokmann. Dort bekam er anständigen Lohn und wurde zum ersten Mal seit sieben Jahren wieder wie ein normaler Mensch behandelt. Langsam erholte er sich von seinen Strapazen. In seinem Hotelzimmer zog er das kleine grüne Notizbuch hervor, das ihn von Anfang an begleitet hatte. Auf der ersten Seite fand sich der Eintrag: «In Buchenwald am 2. Oktober 1939 nach einer Fahrt von 2 Tagen Bahnfahrt angekommen. Vom Weimarer Bahnhof ging es im Lauf- schritt bis ins Lager.»³⁸ So hatte sein Bericht über die Zeit der KZ- Haft begonnen. Jetzt schrieb er über die Freiheit.

«Endlich ist man ein freier Mensch und kann machen was einem passt», schreibt er. «Nur eines drückt und das ist die Ungewissheit über meine Angehörigen zu Hause.»³⁹

Diese Ungewissheit würde weiter an ihm nagen, solange die letz- ten Reste des Naziregimes, die immer noch nicht aufgegeben hatten, ihm den Weg nach Hause versperrten.

Der lange Weg nach Hause

Edith stand am Wohnzimmerfenster und beobachtete, wieder Postbote auf dem Fahrrad den Hügel hinaufstrampelte. Das Haus mit dem grossartigen Namen Spring Mansions – ein ehemals vornehmes dreistöckiges Haus aus viktorianischer Zeit, das man in Wohnungen aufgeteilt hatte – lag an der Ecke der Gondar Gardens in Cricklewood. Von hier aus sah man halb London vor sich. Auf der anderen Seite der Eisenbahnstrecke befand sich die Kilburn High Road, die pfeilgerade auf Westminster zuführte.

Der kleine Peter stand neben ihr und schaute hinaus. Er war gerade erst zu seinen Eltern zurückgekehrt, nachdem man ihn aus Sicherheitsgründen für eine Weile auf einem Bauernhof nahe Gloucester untergebracht hatte. Seine Eltern und seine kleine Schwester Joan waren aus Leeds weggezogen und hatten die kleine Wohnung in London gefunden. Peter war seiner Mutter ziemlich fremd geworden, ein Brite von Geburt und auch seiner Sprache nach. Edith und Richard, die wussten, wie feindlich man hierzulande allem gegenüber eingestellt war, was deutsch klang oder aussah, sprachen zu Hause immer nur Englisch.

Der Postbote lehnte sein Fahrrad an die Hecke und warf ein Bündel Briefe durch den Schlitz. Edith ging nach unten und hob sie von der Fussmatte auf. Sie sortierte die Umschläge für die anderen Mieter aus, aber einer war tatsächlich für sie: «Fr. Edith Kleinmann» stand darauf. Ein paar Adressen waren durchgestrichen, darunter die von Mrs. Brostoff in Leeds. Sie riss den Umschlag auf.

Sekunden später hörte Peter, wie seine Mutter die Treppe heraufgerannt kam und ausser Atem nach seinem Vater rief. Er hatte keine Ahnung, warum sie so aufgeregt war, aber sie sagte immer wieder, ihr Vater sei am Leben. *Am Leben ...*

Es war unglaublich. So lange hatte sie keine Ahnung gehabt, was aus ihrer Familie geworden war. Von Kurt wusste sie, dass ihr Vater und Fritz nach Buchenwald deportiert worden waren, aber das war auch schon alles. Jeder hier hatte die schrecklichen Bilder aus Belsen gesehen und die Berichte in der BBC gehört. Nicht auszudenken, dass ihr Papa dort gewesen war und dass er es überlebt hatte!

Edith schrieb sofort einen Brief an Kurt. Und um ihr und Kurt zu helfen, machte Richter Sam Barnet seinen gesamten politischen Einfluss geltend, um einen Kontakt herzustellen.¹ Doch die Wochen vergingen ohne Nachricht von Gustav. Es war, als wäre er, nachdem er sich einmal bemerkbar gemacht hatte, plötzlich wieder verschwunden.

Nach der Befreiung brachte die US Army zunächst einmal medizinische Hilfe für die Überlebenden von Mauthausen und Gusen. Tausende jedoch konnten nicht gerettet werden, sie starben in den ersten paar Tagen.

Fritz Kleinmann gehörte zu denjenigen, die sich noch ans Leben klammerten, so schlimm sein Zustand auch war. Bei der ersten ärztlichen Untersuchung wurde er von einem amerikanischen Offizier befragt, der selbst in Wien geboren war, sogar in der Leopoldstadt. Da er sich über die Verbindung so freute, verschaffte der Offizier Fritz einen Platz in dem Transport derjenigen, die besonders dringlich evakuiert werden mussten.

So kam Fritz nach Regensburg in Bayern, eine schöne, sehr alte Stadt, in der ein amerikanisches Militärhospital eingerichtet worden war. Seine Ankunft dort fiel mit der Nachricht von der deutschen Ka-

pitulation zusammen. Hitler und Himmler waren tot, der Krieg in Europa war zu Ende.

Das 107. Evacuation Hospital befand sich in Zelten und festen Gebäuden am Ufer des Flusses Regen, gleich beim Zusammenfluss mit der Donau.² Als Fritz dort aufgenommen wurde, war er kaum mehr am Leben und wog nur noch sechsendreissig Kilo. Die schreckliche, wunderbare, willkürliche Kette von Ereignissen, die ihn fünfeinhalb Jahre am Leben gehalten hatte, war am Ende doch fast sein Tod gewesen.

Als er im Zelt auf seinem Feldbett lag, wusste er, dass all die Mühsal, die an einem Tag im März 1938 unter dem Flugblattregen der Luftwaffe in Wien begonnen hatte, endlich zu Ende war.

Nun, jedenfalls fast zu Ende. Die Reise, die an diesem Tag begonnen hatte, würde erst ganz zu Ende sein, wenn er nach Wien zurückkehrte und herausfand, ob er dort noch zu Hause war – und vor allem, ob sein Vater überlebt hatte. Und was den Albtraum anging: Der würde ihn ein Leben lang verfolgen, soweit ihn die Erinnerung trug. Die Toten blieben tot, die Lebenden trugen Narben, und ihre Nummern und Geschichten würden für alle Zeit als Mahnmal stehenbleiben.

Fritz liess die Zukunft Zukunft sein und konzentrierte sich darauf, wieder Kraft zu schöpfen. Die Ärzte versorgten ihn mit speziellen Keksen, Milchpudding und einer kräftigenden Mischung, deren Zusammensetzung er nie erfuhr. Nach zwei Wochen hatte er zehn Kilo zugenommen. Er war immer noch stark untergewichtig, fühlte sich aber stark genug, um zu reisen. Es zog ihn nach Hause. Da das Krankenhaus bald verlegt werden sollte, wurde sein Antrag auf Entlassung ohne Weiteres genehmigt. Er ging ins Regensburger Rathaus, bekam dort Zivilkleidung und wurde auf die Liste derjenigen gesetzt, die bald nach Österreich gebracht werden sollten.

Ende Mai erreichte Fritz Linz und die Demarkationslinie zwischen dem amerikanischen und dem sowjetischen Sektor, die sich

am Südufer der Donau befand, gleich gegenüber von Gusen und Mauthausen. Von St. Valentin nahm er den Zug nach Wien und fuhr wieder durch Amstetten, Blindenmarkt und St. Pölten. Diesmal hielt ihn niemand auf.

Endlich, am Montag, dem 28. Mai 1945, betrat Fritz seine Heimatstadt Wien. Fünf Jahre, sieben Monate und achtundzwanzig Tage nachdem man ihn nach Buchenwald deportiert hatte. Sein Zug fuhr am Westbahnhof ein, genau dort, wo er auch abgefahren war. Später erfuhr er, dass von den eintausendfünfunddreissig jüdischen Männern in jenem Zug nur sechszwanzig noch am Leben waren.

Wien hatte von den Kämpfen nicht so viel abbekommen wie Berlin. Die Belagerung war kurz gewesen, es gab keine flächendeckende Zerstörung. Teile der Stadt waren praktisch unbeschädigt. Doch der Weg, den Fritz vom Bahnhof in die Stadt nahm, sah schlimm aus, sodass er das Gefühl hatte, die Stadt sei fast völlig zerstört worden.

Es war spät am Abend, und die Dunkelheit der Sommernacht legte sich über die Häuser, als er an den Donaukanal kam. Die Häuser auf dem Leopoldstädter Ufer waren von Bomben stark zerstört, und die einst so schöne Salztorbrücke war nur noch ein schartiger Stumpf, der in den Kanal ragte. Fritz nahm einen anderen Weg und kam schliesslich auf den Karmelitermarkt.

Die Marktstände waren weggeräumt, das Kopfsteinpflaster leer wie an all den Abenden vor langer Zeit, wenn er mit seinen Freunden hier mit einem Ball aus zusammengeknöteten Lumpen gespielt hatte, immer auf der Hut vor der Polizei und immer wieder getadelt von den Lampenanzündern, wenn sie an den Masten hochklettern. Er erinnerte sich an Sahnetorten, rosafarbene Mannerschnitten, Brotkrusten und Würstchen, an die Inhaber der Läden und Stände. Juden und Nichtjuden hatten hier Seite an Seite Handel getrieben, ohne Hass und Feindseligkeit. Ihre Kinder hatten zusammen gespielt, ge-

lacht, herumgetobt. Jetzt war die Hälfte von dem, was diesem Platz Leben eingehaucht hatte, verschwunden. Asche aus den Krematoriumsöfen von Auschwitz, die über die Weichsel schwebte, Knochen im Waldboden von Maly Trostinez, Menschen, die es in alle Welt zerstreut hatte: nach Palästina, England, Nord- und Südamerika oder Asien. Nur wenige würden so wie Fritz zum Karmelitermarkt zurückkehren.³

Als er das Haus Im Werd 11 erreichte, war die Haustür abgeschlossen. Die sowjetische Verwaltung hatte eine nächtliche Ausgangssperre verhängt, die um acht Uhr abends begann. Als er an die Tür schlug, öffnete ihm die vertraute Gestalt von Frau Ziegler, der Hausmeisterin. Sie begrüßte ihn mit grossem Erstaunen – alle hatten gedacht, er und sein Vater wären tot.

Sie liess ihn ins Haus, aber nicht in die alte Wohnung. Dort lebte jetzt eine andere Familie, die ausgebombt worden war. Kleinmanns gab es hier nicht mehr.

So verbrachte Fritz seine erste Nacht in Wien auf dem Fussboden von Frau Ziegler. Als er am nächsten Morgen aufstand und die Wohnung verliess, hatte sich die Nachricht schon verbreitet. «Der Kleinmann-Bub ist wieder da», hiess es verwundert unter den Leuten.

Olga Steyskal oder einen der anderen Freunde seines Papas traf er an diesem Tag nicht, aber er begegnete Josefa Hirschler, der Hausmeisterin von Olly. Sie hiess ihn herzlich willkommen und lud ihn ein, sein erstes Frühstück in der alten Heimat bei ihr einzunehmen, gemeinsam mit ihren Kindern, die alte Freunde von ihm waren. Da er von seiner Reise durch ganz Österreich furchtbar schmutzig war, schickte ihn Josefa auf den Hof, wo er sich waschen konnte. Sie brachte ihm sogar einen Waschtrog mit warmem Wasser.

Als er sich das Wasser ins Gesicht spritzte und sich den Hals schrubhte, spürte er, dass jetzt ein neues Leben anfang. Aber es würde ein einsames Leben sein, ein Leben ohne Familie. Sein kleiner Bruder war in Amerika, seine grosse Schwester in England, seine Mutter

und Herta verschollen, sicher irgendwo im Osten ermordet. Und sein Papa ... Er hatte nicht viel Hoffnung, was ihn anging. Schon als sie sich getrennt hatten, war er dem Tode nah gewesen. «Wenn du weiterleben willst, musst du deinen Vater vergessen.» Würden sich Robert Siewerts Worte am Ende doch noch als wahr erweisen, hier am Ende seines Weges? Und wenn sein Papa wie durch ein Wunder doch überlebt hatte, wo auf dieser Welt befand er sich?

Gustav hatte sich in Fallingbostal ganz gut eingelebt. Er hatte Arbeit und bekam genug zu essen. Ausserdem hatte er sich mit einer Frau aus Aachen angefreundet, die ihn mit zusätzlichen Lebensmitteln versorgte. Er fertigte Rucksäcke für serbische Offiziere, die in deutscher Kriegsgefangenschaft gewesen waren; sie schienen gut versorgt zu werden und bezahlten ihn mit Zigaretten.⁴

«(Ich) fühle mich schon kräftiger. Herrgott, wenn ich schon in Wien wäre und mit meinem Jungen zusammen», schreibt er in sein Tagebuch.⁵ Er hatte keine Zweifel daran, dass Fritz es nach seiner Flucht aus dem Zug nach Hause geschafft hatte.

Einige andere Wiener kamen nach Fallingbostal, und so bildeten sie bald eine kleine Gemeinschaft. Nun, da der Krieg endlich aus war, machten sie sich auf die lange Wanderschaft nach Hause.

Sie gingen langsam, suchten sich Essen und Unterschlupf, wo es möglich war, und kamen durch die Wälder und Berge südlich von Hildesheim. Gustav genoss die langsame Reise, die Freiheit und die schöne Landschaft. In Alfeld traf er einen alten Freund, der als politischer Häftling in Buchenwald gewesen war und den man jetzt tatsächlich zum Polizeichef ernannt hatte. Als er hörte, was für einen Weg Gustav vor sich hatte, schenkte er ihm ein Fahrrad.

Sie kamen jetzt etwas schneller voran, und am 20. Mai erreichten sie Halle, wo Gustav wieder viele alte Kameraden aus Monowitz und Buchenwald traf. Unter ihnen war auch sein guter Freund und Fritz Mentor Robert Siewert, der bis zum Ende überlebt hatte und in seiner alten Heimatstadt begonnen hatte, die kommunistische Partei wieder aufzubauen.

Halle erwies sich als eine Art Sammelplatz für KZ-Überlebende, und Gustav beschloss, eine Weile zu bleiben. Sie wurden gut aufgenommen und bekamen reichlich zu essen, es wurde sogar ein Österreich-Komitee gegründet. Robert Siewert hielt einen öffentlichen Vortrag über seine Zeit in Buchenwald – erste Schritte auf seinem lebenslangen Weg, die Erinnerung daran lebendig zu halten.

Nach einem Monat ging die Reise weiter. Gustav radelte durch Bayern und genoss die Schönheit der Natur. «Die Gegend ist herrlich, alles lauter Berge, (ich) fühle mich wie neugeboren», schreibt er einmal.

Ende Juni kamen sie nach Regensburg. Von dort aus fuhr Gustav am 2. Juli nach Passau, wo er die Donau überquerte und endlich wieder österreichischen Boden betrat. Kirchenglocken begrüßten ihn mit ihrem Mittagsläuten.

Als die Rückkehrer Linz erreichten, war es bereits dunkel geworden, und es regnete in Strömen. Da sie so spät keine Unterkunft mehr fanden, verbrachten sie die Nacht in einem Luftschuttkeller. Nachdem sie sich Lebensmittelkarten besorgt hatten, blieben sie ein paar Tage in der Stadt.

Obwohl er jetzt endlich heimatlichen Boden unter den Füßen hatte und Wien nur noch eine Zugfahrt entfernt war, verlangsamte Gustav seine Schritte wieder. Nach der langen Reise fühlte er auf einmal keine grosse Dringlichkeit mehr, nach Hause zu kommen. Es gefiel ihm, wo er war, und auch wenn er darüber nichts in seinem Tagebuch schreibt, nagte wohl die Sorge an ihm, dass ihn zu Hause schlimme Nachrichten erwarten würden. Nicht nur über das Schick-

sal von Tini und Herta, sondern ... was, wenn er sich irrte und Fritz gar nicht dort war?

Vor allem aber schwelgte er in seiner neu gewonnenen Freiheit. Zum ersten Mal im Leben – nicht nur seit der Zeit in den Lagern – war er vollkommen frei, ohne Verantwortung, Sorgen oder Ängste. Er konnte gehen, wohin er wollte, konnte sich Zeit lassen, die Aussicht und den Duft der Blumen zu genießen.

Einmal nutzte er das schöne Wetter und machte mit einem seiner Gefährten (er nennt ihn im Tagebuch nur G.) eine Bergtour. Aus einem Impuls heraus besuchten sie auch Mauthausen, wo ein weiterer alter Mithäftling, Walter Petzold aus Auschwitz, jetzt Polizeichef war. Sie stiegen den Berg hinauf und warfen einen Blick auf das ehemalige Konzentrationslager, die riesige Steinfestung, die jetzt verlassen dalag. Gustav wollte gern die Stelle sehen, wo der Zug aus Auschwitz weggeschickt worden war. Hätte er geahnt, dass Fritz drei Monate hier verbracht hatte und fast gestorben wäre, er hätte das alles wohl in einem anderen Licht gesehen.

Am 11. Juli ging Gustav zum ersten Mal über die grüne Grenze von der amerikanischen in die sowjetische Zone. Die Russen empfand er als «sehr zuvorkommend gegen uns K.Z. (Häftlinge)». ⁶ Den Juli und August verbrachte er in der Mitte von Österreich; erst als der Sommer zu Ende ging, lenkte er sein Fahrrad Richtung Wien und begann die letzte Etappe seines Weges.

An einem Septembertag kam Gustav Kleinmann in Wien an. Er sah die Zerstörungen, die riesigen Flaktürme aus Beton über den schönen Parks und all die vertrauten Sehenswürdigkeiten der Stadt. Der Karmelitermarkt war noch da, von den Häusern Im Werd überragt. In seiner Werkstatt im Haus Nummer 11 arbeitete jetzt ein anderer. Im Haus Nummer 9 stieg er die Treppe zum zweiten Stock hinauf und klopfte an der Tür von Olly. Und da stand sie auch schon,

seine liebste, treueste Freundin, betrachtete ihn verblüfft, kam dann zu sich und hiess ihn voller Freude willkommen.

Nur eins fehlte ihm jetzt noch zu seinem Glück, aber das liess sich schnell regeln. Denn in einer Wohnung im selben Haus wohnte ganz allein der Mensch, nach dem er sich so gesehnt hatte, mit dem er unzertrennlich war. Sein ganzer Stolz, seine Freude: sein geliebter Junge, ohne den er niemals überlebt hätte. Gustav schloss seinen Fritz in die Arme, und sie weinten beide vor Freude.

Sie waren wieder zu Hause.

Epilog

Jüdisches Blut

Wien, Juni 1954

Ein amerikanischer GI stand am Donaukanal und blickte Richtung Leopoldstadt. Er trug seine Ausgehuniform, den Winkel des Gefreiten am Ärmel. Seine Einheit war die 1. Infantry Division; diese Einheit hatte zu den ersten gehört, die am D-Day am Omaha Beach an Land gegangen waren. Doch dieser Soldat war viel zu jung, um damals dabei gewesen zu sein. 1944 war er noch ein Schulkind gewesen. Jetzt war er ein hochgewachsener junger Mann, der Inbegriff eines US-amerikanischen Soldaten. Er war in Bayern stationiert und hatte seinen einwöchigen Urlaub genutzt, um Wien zu besuchen. Die Stadt, in der er geboren war.

Sie war ihm vertraut und doch fremd, brachte sich in Erinnerung und wirkte heilsam auf seine Wunden. Der GI näherte sich dem sowjetischen Checkpoint und zeigte seinen Ausweis. Sie winkten ihn durch, und er ging über die breite Augartenbrücke auf die Rossauer-Kaserne zu, die grosse kaiserliche Kaserne, in der seine Eltern 1917 geheiratet hatten.

Viele Gebäude hier trugen die Narben des Krieges, einige waren eingerüstet und wurden restauriert. Aber die Leopoldstadt war noch gut zu erkennen. Er hatte sie noch so frisch in Erinnerung wie an dem Tag, als er sie verlassen hatte. Wie sehr hatte sich sein Leben seither verändert! Und wie sehr hatte es ihn verändert!

Nach der Highschool hatte er auf dem College Pharmazie studiert und war 1953 eingezogen worden. Gefreiter Kurt Kleinmann. Und jetzt war er wieder hier.



Kurt in der US-Armee, um 1953

Kurt war von Amerika ebenso geprägt wie von seiner Heimatstadt. Seine Familie lebte dort, nicht nur die Barnets, die ganz klar seine Familie geworden waren, sondern auch Edith, die von England nach Connecticut gezogen war. Sie und Richard hatten nach dem Krieg noch drei Jahre in London gelebt, doch dann hatten sie das düstere, verarmte England hinter sich gelassen. Die Paltenhoffers hatten sich dem Leben in Amerika schnell angepasst. Bei ihrer Ankunft waren Peter und Joan – acht und sechs Jahre alt – englische Kinder mit «Oxford-Akzent» gewesen, jedenfalls stand es so in der Zeitung von New Bedford. Aber das war nicht lange so geblieben. Richard und Edith, die entschlossen waren, sich möglichst schnell anzupassen, hatten ihren Namen von Paltenhoffer in Patten geändert, und in diesem Jahr, während Kurt mit der Army in Europa war, hatten sie die US-Staatsbürgerschaft bekommen.¹

Auf dem Weg durch die Donaustrasse und die Grosse Schiffgasse spürte Kurt mit Überraschung, wie gut er sich an alles erinnerte. Die vertrauten Biegungen der Strassen, der Karmelitermarkt, der gerade öffnete, die Reihen der Marktstände, die Uhr auf dem schlanken

Turm in der Mitte, die Läden und Wohnhäuser der Leopoldsgasse und die Strasse Im Werd. Alles sah aus wie immer.

Doch so vertraut es sich auch anfühlte, er war ein Fremder hier. Das Gefühl war fast mit Händen zu greifen. Er sprach ja nicht einmal mehr die Sprache.

Kurt ging die Treppe hinauf und klopfte an Olgas Wohnungstür. Sein Vater öffnete ihm, älter und faltiger, die Haare von grauen Strähnen durchzogen, aber immer noch mit diesem Lächeln im schmalen Gesicht mit dem gepflegten Schnurrbart. Und da war Olga – die treue, wunderbare Olly. Sie war Frau Kleinmann geworden, Kurts Stiefmutter.

Noch einige Male kam er in diesem Sommer zu Besuch. Sie sassen am Küchentisch – Gustav und Olly, Kurt in seiner fremden Uniform und Fritz – und unterhielten sich, so gut es ging. Mit der Zeit kamen ein paar Brocken Deutsch zurück, gerade genug, um zurechtzukommen. Aber für ein richtiges Gespräch reichte es nicht.

Es fiel ihnen schwer, die verlorenen Jahre zurückzugewinnen. Sein Vater wollte nicht über die Zeit im KZ reden, und Kurts Beziehung zu Fritz hatte sich stark verändert. Amerikaner, der er nun einmal war, störte sich Kurt an den Sympathien seines Bruders für die Kommunisten. Fritz hatte seine politischen Grundüberzeugungen von seinem Vater übernommen und in den Lagern unter dem Einfluss von Männern wie Robert Siewert und Stefan Heymann weiterentwickelt. Als Arbeiter im sowjetisch kontrollierten Teil von Österreich fühlte er sich in seinen Ansichten bestätigt. Religiöse Differenzen gab es auch. Niemand in der Familie, von Kurt abgesehen, war jemals besonders fromm gewesen. Und Fritz hatte seine Religion auf der Strasse nach Auschwitz verloren.²

«Wir reden nicht über Politik und Religion», erklärte Gustav. Sie hielten sich an Themen, bei denen sie sich alle sicherer fühlten.

Bei ihrer Rückkehr nach Wien 1945 hatten Gustav und Fritz durchaus Probleme gehabt, sich wieder einzuleben. Schon eine Wohnung zu finden war in der Stadt mit ihren zerstörten Häusern und unter sowjetischer Verwaltung schwierig. Gustav blieb bei Olga Steyskal und heiratete sie 1948. Im selben Jahr konnte er seine Polsterei wiedereröffnen.

Es gab immer noch Antisemitismus, aber er war jetzt unterschwellig und beschränkte sich auf Gemurmel und Unterstellungen. Von den hundertdreißigtausend Juden, die im März 1938 in Wien gelebt hatten, waren mehr als zwei Drittel emigriert, fast einunddreißigtausend nach Grossbritannien, neunundzwanzigtausend in die USA, dreiunddreißigtausend nach Südamerika, Asien und Australien und etwa neuntausend nach Palästina. Mehr als einundzwanzigtausend, die in andere europäische Länder emigriert waren, kamen schliesslich doch unter nationalsozialistische Herrschaft. Fast alle wurden in die Lager deportiert, ebenso wie dreiundvierzigtausendvierhunderteinundzwanzig Juden, die direkt aus Wien deportiert wurden: nach Auschwitz, Lodz, Theresienstadt und Minsk. Tausende kamen wie Fritz und Gustav nach Dachau und Buchenwald.³

Wien hatte auch nach der Schoah eine jüdische Gemeinde, die allmählich ihre Identität wiedergewann und ihr Erbe bewahrte, doch sie war nur noch ein Schatten ihrer selbst. Die Synagogen waren zerstört oder standen als Ruinen da; nur wenige wurden wiederaufgebaut. Der Stadttempel im alten jüdischen Viertel, wo Kurt als Junge im Chor gesungen hatte, gehörte dazu.

Fritz konnte zunächst aus gesundheitlichen Gründen nicht arbeiten. Er und sein Vater besprachen, was mit Kurt geschehen sollte. Wäre es gut, ihn wieder nach Hause zu holen? Er war noch ein Kind, und sie vermissten ihn. Aber was hätten sie ihm zu bieten? Seine



Gustav und Olga Kleinmann in den frühen 1950er-Jahren

Mutter war tot, sein Vater ein frühzeitig gealterter, armer Mann. So beschlossen sie, es ginge ihm besser dort, wo er war. Und sie machten zu zweit weiter, wie sie es so lange getan hatten, und unterstützten sich gegenseitig.

Eine grosse Freude in diesen unmittelbaren Nachkriegsjahren war das Wiedersehen mit Alfred Woher. Der zähe, mutige alte Deutsche

hatte das Inferno der letzten Kriegswochen überlebt und seine alten Freunde aus Auschwitz in Wien aufgespürt. Er besuchte sie oft. «Für uns KZler hat Woche mehr als seine Pflicht erfüllt», schrieb Fritz später in seinen Erinnerungen. «Mit seinem Verhalten gab er uns Mut und Zuversicht, er trug entscheidend dazu bei, dass wir Auschwitz überlebten. Dafür hat ihn niemand ausgezeichnet. Wir, die Überlebenden, sind ihm zu Dank verpflichtet.»⁴

Während sein Vater versuchte zu vergessen, was er in den Lagern gesehen und erlitten hatte, ging Fritz ganz anders mit seinen Erlebnissen um. Er erinnerte sich genau, absichtlich und voller Zorn. Und er hegte eine brennende Abscheu gegen frühere Nazis, die noch in Wien lebten. Er hörte, wie die Älteren beim Anblick seines Papas sich zuflüsterten: «Jetzt ist der Kleinmann der Juden schon wieder da!»⁵ Und während sein Vater den Versuch unternahm, friedlich Seite an Seite mit den Kollaborateuren zu leben, weigerte sich Fritz, mit jemandem zu sprechen, der gemeinsame Sache mit den Nazis gemacht hatte. Das störte einige von ihnen so sehr, dass die Nachbarn, die die Familie an die SS verraten hatten, sich eines Tages tatsächlich bei Gustav beschwerten: «Dein Sohn grüsst uns nicht!»⁶ Die bewusste Ignoranz gegenüber der Schoah war so tief verwurzelt, dass sie nicht einmal begriffen, was sie Entsetzliches angerichtet hatten.

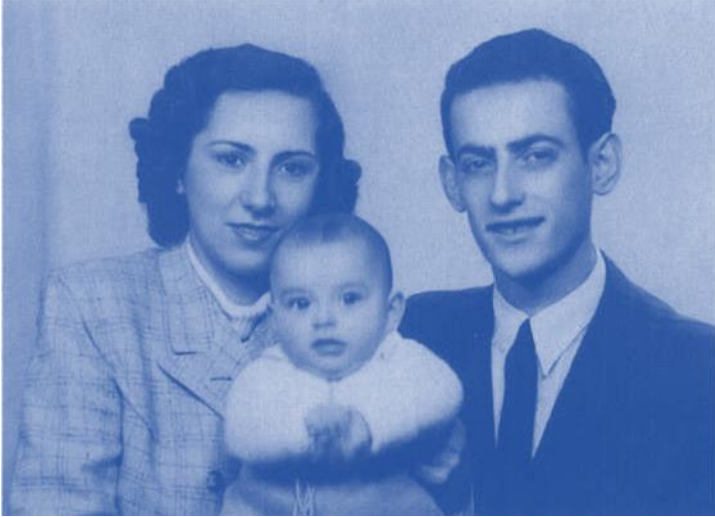
Gelegentlich gab es Racheaktionen jüngerer Juden an Kollaborateuren, und Fritz nahm einmal auch daran teil. Ein Nachbar namens Sepp Leitner war Mitglied der in Wien stationierten SS-Standarte 89 gewesen und hatte an der Zerstörung der Synagogen in der Pogromnacht teilgenommen. Fritz konfrontierte ihn damit und verprügelte ihn. Er wurde deshalb von der Polizei verhaftet, aber die Sowjets, die durchaus Verständnis für Selbstjustiz gegenüber Faschisten hatten, sorgten dafür, dass er wieder freigelassen wurde.

Fritz konnte nicht akzeptieren, was aus seinem Land geworden



*Fritz in Wien, nicht lange
nach seiner Rückkehr aus
den Konzentrationslagern*

war. In Buchenwald hatte er zugehört, wenn die «Prominenten» über die Zukunft nach dem Ende der Naziherrschaft redeten und sich ein demokratisch-sozialistisches Land vorstellten. Das war seine grosse Sehnsucht gewesen. 1955, als Österreich unabhängig wurde, verbesserte sich die Lage, aber aus dem erträumten Arbeiterparadies wurde nichts. Er ging zur Abendschule und arbeitete im Betriebsrat seiner Firma mit. Sein Familienleben war und blieb unruhig – er war zweimal verheiratet und hatte einen Sohn, Peter, und einen Stiefsohn namens Ernst. Als der Staat Israel gegründet wurde, zog Fritz mit seiner Familie dorthin, aber auch das brachte ihm keinen Frieden. Er war zum Militärdienst in der israelischen Armee verpflichtet, doch die Vorstellung, in den Krieg zu ziehen, war ihm nach seinen Erfahrungen in den Konzentrationslagern unerträglich. Nachdem er die ver-



Ende 1945 heirateten Fritz und Hedy Kleinmann, 1947 kam ihr Sohn Peter zur Welt

pflichtende Dienstzeit von zwei Jahren erfüllt hatte, kehrte er nach Wien zurück.

Gustav jedoch war zufrieden in seinem alten Beruf und in seiner Ehe mit Olly. 1964 ging er in Rente, nachdem er bis zum Alter von dreiundsiebzig Jahren gearbeitet hatte. Er und Olly waren einmal in Amerika. Er verstand zwar kaum ein Wort Englisch, aber schliesslich hatte er jetzt fünf amerikanische Enkel und drei Urenkel. Er posierte mit den Kleinen auf dem Schoss für Fotos und strahlte zufrieden, wieder von Liebe und seiner Familie umgeben.

Gustav Kleinmann starb am 1. Mai 1976, am Tag vor seinem fünfundsachtzigsten Geburtstag. Er war schon seit einiger Zeit schwer krank, hatte aber mit seiner bekannten inneren Stärke sehr lange durchgehalten.

Zwei Jahre später musste Fritz, der erst Mitte fünfzig war, aus gesundheitlichen Gründen in Rente gehen. Die Folter im Gestapobunker von Auschwitz hatte Verletzungen im Rücken verursacht, die nie

wiedergutzumachen waren, obwohl er mehrfach operiert wurde. Zeitweise war er sogar gelähmt. Doch er hatte die Zähigkeit seines Vaters geerbt und erreichte ein hohes Alter. Als er am 20. Januar 2009 verstarb, war er fünfundachtzig Jahre alt.

Während sein Vater die Schoah vergessen wollte, sorgte Fritz Kleinmann engagiert dafür, dass die Welt sie nicht vergass. Nach dem Ende des Krieges wurden hochrangige Nazis vor Militärtribunalen der Alliierten in Nürnberg (1945/46) und Dachau (1945-1947) verurteilt. Viele wurden hingerichtet oder blieben in Haft, und die Tatbestände «Völkermord» und «Verbrechen gegen die Menschlichkeit» wurden ins internationale Recht aufgenommen.

Doch kaum waren die Prozesse vorbei, fiel ein Schleier des Vergessens über die Gräueltaten der Nazis, vor allem in Deutschland. Diejenigen, die die Zeit erlebt und mitgemacht hatten, wollten nichts mehr davon wissen. Ende der Fünfzigerjahre war eine ganze Generation von Deutschen auf einem Bodensatz von Lügen erzogen worden: Es hiess, die meisten Juden seien emigriert, es habe schliesslich auf allen Seiten Kriegsverbrechen gegeben, und die der Deutschen seien auf keinen Fall schlimmer gewesen als die der Alliierten. Diese jungen Deutschen wussten fast nichts über den Holocaust, und die Namen von Orten wie Auschwitz und Sobibor, Buchenwald und Belzen waren ihnen praktisch unbekannt. Die meisten der SS-Mörder liefen weiterhin frei herum, viele davon lebten in Deutschland.

Das änderte sich im Jahr 1963, als Fritz Bauer, ein jüdischer Staatsanwalt aus Frankfurt, der mitgeholfen hatte, Adolf Eichmann in Argentinien aufzuspüren, Anklage gegen zweiundzwanzig frühere SS-Leute erhob, die in Auschwitz Gräueltaten begangen hatten. In



Fritz in der Gedenkstätte Auschwitz, um 1980

den Frankfurter Auschwitz-Prozessen wurden mehr als zweihundert Überlebende als Zeugen geladen, darunter neunzig Juden.⁷ Auch Gustav und Fritz Kleinmann gehörten dazu. Sie gaben im April und Mai 1963 schriftliche Zeugenaussagen ab.⁸ Unter ihren Mitzeugen waren auch Stefan Heymann, Felix Rausch und Gustav Herzog. Verhandelt wurde in diesen Prozessen gegen Mitglieder der politischen Abteilung, Blockführer und Angehörige der Verwaltung. Einige wurden freigesprochen, andere bekamen Haftstrafen von drei Jahren bis lebenslang.

Wichtiger als die individuellen Strafen war die Tatsache, dass diese Prozesse, ebenso wie der Eichmann-Prozess 1961 in Israel, den

Deutschen die Augen öffneten und dafür sorgten, dass das Land und die ganze Welt den Holocaust nicht vergessen.

Fritz Kleinmann wirkte an dieser Erinnerungsarbeit aktiv mit. 1987 wurde er von einem Freund, dem österreichischen Politikwissenschaftler Reinhold Gärtner, eingeladen, vor einer Gruppe, die eine Studienreise nach Auschwitz-Birkenau machen würde, einen Vortrag über seine Erlebnisse zu halten. Fritz war einer von vier Überlebenden, die dort sprachen. «Tage vorher konnte ich nicht schlafen. Die Bilder meiner Lagerhaft stiegen intensiver als je zuvor in mir auf», berichtete er später. Der Vortrag, bei dem von einem Wiener Schauspieler Auszüge aus dem Tagebuch seines Vaters gelesen wurden, bewegte Fritz zutiefst und überwältigte das Publikum. Mehr als zehn Jahre lang wiederholte er diese Vorträge immer wieder vor neuen Gruppen.

Später liess er sich dazu überreden, seine Erfahrungen in einem kurzen Erinnerungsbuch niederzuschreiben, in dem auch das Tagebuch seines Vaters abgedruckt wurde.⁹ Nach all dieser Zeit brannte in ihm immer noch die Empörung über die Gräueltaten, die man ihm und seinem Volk angetan hatte, aber auch die Liebe zu jenen, die ihm geholfen hatten: Robert Siewert, Stefan Heymann, Leo Moses und andere. Die wenigen alten Schriftstücke, die er bewahrt hatte, hütete er wie seinen Augapfel. Er hatte noch das Foto, das 1939 für die Juden-Kennkarte von ihm gemacht worden war, ebenso wie das von 1940 aus Buchenwald, das seine Mutter einer Verwandten gegeben hatte, bevor sie in den Zug nach Maly Trostinez stieg.

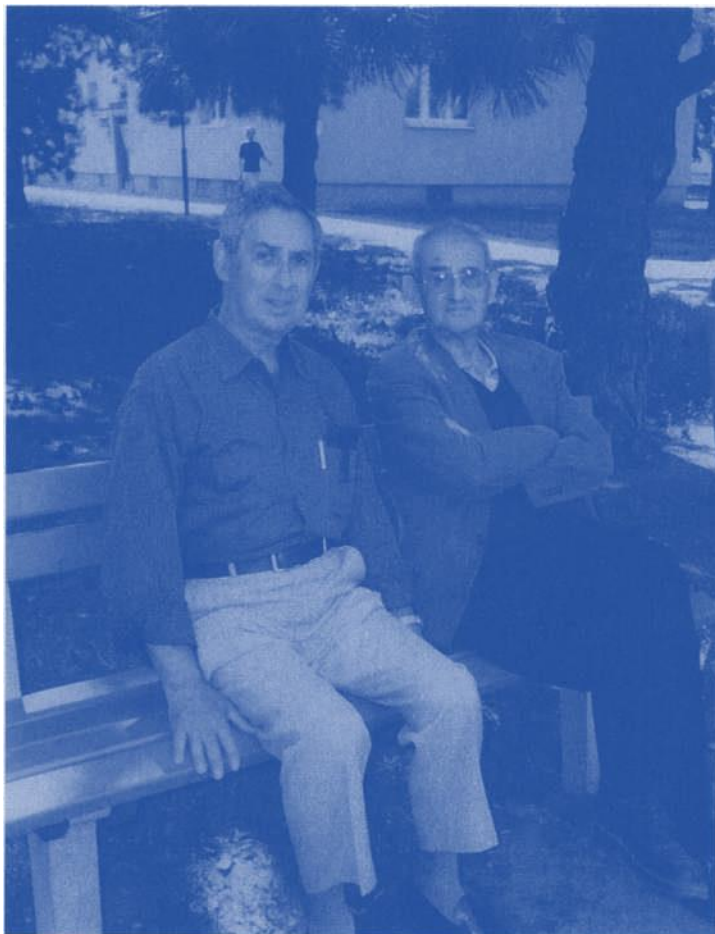
Und natürlich das Tagebuch. Sein Vater hatte ihm erst nach ihrem Wiedersehen in Wien davon erzählt. Wenn man den zerknickten Umschlag aufblättert, sah man die vergilbte erste Seite mit der eckigen Schrift seines Vaters, die allmählich anfang zu verblassen. «In Buchenwald am 2. Oktober 1939 nach einer Fahrt ...» Die lebendigen Bilder brannten sich in Fritz Geist ein. Der Steinbruch, die mit

Schotter beladenen Loren auf den Schienen, die Leichen im Schlamm, ein Mann, der durch die Postenkette rennt und mit einer Kugel im Rücken liegenbleibt, das Hängen am Balken im Bunker der politischen Abteilung, Arme, die aus den Gelenken gerissen werden, das Gewicht der Luger-Pistole in seiner Hand, die tödliche Kälte in dem offenen Güterwaggon zwischen Gleiwitz und Amstetten ... Und das Gedicht, das sein Vater geschrieben hatte: das Steinbruchkaleidoskop mit dem unvergesslichen Bild des Steinbrechers.

*Es rattert der Brecher tagaus und tagein,
er rattert und rattert und bricht das Gestein,
zermahlt es zu Schotter und Stunde auf Stund'
frisst Schaufel um Schaufel sein gieriger Mund.
Und die, die ihn füttern mit Müh und mit Fleiss,
die wissen er frisst nur – doch satt wird er nie.
Erst frisst er die Steine und dann frisst er sie.*

Aber er hatte sie nicht alle gefressen. Ein paar hatten es, genau wie der hochgewachsene Häftling in dem Gedicht, geschafft, die Maschine zu überwinden, weiterzumachen, bis der Steinbrecher sich selbst zum Stehen brachte, erstickt an seinem eigenen Appetit.

Am Ende haben die Kleinmanns nicht nur überlebt, die Familien sind weiter gediehen. Mit ihrem Mut, ihrer Liebe, ihrer Solidarität und einer gehörigen Portion Glück haben sie diejenigen überwunden, die versucht hatten, sie zu vernichten. Sie und ihre Nachkommen haben sich verbreitet und vermehrt. Über die Generationen hinweg haben sie sich ihre Liebe und Verbundenheit bewahrt, die ihnen durch die dunkelsten Zeiten geholfen haben. Sie haben ihre Vergangenheit mitgenommen, weil sie wussten, dass die Lebenden die Erinnerungen der Toten bewahren müssen, um sie in eine sichere Zukunft zu tragen.



Kurt und Fritz in Wien in den frühen 2000er-Jahren bei ihrem letzten Treffen vor Fritz' Tod im Jahr 2009

Dank

Dieses Buch wäre undenkbar gewesen ohne seine Hauptquellen: Gustav Kleinmanns Tagebuch aus dem Konzentrationslager und Fritz Kleinmanns Erinnerungen. Beide Quellen habe ich Professor Reinhold Gärtner von der Universität Innsbruck zu verdanken. Reinhold hat Fritz geholfen, die beiden Dokumente in dem Buch *Doch der Hund will nicht krepieren* zu veröffentlichen, und er hat mich in den Anfängen meiner Recherchen zu diesem Buch in unersetzlicher Weise unterstützt. Dafür danke ich ihm sehr.

Zutiefst dankbar bin ich auch Kurt Kleinmann, der den «Anschluss» Österreichs und den Einmarsch der Nazis in Wien erlebt hat, für viele Stunden mit Interviews und monatelange Korrespondenz. Ohne Kurts grosszügige und unermüdliche Hilfe wäre meine Darstellung viel weniger detailreich und profund. Gustavs Enkel Peter Patten hat ebenfalls sehr freundlich mit Gesprächen und Korrespondenz zu meiner Arbeit beigetragen. Ich danke auch Rachel Schine, die die Verbindung zum amerikanischen Zweig der Familie hergestellt hat. Auch die österreichische Seite der Familie hat mich unterstützt. Die Ermutigung durch Peter Kleinmann, Victor Zehetbauer und seinen Vater Ernst sowie Richard Wilczek war unersetzlich.

Die Rohübersetzung des Buchs *Doch der Hund...* ins Englische von John Rie stellte meinen ersten Kontakt zu dieser Geschichte dar und war eine wichtige Grundlage meiner eigenen Übersetzung des Tagebuchs und von Fritz Erinnerungen. Was die hebräischen Abschnitt-Überschriften angeht, danke ich Keren Joseph-Browning für fachkundigen Rat. Julia Moldova, meine ungarische Übersetzerin, machte mich auf eine wichtige historische Auslassung in der Originalausgabe des Buches aufmerksam, die in dieser korrigiert wurde.

Viele Archive und ihre Mitarbeiter haben mich begleitet, mit Dokumenten und Bildern versorgt und geduldig alle meine Fragen beantwortet. Ich bin ihnen allen sehr dankbar. Das gilt unter anderem für das Österreichische Staatsarchiv in Wien, das Dokumente über Gustav Kleinmanns Militärdienst im Ersten Weltkrieg zur Verfügung stellte; Douglas Ballman und Georgiana Gomez vom Institute for Visual History and Education der University of Southern California Shoa Foundation, die mir eine Abschrift des Interviews mit Fritz Kleinmann von 1997 und Fotos zur Verfügung stellten; Ewa Bazan, Leiterin des Büros ehemaliger Häftlinge in der Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau; Johannes Beermann, Archivar am Fritz-Bauer-Institut der Goethe-Universität in Frankfurt am Main, von dem ich Fritz und Gustavs Zeugenaussagen in den Auschwitz-Prozessen bekam; die Cambridge University Library; Judy Farrar, Bibliothekarin im Archiv und der Special Collection der Claire T. Carney Library an der University of Massachusetts, Dartmouth, für Informationen über Samuel Barnet; Harriet Harmer, Archivistin bei West Yorkshire Archive Service in Leeds, für Dokumente über Edith Kleinmann und Richard Paltenhoffer; Elisa Ho, Archivarin und Koordinatorin für Sonderprojekte am Jacob Rader Marcus Center of the American Jewish Archives, Cincinnati, für Dokumente über Maly Trostinez; Katharina Kniefacz, Forschungszentrum der KZ-Gedenkstätte Mauthausen, Wien, für die Häftlingsakten von Fritz Kleinmann; Albert Knoll, Archivar an der KZ-Gedenkstätte Dachau, für Informationen über Richard Paltenhoffer; Kimberly Kwan, ehrenamtliche Mitarbeiterin an der Gedenkstätte Buchenwald, für Informationen über die Kleinmanns und Richard Paltenhoffer; Heike Müller vom Internationalen Suchdienst in Bad Arolsen für Dokumente über die Inhaftierung der Kleinmanns in den verschiedenen Konzentrationslagern; Susanne Uslu-Pauer, Abteilungsleiterin des Archivs der Israelitischen Kultusgemeinde, Wien; und die Wiener Library, London.

Und nicht zuletzt danke ich meinem Literaturagenten, Andrew Lownie, der mich auf die Geschichte der Kleinmanns aufmerksam gemacht hat, ebenso wie Dan Bunyard und Zennor Compton von Penguin Books, die an dieses Projekt glaubten und es mit Enthusiasmus unterstützt haben. Und wie noch bei jedem meiner Bücher hat mich meine Partnerin Kate auch bei diesem mit viel Geduld und Ausdauer moralisch unterstützt.

Jeremy Dronfield, Juni 2018

Bibliografie und Quellen

Interviews des Autors

Kurt Kleinmann: März/April 2016, Juli 2017

Peter Patten: April 2016, Juli 2017

Interviews aus Archiven

Fritz Kleinmann: Februar 1997: Interview 28129, Visual History
Archive: University of Southern California Shoah Foundation
Institute

Archive und unveröffentlichte Quellen

- ABM Archives of Auschwitz-Birkenau Museum, Oswięcim, Poland
- AFB Findbuch der Opfer des Nationalsozialismus, Österreich:
findbuch.at/en (eingesehen 21.2.2017)
- AJJ American Jewish Joint Distribution Committee Archives,
New York
- AWK Augenzeugenberichte über die «Kristallnacht»: Wiener Library,
London: available online at wienerlibrarycollections.co.uk/novemberpogrom/testimonies-and-reports/overview
(retrieved February 19, 2017)
- BWM Belohnungsakten des Weltkrieges 1914-1918: Mannschafts-
belohnungsanträge Nr. 45348, Box 21: Österreichisches Staats-
archiv, Wien
- DFK Briefe, Fotos und Dokumente aus dem Archiv von Fritz Klein-
mann
- DKK Briefe und Dokumente im Besitz von Kurt Kleinmann

- DOW Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes,
Wien: einige Einträge online einsehbar unter
[www.doew.at/ personensuche](http://www.doew.at/personensuche) (eingesehen 14.4.2017)
- DPP Dokumente und Fotos im Besitz von Peter Patten
- DRG Dokumente und Fotos im Besitz von Reinhold Gärtner
- FDR FDR Presidential Library, Hyde Park, New York
- FTD Akten der Frankfurter Auschwitz-Prozesse: Fritz-Bauer-Institut,
Frankfurt am Main
- GRO Records of births, marriages, and deaths for England and Wales:
General Register Office, Southport, UK
- HOI Home Office: Aliens Department: Internees Index, 1939-1947:
HO 396: National Archives, Kew, London
- IKA Archiv der Israelitischen Kultusgemeinde, Wien
- ITS Dokumente über Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung:
ITS Digital Archive, Internationaler Suchdienst, Bad Arolsen
- LJL Leeds Jewish Refugee Committee: case files: WYL5044/12:
West Yorkshire Archive Service, Leeds, UK
- LJW Leeds Jewish Refugee Committee: correspondence and papers:
Collection 599: Wiener Library, London
- MTW Maly Trostinec witness correspondence, 1962-67: World Jewish
Congress Collection: Box C213-05: American Jewish Archives,
Cincinnati
- NARA National Archives and Records Administration,
Washington D.C.
- PGB Häftlingsarchiv KZ-Gedenkstätte Buchenwald, Weimar
- PGD Häftlingsarchiv KZ-Gedenkstätte Dachau, Dachau
- PGM Häftlingsarchiv KZ-Gedenkstätte Mauthausen, Forschungszentrum,
Wien
- PNY Passagierlisten von Schiffen, die in New York ankamen: Microfilm
Publication M237, 675: National Archives and Records Administration,
Washington DC
- TAE Trial of Adolf Eichmann: District Court Sessions: State of Israel
Ministry of Justice: online einsehbar unter nizkor.org (eingesehen
19.3.2016)

- WLO Adolph Lehmanns Adressbuch: Wienbibliothek Digital:
www.digital.wienbibliothek.at/wbrobv/periodical/titleinfo/5311
 (eingesehen 20.5.2017)
- YVP Papers and documents: Yad Vashem, Jerusalem, z.T. online einsehbar unter www.yadvashem.org
- YVS Central Database of Shoah Victims' Names: Yad Vashem, Jerusalem: online einsehbar unter yvng.yadvashem.org (eingesehen 14.4.2017)

Bücher, Artikel und Aufsätze

- Aarons, Mark-War *Criminals Welcome: Australia, a Sanctuary for Fugitive War Criminals Since 1945* (Melbourne: Black Inc, 2001).
- Arad, Yitzhak, Israel Gutman & Abraham Margalit: *Documents on the Holocaust*, 8. Aufl., übersetzt von Lea Ben Dor (London and Jerusalem: University of Nebraska Press and Yad Vashem, 1999).
- Bardgett, Suzanne & David Cesarani (Hg.): *Belsen 1945: New Historical Perspectives* (London: Vallentine Mitchell, 2006).
- Barton, Waltraud (Hg.): *Ermordet in Maly Trostinec: die österreichischen Opfer der Shoa in Weissrussland* (Wien: New Academic Press, 2012).
- Bentwich, Norman: «The Destruction of the Jewish Community in Austria 1938-1942», in: *The Jews of Austria*, hg. Josef Fraenkel, S. 467-78 (London: Valentine, Mitchell, 1970).
- Berkley, George E.: *Vienna and Its Jews: The Tragedy of Success, 1880s-1980s* (Cambridge, MA: Abt Books, 1988).
- Browning, Christopher: *The Origins of the Final Solution* (London: Arrow, 2005); dt. Ausgabe: *Die Entfesselung der Endlösung*, übersetzt von Klaus-Dieter Schmidt (Berlin: List, 2006).
- Burkitt, Nicholas Mark: *British Society and the Jews* (University of Exeter: PhD dissertation, 2011).
- Cesarani, David: *Eichmann: His Life and Crimes* (London: Vintage, 2005); dt. Ausgabe: *Adolf Eichmann: Bürokrat und Massenmörder – Biografie* (Berling: Propyläen, 2004).

- Cesarani, David: *Final Solution: The Fate of the Jews 1933-49* (London: Macmillan, 2016); dt. Ausgabe: «Endlösung» – *Das Schicksal der Juden 1933-1948* (Berlin: Propyläen Verlag, 2016).
- Czech, Danuta: *Auschwitz Chronicle: 1939-1945* (London: LB. Taurus, 1990); dt. Ausgabe: *Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939-1945* (Reinbek: Rowohlt, 1989).
- Czeike, Felix: *Historisches Lexikon Wien*, 6 Bde. (Wien: Kremayr & Scheriau, 1992-7).
- Długoborski, Waclaw & Franciszek Piper (Hg.): *Auschwitz 1940-1945: Studien der Geschichte des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz*, 5 Bde. (Oświęcim: Verlag des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau, 1999).
- Dobosiewicz, Stanislaw: *Mauthausen-Gusen: oboz zagłady* (Warschau: Wydawn, 1977).
- Dror, Michael: «News from the Archives», *Yad Vashem Jerusalem*, 81 (Oktober 2016), S. 22.
- Dutch, Oswald: *Thus Died Austria* (London: E. Arnold, 1938).
- Fein, Erich & Karl Flanner: *Rot-Weiss-Rot in Buchenwald* (Wien: Europaverlag, 1987).
- Foreign Office (Grossbritannien): *Papers Concerning the Treatment of German Nationals in Germany, 1938-1939* (London: HMSO, 1939).
- Friedländer, Saul: *Nazi Germany and the Jews: Bd. 1: The Years of Persecution, 1933-1939* (London: Weidenfeld and Nicolson, 1997); dt. Ausgabe: *Das Dritte Reich und die Juden: Bd. 1 Die Jahre der Verfolgung 1933-1939* (München: C.H. Beck, 1998).
- Friedman, Saul S.: *No Haven for the Oppressed: United States Policy Toward Jewish Refugees, 1938-1945* (Detroit: Wayne State University Press, 1973).
- Frieser, Karl-Heinz: *The Eastern Front, 1943-1944*, übersetzt von Barry Smerin & Barbara Wilson (Oxford: Clarendon Press, 2017); dt. Originalausgabe: *Die Ostfront 1943/44* (München: DVA, 2007).
- Gärtner, Reinhold & Fritz Kleinmann: *Doch der Hund will nicht krepie-*

- ren: *Tagebuchnotizen aus Auschwitz* (Innsbruck: Innsbruck University Press, 2012).
- Gedye, G. E. R.: *Fallen Bastions: the Central European Tragedy* (London: Gollancz, 1939).
- Gemeinsames Zentralnachweisbureau: *Nachrichten über Verwundete und Kranke Nr. 190 ausgegeben am 6.1.1915; Nr. 203 ausgegeben am 11.1.1915* (Wien: k. k. Hof- und Staatsdruckerei, 1915).
- Gerhardt, Uta & Thomas Karlauf (Hg.): *The Night of Broken Glass: Eye-witness Accounts of Kristallnacht*, übersetzt von Robert Simmons & Nick Somers, S. 36-55 (Cambridge: Polity Press, 2012).
- Gerlach, Christian: *Kalkulierte Morde: Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weissrussland 1941 bis 1944* (Hamburg: Hamburger Edition, 1999).
- Gilbert, Martin: *The Holocaust: the Jewish Tragedy* (London: Collins, 1986).
- Gilbert, Martin: *Auschwitz and the Allies* (London: Joseph, 1981); dt. Ausgabe: *Auschwitz und die Alliierten* (München: C. H. Beck, 1982).
- Gilbert, Martin: *The Routledge Atlas of the Holocaust*, 3. Aufl. (London: Routledge, 2002).
- Gillman, Peter & Leni: *«Collar the Lot!» How Britain Interned and Expelled Its Wartime Refugees* (London: Quartet, 1980).
- Gold, Hugo: *Geschichte der Juden in Wien: ein Gedenkbuch* (Tel Aviv: Olamenu, 1966).
- Goltman, Pierre: *Six mois en enfer* (Paris: Éditions le Manuscrit, 2011).
- Gottwaldt, Alfred & Diana Schulle: *Die «Judendeportationen» aus dem Deutschen Reich 1941-1945* (Wiesbaden: Marix, 2005).
- Grenville, Anthony: «Anglo-Jewry and the Jewish refugees from Nazism», in: *Association of Jewish Refugees Journal*, Dez. 2012; online verfügbar unter ajr.org.uk/index.cfm/section.journal/issue.Dec12/article=11572 (eingesehen 18.7.2017).
- Gutman, Yisrael & Michael Berenbaum (Hg.): *Anatomy of the Auschwitz Death Camp* (Bloomington, IN: Indiana University Press, 1994).

- Hackett, David A. (Hg.): *The Buchenwald Report* (Boulder, CO: Westview Press, 1995); dt. Ausgabe: *Der Buchenwald-Report* (München, C.H. Beck, 1996).
- Haunschmied, Rudolf A., Jan-Ruth Mills & Siegi Witzany-Durda: *St. Georgen – Gusen – Mauthausen: Concentration Camp Mauthausen Reconsidered* (Norderstedt: Books on Demand, 2007).
- Hayes, Peter: *Industry and Ideology: IG Farben in the Nazi Era* (Cambridge: Cambridge University Press, 2001).
- Hecht, Dieter J.: «Der König rief, und alle, alle kamenc Jewish military chaplains on duty in the Austro-Hungarian army during World War I», in: *Jewish Culture and History* 17/3 (2016): S. 203-16.
- Heimann-Jelinek, Felicitas, Lothar Hölbling & Ingo Zechner: *Ordnung muss sein: Das Archiv der Israelitischen Kultusgemeinde Wien* (Wien: Jüdisches Museum Wien, 2007).
- Heller, Peter: «Preface to a Diary on the Internment of Refugees in England in the Year of 1940», in: *Exile and Displacement*, Hg. Lauren Levine Enzie, S. 163-79 (New York: Peter Lang, 2001).
- Horsky, Monika: *Man muss darüber reden. Schüler fragen KZ-Häftlinge* (Wien: Ephelant Verlag, 1988).
- Jones, Nigel: *Countdown to Valkyrie: The July Plot to Assassinate Hitler* (London: Frontline, 2008).
- Keegan, John: *The First World War* (London: Hutchinson, 1998).
- Kershaw, Roger: «Collar the lot! Britain's policy of internment during the Second World War», in: *UK National Archives Blog* 2.7.2015, blog.nationalarchives.gov.uk/blog/collar-lot-britains-policy-in-ternment-second-world-war/ (eingesehen 18.7.2017).
- K.u.k. Kriegsministerium: *Verlustliste Nr 209 ausgegeben am 13.7. 1915* (Wien: k. k. Hof und Staatsdruckerei, 1915).
- K.u.k. Kriegsministerium: *Verlustliste Nr 244 ausgegeben am 21.8. 1915* (Wien: k. k. Hof und Staatsdruckerei, 1915).
- Kurzweil, Edith: *Nazi Laws and Jewish Lives* (London: Transaction, 2004); dt. Originalausgabe: *Briefe aus Wien: jüdisches Leben vor der Deportation* (Wien: Turia u. Kant, 1999).

- Langbein, Hermann: *Against All Hope: Resistance in the Nazi Concentration Camps, 1938-1945*, übersetzt von Harry Zohn (London: Constable, 1994); dt. Originalausgabe: ... *nicht wie die Schafe zur Schlachtbank: Widerstand in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern 1938-1945* (Frankfurt a.M.: Fischer, 1994).
- Langbein, Hermann: *People in Auschwitz*, übersetzt von Harry Zohn (Chapel Hill, NC: University of North Carolina Press, 2004); dt. Originalausgabe: *Menschen in Auschwitz* (Wien: Europaverlag, 1972).
- Le Chêne, Evelyn: *Mauthausen: The History of a Death Camp* (Bath: Chivers, 1971).
- Levi, Primo: *Survival in Auschwitz and The Reawakening: Two Memoirs* (New York: Summit, 1986; frühere Ausgaben 1960,1965).
- Loewenberg, Peter: «The Kristallnacht as a Public Degradation Ritual», in: *The Origins of the Holocaust*, Hg. Michael Marrus, S. 582-96 (London: Meckler, 1989).
- London, Louise: *Whitehall and the Jews, 1933-1948: British Immigration Policy, Jewish Refugees and the Holocaust* (Cambridge: Cambridge University Press, 2000).
- Lowenthal, Marvin: *The Jews of Germany* (London: L. Drummond, 1939).
- Lucas, James: *Fighting Troops of the Austro-Hungarian Army, 1868-1914* (Tunbridge Wells: Spellmount, 1987).
- Maier, Ruth: *Ruth Maiers Diary: A Young Girls Life under Nazism*, übersetzt von Jamie Bulloch (London: Harvill Seeker, 2009); dt. Ausgabe: «*Das Leben könnte gut sein*»: *Tagebücher 1933 bis 1942* (München: Deutsche Verlags-Anstalt, 2008).
- Mazzenga, Maria (Hg.): *American Religious Responses to Kristallnacht* (New York: Palgrave Macmillan, 2009).
- Megargee, Geoffrey P. (Hg.): *The United States Holocaust Memorial Museum Encyclopedia of Camps and Ghettos, 1933-1945*, 4 Bde. (Bloomington, IN: Indiana University Press, 2009).
- Pendas, Devin O.: *The Frankfurt Auschwitz Trial, 1963-1965* (Cambridge: Cambridge University Press, 2006; dt. Ausgabe: *Der Frank-*

- furter Auschwitz-Prozess (1963-1965)* (Frankfurt a.M.: Campus Verlag, 2013).
- Phillips, Raymond: *Trial of Josef Kramer and Forty-Four Others: The Belsen Trial* (London: W. Hodge, 1949).
- Plänkers, Tomas: *Ernst Federn: Vertreibung und Rückkehr. Interviews zur Geschichte Ernst Federns und der Psychoanalyse* (Tübingen: Diskord, 1994).
- Pukrop, Marco: «Die SS-Karrieren von Dr. Wilhelm Berndt und Dr. Walter Döhrn. Ein Beitrag zu den unbekanntem KZ-Ärzten der Vorkriegszeit», in: *WerkstattGeschichte* 62 (2012), S. 76-93.
- Rabinovici, Doron: *Eichmanns Jews: The Jewish Administration of Holocaust Vienna, 1938-1945*, übers. Nick Somers (Cambridge: Polity Press, 2011); dt. Originalausgabe: *Instanzen der Ohnmacht. Wien 1938-1945. Der Weg zum Judenrat* (Frankfurt a.M.: Jüdischer Verlag, 2000).
- Rees, Laurence: *The Holocaust: A New History* (London: Viking, 2017).
- Rosenkranz, Herbert: «The Anschluss and the Tragedy of Austrian Jewry 1938-1945», in: *The Jews of Austria*, Hg. Josef Fraenkel, S. 479-545 (London: Valentine, Mitchell, 1970).
- Sagel-Grande, Irene, H. H. Fuchs & C. E. Rüter: *Justiz und NS-Verbrechen: Sammlung Deutscher Strafurteile wegen Nationalsozialistischer Tötungsverbrechen 1945-1966: Band XIX* (Amsterdam: University Press Amsterdam, 1978).
- Schindler, John R.: *Fall of the Double Eagle: the Battle for Galicia and the Demise of Austria-Hungary* (Lincoln, NE: University of Nebraska Press, 2015).
- Silverman, Jerry: *The Undying Flame: Ballads and Songs of the Holocaust* (Syracuse, NY: Syracuse University Press, 2002).
- Sington, Derrick: *Belsen Uncovered* (London: Duckworth, 1946).
- Stein, Harry (Hg.): *Konzentrationslager Buchenwald 1937-1945*, Hg. Gedenkstätte Buchenwald (Göttingen: Wallstein Verlag, 2004).
- Taylor, Melissa Jane: «Experts in Misery»? *American Consuls in Austria, Jewish Refugees and Restrictionist Immigration Policy, 1938-1941* (University of South Carolina: PhD Dissertation, 2006).

- Teichova, Alice: «Banking in Austria», in: Manfred Pohl (Hg.): *Handbook on the History of European Banks* (Aldershot: Edward Elgar, 1994).
- Trimble, Lee & Jeremy Dronfield: *Beyond the Call* (New York: Berkley, 2015).
- van Pelt, Robert Jan & Deborah Dwork: *Auschwitz: 1270 to the Present* (New Haven, CT: Yale University Press, 1996).
- van Pelt, Robert Jan: *The Case for Auschwitz: Evidence from the Irving Trial* (Bloomington, IN: Indiana University Press, 2016).
- Wachsmann, Nikolaus: *KL: A History of the Nazi Concentration Camps* (London: Little, Brown, 2015).
- Wagner, Bernd C.: *IG Auschwitz: Zwangsarbeit und Vernichtung von Häftlingen des Lagers Monowitz 1941-1945* (München: K.G. Saur, 2000).
- Wallner, Peter: *By Order of the Gestapo: A Record of Life in Dachau and Buchenwald Concentration Camps* (London: John Murray, 1941).
- Walter, John: *Luger: The Story of the Worlds Most Famous Handgun*, ebook (Stroud: History Press, 2016).
- Wasserstein, Bernard: *Britain and the Jews of Europe, 1939-1945* (London: Leicester University Press, 1999).
- Watson, Alexander: *Ring of Steel: Germany and Austria-Hungary at War, 1914-1918* (London: Penguin, 2014).
- Weinzierl, Erika: «Christen und Juden nach der NS-Machtergreifung in Österreich», in: *Anschluss 1938*, S. 175-205 (Wien: Verlag für Geschichte und Politik, 1981).
- Werber, Jack & William B. Helmreich: *Saving Children* (London: Transaction, 1996).
- Wünschmann, Kim: *Before Auschwitz: Jewish Prisoners in the Prewar Concentration Camps* (Cambridge, MA: Harvard University Press, 2015).
- Wyman, David S.: *America and the Holocaust*, 13 Bde. (London: Garland, 1990); dt. Ausgabe: *Das unerwünschte Volk. Amerika und die Vernichtung der europäischen Juden* (Ismaning bei München: Hueber, 1986).

Zalewski, Andrew: *Galician Portraits: In Search of Jewish Roots* (Jenkintown, PA: Thelzo Press, 2012).

Zucker, Bat-Ami: *In Search of Refuge: Jews and US Consuls in Nazi Germany, 1933-1941* (London: Vallentine Mitchell, 2001).

Anmerkungen

Prolog

- 1 Mondphasen vgl. www.timeanddate.com/moon/austria/amstetten?month=1&year=1945.

1

»Wenn's Judenblut vom Messer spritzt ...«

- 1 Abgedruckt in *Die Stimme*, 11. März 1938, S. 1; vgl. auch Gedye: *Fallen Bastions*, S. 287 ff. mit einem Augenzeugenbericht der Ereignisse in Wien an diesem Tag.
- 2 Schuschniggs Einheitspartei Vaterländische Front war faschistisch und unterdrückte sowohl die Nazis als auch die Sozialdemokraten. Doch sie war nicht besonders stark antisemitisch eingestellt. Zur Zahl der Juden in Österreich vgl. Gilbert 2002, S. 22 und Bentwich S. 467.
- 3 Vgl. *Die Stimme*, 11. März 1938, S. 1.
- 4 Menschen jüdischer Abstammung, die sich als absolut deutsch empfanden, gab es einige. Der Wiener Peter Wallner schrieb: »Ich war nie Jude, obwohl alle vier Großeltern jüdisch waren.« Doch als die Nazis kamen, wurde er genauso verfolgt wie alle anderen, »denn nach den Nürnberger Gesetzen bin ich Jude«. (Wallner S. 17 f.) Nach den Nürnberger Rassegesetzen von 1935 galt als Jude, wer mehr als zwei jüdische Großeltern hatte. Dies galt unabhängig von der Religion.
- 5 *Die Stimme*, 11. März 1938, S. 1.
- 6 *Jüdische Presse*, 11. März 1938, S. 1.
- 7 George Gedye, britischer Journalist für den *Daily Telegraph* und die *New York Times*, der in Wien lebte, beschreibt solche Szenen an diesem Tag (Gedye, S. 287–296).
- 8 Aus diesem Grund hatte Schuschnigg das Mindestalter bei der Volksabstimmung auf 24 festgesetzt – die meisten Nazis waren jünger.
- 9 Vgl. *The Times*, 11. März 1938, S. 14; *Neues Wiener Tagblatt*, 11. März 1938, S. 1.
- 10 Vgl. Gedye S. 290–293.

- 11 Vgl. Gedye, S. 290; *The Times*, 12. März 1938, S. 12.
- 12 Die *Times* schreibt, Zeitungen in Berlin hätten bereits an diesem Abend behauptet, Deutschland habe einen «Verrat» durch «marxistische Ratten» in der österreichischen Regierung niedergeschlagen, die «entsetzliche Gräueltaten» gegen Menschen verübt hätten, die in Scharen zur deutschen Grenze flüchteten. Mit diesen Lügen wurde der Einmarsch in Österreich begründet. (*The Times*, März 12, 1938, S. 12.).
- 13 Vgl. Gold S. 77; Weinzierl S. 197 f.
- 14 Vgl. Gedye S. 295. Die Feindseligkeit gegen Katholiken hatte mit dem Versuch der Nazis zu tun, das Alte Testament abzuschaffen und das Christentum wie auch die Kirchen von jedem jüdischen Anklang zu «befreien». Abgelehnt wurde auch die Anerkennung von nicht«arischen», konvertierten Christen durch die Kirchen und die Verurteilung des Vatikans von Rassismus (Cesariani S. 114-116, 136).
- 15 Aus *Als wär's ein Stück von mir*, Kapitel 2.
- 16 Vgl. Gedye S. 295.
- 17 Vgl. Dutch S. 231 f.; *Neues Wiener Tagblatt*, 12.3.1938, S. 3; *Banater Deutsche Zeitung*, 13.3.1938, S. 5; *The Times*, 14.3.1938, S. 14.
- 18 Vgl. *Neues Wiener Tagblatt*, 12.3.1938, S. 3.
- 19 Vgl. Gedye S. 282.
- 20 Vgl. *Arbeitersturm*, 13.3.1938, S. 5; *The Times*, 17.4.1938, S. 14.
- 21 Vermutlich handelte es sich um die Wache an der Leopoldsgasse, die zur Schutzpolizei Gruppenkommando-Ost gehörte.
- 22 Dieser Bericht beruht auf den Angaben von Fritz Kleinmann, Kurt Kleinmann und Ediths Sohn Peter Patten. Ergänzende Details aus verschiedenen zeitgenössischen Quellen.
- 23 Bericht von Moritz Fleischmann, Bd. 1, Session 17, TAE, Berkley, *Vienna*, S. 259; Lowenthal S. 430; vgl. auch *The Times*, 31.3.1938, S. 13; 7.4. 1938, S. 13.
- 24 Vgl. Gedye S. 354.
- 25 Vgl. Gedye S. 9.
- 26 Vgl. *The Times*, 11.4.1938, S. 12. Selbst der Stimmzettel war ein Werk der Propaganda – der Kreis für Ja (also für den «Anschluss») war gross, der für Nein ganz klein.
- 27 Vgl. *The Times*, 12.4.1938, S. 14.
- 28 Vgl. *The Times*, 9.4.1938, S. 11.
- 29 Vgl. *The Times*, 23.3.1938, S. 13; 26.3.1938, S. 11; 30.4.1938, S. 11.
- 30 Vgl. Bentwich S. 470.
- 31 Vgl. ebd. und Rosenkranz S. 484.

- 32 Das Lager Dachau wurde 1933 in einer aufgelassenen Fabrik eingerichtet. Im Sommer 1938 gab es vier große Lager in Deutschland: Dachau, Buchenwald, Sachsenhausen und Flossenbürg, dazu einige kleinere. Wenig später wurden weitere Lager eröffnet, darunter auch im August 1938 Mauthausen in Österreich.
- 33 Reichsministerium des Inneren, 17.8.1938.
- 34 Aussage B.306, AWK
- 35 Aussage B.95, AWK.
- 36 Vgl. *The Times*, 27.10.1938, S. 13. Der *Chicago Tribune* (27.10.1938, S. 15) ergänzt das Detail mit den Kameras und berichtet von vier Nazis, die angeblich niedergeschlagen und getreten wurden.
- 37 *Neues Wiener Tagblatt*, 26.10.1938, S. 1.
- 38 *Völkischer Beobachter*, 26.10.1938, S. 1.
- 39 *Neues Wiener Tagblatt*, 8.11.1938, S. 1.
- 40 Telegramm von Reinhard Heydrich an alle Polizeiwachen, 10.11.1938.
- 41 Britischer Generalkonsul in Wien, Brief vom 11. November 1938, in Foreign Office, Papers, S. 16.

2

Volksverräter

- 1 Das Polizeiamt Leopoldstadt, Hauptquartier der uniformierten Polizei, lag in der Ausstellungsstraße 171.
- 2 Der Bericht beruht auf Angaben von Fritz Kleinmann, ergänzt durch die Zeugenaussagen B.24 (anonym), B.62 (Alfred Schechter), B.143 (Carl Löwenstein, AWK, sowie durch Aussagen von Siegfried Merecki (MS 166 (156)) und Margarete Neff (MS 93 (205)); vgl. Gerhardt & Karlauf sowie Wallner.
- 3 Brief des britischen Generalkonsuls in Wien vom 11.11.1938, Foreign Office, *Papers*, S. 16.
- 4 Die exakte Zahl dokumentierter Verhaftungen ist 6547 (Taylor, S. 48).
- 5 ' B.62 (Alfred Schechter), AWK. Mauthausen war zu dieser Zeit ein Straflager. Juden wurden dort erst nach Beginn des Zweiten Weltkriegs inhaftiert, aber das war zu dieser Zeit nicht bekannt (vgl. z. B. *The Scotsman*, 14.11.1938; Wünschmann S. 183).
- 6 B.143 (Carl Löwenstein), AWK.
- 7 *New York Times*, 15.11.1938, S. 1.
- 8 Zitiert nach der Schweizer *Nationalzeitung*, 16.11.1938.

- 9 *The Spectator*, 18.11.1938, S. 836.
- 10 Vgl. *Westdeutscher Beobachter* (Köln), 11.11.1938
- 11 Ebd.
- 12 Zitiert nach einem Brief des britischen Generalkonsuls in Wien, 11.11. 1938,
vgl. Foreign Office, *Papers*, S. 15.
- 13 Vgl. Cesarani S. 199
- 14 *The Spectator*, 18.11.1938, S. 836.
- 15 Vgl. Cesarani, *Eichmann*, S. 60ff.
- 16 Heydrich, zitiert nach Cesarani, *Final Solution*, S. 207.
- 17 Vgl. Rabinovici und Cesarani, *Final Solution*, S. 147 ff.
- 18 *The Spectator*, 29.7.1938, S. 189.
- 19 Ebd., 19.8.1938, S. 294.
- 20 Rede vor dem Reichstag 30.1.1939.
- 21 Vgl. *Daily Telegraph*, 22.11.1939; ebenso House of Commons *Hansard*,
21.11.1938, vol. 341, cc. 1428-83.
- 22 Ebd.
- 23 Aussage B.226, AWK.
- 24 Vgl. *The Times*, 3.-12.12.1938.
- 25 Fritz Kleinmann, 1997 Interview.
- 26 *Manchester Guardian*, 15.12., S. 11; 18.3., S. 18.
- 27 Brief von Leeds JRC ans Overseas Settlement Dept. JRC, London, 7.6.1940,
LJL.
- 28 *The Times*, 3.-12.12.1938.
- 29 London, *Whitehall*, S. 79.
- 30 *The Times*, 8.11.1938, S. 4.
- 31 Man konnte nur eine begrenzte Zahl von Antragstellern befragen. Frauen mit
der Zusage einer Anstellung im Haushalt hatten bessere Chancen als Männer,
sodass mehr als die Hälfte der Juden, die in den Jahren 1938/39 nach England
kamen, Frauen waren (vgl. Cesarani, *Final Solution*, S. 158). Das Innenmini-
sterium beschleunigte den Prozess, indem es die Prüfung der Anträge an jü-
dische Flüchtlingsagenturen übergab, sodass nun 400 Anträge pro Woche be-
arbeitet werden konnten, (ebd. S. 214).
- 32 Brief des britischen Generalkonsuls, 11.11.1938, zitiert nach Foreign Office,
Papers, S. 15.
- 33 Heute befindet sich dort, in der Wallnerstr. 8, die Wiener Börse.
- 34 M. Mitzmann: «A Visit to Germany, Austria and Poland in 1939»,
doc. 0.2/151, YVP.
- 35 Vgl. Stein S. 115 f.; Gärtner & Kleinmann S. 80 f.

- 36 Fritz erinnerte sich im Gespräch 1997, dass der dritte Mann Schwarz hiess. Es gibt allerdings keinen Nachweis über eine Person dieses Namens unter der Adresse Im Werd 11. An den Namen des vierten Mannes, des Blockwarts, konnte sich Fritz nicht erinnern.
- 37 Dieser Dialog beruht auf Angaben von Fritz und Kurt Kleinmann, die sich sehr lebhaft an die Szene erinnerten.
- 38 Aufzeichnungen aus Buchenwald, Karte 1.1.5.3/6283389, ITS.

3

Blut und Steine: Konzentrationslager Buchenwald

- 1 Gärtner & Kleinmann S. 15.
- 2 Neben Gustav Kleinmanns Tagebuch und Fritz' Erinnerungen stammen einige Details dieses Berichts aus anderen Quellen, z. B. Weber S. 1 ff., S. 32-36; Stein S. 115f.; Zeugenaussagen B.82, B.192, B.203, AWK.
- 3 Fritz Kleinmann (Gärtner & Kleinmann S. 12) spricht von 1048 Wiener Juden auf diesem Transport, andere Quellen (Stein S. 116) sprechen von 1035.
- 4 Vgl. Stein S. 27 f.
- 5 Vgl. Aussage B.203, AWK.
- 6 Gärtner & Kleinmann S. 15 Anm.
- 7 Stein S. 35.
- 8 Lagerregister-Karten 1.1.5.3/6283389 und 1.1.5.3/6283376, ITS. Es wurde nicht tätowiert, diese Praxis gab es nur in Auschwitz ab 1941.
- 9 Werber S. 36.
- 10 Aussage B. 192, AWK.
- 11 Das Lagerabzeichen bestand aus einem nach unten zeigenden Dreieck, dessen Farbe die Kategorie des Häftlings bezeichnete: Rot für politische Häftlinge, Grün für Kriminelle, Rosa für Homosexuelle und so weiter. Jüdische Häftlinge bekamen ausserdem ein gelbes Dreieck, sodass aus beiden ein Davidstern entstand. Wenn jüdische Häftlinge in keine Kategorie passten, bekamen sie zwei gelbe Dreiecke.
- 12 Vgl. Carlebach in Hackett S. 162 f.
- 13 Nicht zu verwechseln mit dem «kleinen Lager», das 1943 nördlich der Baracken errichtet wurde (vgl. Stein S. 149ff.). Das ursprüngliche kleine Lager der Jahre 1939/40 wird bei Hackett, S. 271-276, ausführlich beschrieben.
- 14 Vgl. Hackett 113 f. Nach der Pogromnacht kamen 10'098 neue Häftlinge.

In den Jahren 1938/39 gab es mehr als 9'000 Abgänge durch Entlassungen, Weitertransport oder Tod. 2'000 Häftlinge starben in dieser Zeit, die Toten auf dem Weg vom Bahnhof in Weimar nicht mitgerechnet. Zwischen 1938 und 1939 sank die Zahl der Häftlinge drastisch, explodierte dann aber im Herbst 1939 wieder. Allein im September und Oktober kamen 8707 neue Häftlinge an.

15 Gärtner & Kleinmann S. 16.

16 Fritz schreibt später: «Ich weiss, dass sich mein Vater mit dem Tagebuch in Todesgefahr begab. Auch hatte keiner der alten KZ-Häftlinge meinem Vater diesen Mut zugetraut – er hatte nicht nur sich, sondern uns alle gefährdet. Und trotzdem bleiben auch heute noch Fragen offen: Wo versteckte mein Vater das Tagebuch? Wie brachte er es durch die Kontrollen, wie von Buchenwald nach Auschwitz und dann nach Bergen-Belsen? (Ebd. S. 12f.) Gustav hat später erzählt, dass er als Barackenältester das Notizbuch in einem der Betten versteckte. Bei der Arbeit draussen hatte er es immer bei sich. (Gespräch mit Fritz Kleinmann 1997).

17 Der folgende Bericht beruht auf Gustav Kleinmanns Tagebuch und Fritz Kleinmanns Erinnerungen, ergänzt durch Quellen wie Hackett, Stein und die Aussage B.192, AWK.

18 Himmler sagte einmal, Aufgabe der Kapos sei es, dafür zu sorgen, dass die Arbeit erledigt wurde. Wenn man mit einem Kapo nicht mehr zufrieden sei, würde er degradiert. Und er wisse genau, dass sie ihn schon in der ersten Nacht totschiessen würden. (Vgl. Rees S. 79).

19 Die Berechnung des Gewichts basiert auf der Grösse der Wagen und dem Grundgewicht von gebrochenem Kalkstein (1'554 kg pro m³). Verschiedene Quellen geben die Zahl der Männer, die die Wagen schieben und ziehen mussten, zwischen 16 und 26 an.

20 Gustav schreibt von der «Todes-Holzbaracke». Juden wurden seit September 1939 nicht mehr in den Krankenbau der anderen Häftlinge aufgenommen (Block 2 im Südwesten des Lagers mit Blick auf den Appellplatz). Vgl. Carlebach bei Hackett S. 162.

21 Stein S. 96.

22 Gärtner & Kleinmann S. 16.

23 Stefan Heymann in Hackett S. 253.

24 Jones S. 103 ff.

25 Wachsmann S. 220.

26 Hackett S. 51; Stein S. 119.

27 Hackett S. 231,252 f.; Wachsmann S. 220.

- 28 Vgl. Gärtner & Kleinmann S. 16 Anm.
- 29 Vgl. Stein S. 52, 108 f.; Aussage B.192, AWK.
- 30 Heller tat später auch in Auschwitz Dienst als Arzt. Er überlebte den Holocaust und emigrierte nach dem Krieg in die USA. »Er war ein sehr anständiger Mann. Wenn er helfen konnte, dann tat er es«, erinnerte sich einer der Mithäftlinge in seinem Nachruf. (*Chicago Tribune*, 29.9.2001).
- 31 Vgl. Hackett S. 60–64.
- 32 Vgl. die Aussage des Häftlings Walter Poller, zitiert in Pukrop S. 79.
- 33 In seinem Bericht über den Vorfall deutet Fritz an, er habe die schwache Stimme gespielt. (Gärtner & Kleinmann S. 48).
- 34 Gustavs Tagebuch ist hier nicht eindeutig. Er spricht davon, dass er als »Reiniger im Klosett« eingesetzt wurde. Damit kann die Latrine im kleinen Lager gemeint sein, aber auch die Toiletten in den Baracken des Hauptlagers, die wegen Wassermangels nicht funktionierten (vgl. Stein S. 86). Auch die vier Öfen, die er zu heizen hatte, lassen sich nicht leicht orten. Es kann sich um die Küchenöfen oder um die Öfen der Duschen handeln. Krematoriumsöfen waren es jedenfalls nicht, denn die gab es in Buchenwald erst ab dem Sommer 1942.
- 35 Gärtner & Kleinmann S. 17.

4

Der Steinbrecher

- 1 Angaben zur Anstellung ohne Datum, LJL; Volkszählung in England und Wales 1911; Details aus der Passagierliste der SS *Carinthia* vom 2.10.1936, PNY; General Register Office 1939 Register, National Archives, Kew, London. Morris und Rebecca Brostoff wurden um 1878 in Białystok im heutigen Polen geboren und emigrierten 1911 nach England. Im Jahr 1939 lebten sie in der Street Lane 373.
- 2 Record card 46/01063-4, HOI. Für Richard Paltenhoffer lässt sich keine Record Card aus dieser Zeit finden, aber auch er gehörte vermutlich zur Kategorie C.
- 3 Vgl. Wachsmann S. 147–151; Cesarani, *Final Solution* S. 164 f.; Wünschmann S. 186.
- 4 In Dachau kam er am 24.6.1938 an und wurde unter der Nummer 16865 registriert (PGD). Am 23.9.1938 wurde er nach Buchenwald überstellt, wo er die Häftlingsnummer 9520 bekam und zuerst in Block 16, später in Block 14 untergebracht war. (PGB).

- 5 Wachsmann S. 181–184.
- 6 Wachsmann S. 186.
- 7 A.R. Samuel, Brief an David Makovski vom 25.5.1939, LJW; Heiratsurkunde, GRO; Motague Burton, Brief an D. Makovski vom 26.2.1940, LJL; vgl. Burkitt S. 108. Die Fabrik gehörte der Rakusen Ltd, die bis heute existiert. Richard wohnte zunächst Brunswick Terrace 9. Erst 1948 wurde in Großbritannien die allgemeine Gesundheitsfürsorge eingeführt.
- 8 Biographical history, LJW; Grenville, »Anglo-Jewry«. Die JRC in Leeds wurde von David Makovski geleitet, der in der Stadt eine Schneiderei betrieb. Er war für sein manchmal aufbrausendes Temperament bekannt und glaubte, jeder Mensch sollte seinen Platz in der Gesellschaft kennen – und dort bleiben.
- 9 B. Neuwirth, Brief an Richard Paltenhoffer, 16.2.1940; Control Committee, Brief ans Standesamt, 20.2.1940, LJL.
- 10 Gustav Kleinmann hat all das in seinem Gedicht vom Steinbruch verarbeitet, siehe unten.
- 11 Vgl. Hackett S. 114; insgesamt starben 1939 1235 Häftlinge in Buchenwald, die Mehrheit im letzten Quartal.
- 12 Der Bericht über die Ereignisse dieser Zeit tilgt die Differenzen zwischen den Erzählungen in Gustavs Tagebuch und Fritz' Erinnerungen.
- 13 Die Eiche wurde bei einem Bombenangriff der Alliierten 1944 beschädigt und später gefällt. Der Baumstumpf existiert aber noch.
- 14 Fritz Kleinmann im Interview 1997. Erst später wurden Juden nur wegen ihrer Herkunft in die Lager geschickt. Das Naziregime versuchte zunächst, die Juden zur Emigration zu zwingen, auch diejenigen, die in den Lagern einsaßen. Wer die nötigen Papiere für die Emigration hatte, wurde entlassen.
- 15 Gärtner & Kleinmann S. 39–45.
- 16 Sowohl Gustav als auch Fritz nennen ihn »Hans«, aber nach Stein (S. 299) hieß er Johann. Für weitere Augenzeugenberichte über Herzogs Charakter und Verhalten vgl. Hackett S. 159, 174 f., 234. Es gab Gerüchte, dass Herzog von einem früheren Häftling ermordet wurde, aber er hat seine kriminelle Karriere offenbar noch lange fortgesetzt.

Der Weg ins Leben

- 1 Kurzweil S. 153.
- 2 Vgl. Arad S. 143 f.
- 3 Vgl. Rabinovici S. 87 ff.
- 4 Passagierliste SS Veendam, 24.1.1940, PNY; United States census, 1940, NARA; Alfred Bienenwald, US Passamt, 1919, NARA. Tinis Verwandte waren Bettina Prifer und ihr Bruder Alfred Bienenwald. Ihre Mutter Netti, die in Ungarn geboren war, scheint eine Schwester von Tinis Mutter Eva gewesen zu sein (Geburtsurkunde Bettina Bienenwald, 20.10.1899, Geburtsbuch und Geburtsanzeigen, IKA).
- 5 United States census 1940, NARA.
- 6 Memo vom 26.6.1940, vgl. Wyman Bd. 4, S. 1.
- 7 Fritz und Gustav kamen nie dahinter, woher Tini das Geld hatte, da sie ja nicht arbeiten durfte. Tatsächlich bekam sie gelegentlich Arbeit (Briefe an Kurt 1941, DKK). Ansonsten war sie im Wesentlichen von wohlhabenden Verwandten abhängig.
- 8 Gärtner & Kleinmann S. 69; Buchenwald Registerkarte 1.1.5.3/6283376, ITS. Geburtsurkunde von Jeanette Rothenstein, 13.7.1890, Geburtsbuch der IKG.
- 9 Fritz wurde am 5.4.1940 zur Gartenarbeit eingeteilt (Karte 1.1.5.3/6283377, ITS).
- 10 Vgl. Stein S. 44 f., 307; Hackett S. 34. Hackmanns Vorname wird unterschiedlich angegeben als Hermann oder Heinrich. Später wurde er wegen Unterschlagung von der SS verurteilt.
- 11 Gärtner & Kleinmann S. 47. Fritz gibt seine Größe zu dieser Zeit mit 1,45 an. Auf dem Familienfoto von 1938, als er vierzehn Jahre alt war, ist er aber nur wenig kleiner als die erwachsene Schwester Edith, deren Größe im Pass mit 1,55 angegeben wird (DPP). Da er in der Zwischenzeit sicher noch etwas gewachsen war, müsste er Ende 1939 mehr als 1,52 groß gewesen sein.
- 12 Gustav Herzog wurde am 12.1.1908 in Wien geboren (Eintrag 68485, AMP).
- 13 Stefan Heymann wurde am 14.3.1896 in Mannheim geboren (Eintrag 68488, AMP).
- 14 Anton Makarenko: *Der Weg ins Leben*. 1933–35, neue Übersetzung.
- 15 Gärtner & Kleinmann S. 54.
- 16 Hackett S. 42, 336; Gärtner & Kleinmann S. 55.

- 17 Stein S. 78.
- 18 Stein S. 78 f.
- 19 Stein S. 90.
- 20 Gärtner & Kleinmann S. 19.
- 21 Ebd. S. 57. Schmidts Charakter und Gewohnheiten sind von vielen Zeugen dokumentiert, vgl. Hackett.

6

Eine günstige Entscheidung

- 1 Obwohl die Presse angeblich die Meinung des Volkes wiedergab, hatten die meisten Briten den Begriff «fünfte Kolonne» vor der Kampagne der *Mail* noch nie gehört (Gillman S. 78 f.). Die Bezeichnung stammte aus dem spanischen Bürgerkrieg (1936-39): Ein General hatte der Presse gegenüber gesagt, er habe vier Kolonnen mit Soldaten plus eine fünfte Kolonne in den Reihen der Feinde.
- 2 Vgl. Kershaw. Die meisten jüdischen Flüchtlinge wurden in Kategorie C eingestuft und von der Internierung ausgenommen, doch 6700 wurden in Kategorie B eingestuft (einige Einschränkungen), während 569 als echte Bedrohung verdächtigt und interniert wurden. Tatsächlich gab es Spione und Saboteure in Grossbritannien, und einige Dutzend wurden auch erwischt und verurteilt, aber die meisten von ihnen waren Briten, keine Immigranten.
- 3 Gillman S. 153; Kershaw.
- 4 Rede vor dem Unterhaus am 4.6.1940; *Hansard* Bd. 364, c. 794.
- 5 Vgl. Gillman S. 167 ff., 173 ff.; Kershaw.
- 6 Wasserstein S. 108.
- 7 Wasserstein S. 83.
- 8 Die Adresse war Reginald Terrace 15 (mehrere Briefe, LJL). Zur Zeit ihrer Heirat wohnte Richard in der Nr. 4 (Heiratsurkunde, GRO). Das Haus in der Reginald Terrace wurde in den Achtzigerjahren abgerissen.
- 9 Leeds JRC, Brief an Innenministerium vom 18.3.1940, LJL. Mrs. Green wohnte St Martins Garden 57.
- 10 Briefe vom JRC, 7. und 13.6. 1940, LJL.
- 11 Vgl. Gillman S. 113, 133; Edith hatte eine Bescheinigung ihres Arztes Dr. Rummelsberg vom 24.4.1940 (LJL) bei sich, die sie wohl im Zusammenhang mit ihrer Arbeit oder dem Ausreiseantrag erhalten hatte.
- 12 London, *Whitehall* S. 171.

- 13 Wo Richard Paltenhoffer interniert wurde, ist nicht bekannt. Seine Akte gehört offenbar zu den vielen, die später routinemässig im Innenministerium vernichtet wurden.
- 14 Brief an Edith Paltenhoffer vom 30.8.1940, LJL.
- 15 Brief an Edith Paltenhoffer vom 4.9.1940, LJL.
- 16 Brief an Edith Paltenhoffer vom 16.9.1940, LJL.
- 17 Victor Cazalet, House of Commons, 22.8.1940; *Hansard* Bd. 364, c. 1534.
- 18 Rhys Davies, House of Commons, 22.8.1940; *Hansard* Bd. 364, c. 1529.
- 19 Brief ans JRC Leeds vom 23.9.1940, LJL. Richards Entlassung war am 16.9. genehmigt worden (Eintrag 270/00271, HOI).
- 20 Gärtner & Kleinmann S. 19.
- 21 Ebd. S. 61.
- 22 Vgl. Silverman S. 15.
- 23 Vgl. Manfred Langer in Hackett S. 169 f.
- 24 Vgl. Silverman S. 15. Leopoldi überlebte den Holocaust, aber Löhner-Beda wurde 1942 in Auschwitz ermordet.
- 25 Hackett S. 42.
- 26 Das geschah wohl am 20.8.1940, nachdem Fritz vier Monate im Garten gearbeitet hatte (Karte 1.1.5.3/6293377, ITS).
- 27 Gärtner & Kleinmann S. 71.
- 28 Ebd. S. 72.
- 29 Gärtner & Kleinmann S. 19
- 30 Die sogenannten Prominenten nahmen eine mittlere Stellung ein. Die höchsten politischen Häftlinge – frühere Premierminister, Präsidenten und Monarchen erobelter Länder – wurden von den Nazis isoliert gehalten, oft in speziellen Geheimverstecken innerhalb der Lager. In Buchenwald gab es ein solches Gebäude im Nadelwäldchen vor der SS-Kaserne.
- 31 Gedenkstätte Buchenwald, www.buchenwald.de/en/1218/ (eingesehen am 14.5.2017); Ulrich Weinzierl, *Die Welt*, 1.4.2005. Fritz Grünbaum wurde im Oktober 1940 nach Dachau verlegt und starb dort am 14.1.1941.
- 32 Vgl. Plänker S. 158. Ernst Federn überlebte in Buchenwald bis zur Befreiung 1945. Er arbeitete nach dem Krieg wieder als Psychoanalytiker und starb 2007.
- 33 Gärtner & Kleinmann S. 59.
- 34 Vgl. Wachsmann S. 224 f.
- 35 Vgl. Wachsmann S. 225. Nach den Vorschriften der jüdischen Religion ist eine Feuerbestattung nicht zulässig. Totenasche darf nicht auf jüdischen

Friedhöfen beigesetzt werden. Eine Ausnahme wird allerdings bei den sterblichen Überresten von Menschen gemacht, die gegen ihren Willen verbrannt wurden. Deshalb durfte die Asche ehemaliger KZ-Häftlinge, die an ihre Familien geschickt wurde, von Anfang an auf jüdischen Friedhöfen beigesetzt werden.

- 36 Brief von Tini Kleinmann ans German Jewish Aid Committee, New York, März 1941, DKK.
- 37 Margaret E. Jones, Brief ans AFSC vom November 1940, zitiert bei Wyman, Bd. 4, S. 3.
- 38 Die Konsuln, die ja kaum einmal direkt mit den Antragstellern zu tun hatten, blieben ungerührt und unterstützten sogar antisemitisch motivierte Beschränkungen der Einwanderung, obwohl sie in der Öffentlichkeit gegen den Antisemitismus der Nazis wetterten. (Zucker, S. 172 ff.) Das Wiener Konsulat agierte etwas wohlwollender als die meisten anderen und war bereit, die Regeln etwas grosszügiger auszulegen (ebd. S. 167).
- 39 Brief vom März 1941, DKK.

7

In der Neuen Welt

- 1 Die Erzählung beruht hier auf Interviews mit Kurt Kleinmann, seinen schriftlichen Berichten und Briefen von Tini Kleinmann aus dem Juli 1941, DKK. Hinzu kommen Aufzeichnungen von Fritz Kleinmann, DRG, und Daten aus der Passagier- und Mannschaftsliste der SS *Siboney* vom 27.3.1941, PNY.
- 2 Es gibt einen Bericht einer ähnlichen Abreise aus Wien bei Maier S. 112 ff. Wenn Kurts Zug am Abend abfuhr, durften Tini und Herta ihn nicht einmal zum Bahnhof begleiten, da für sie eine Ausgangssperre galt. In diesem Fall hat ihn wohl ein nichtjüdischer Freund oder Verwandter zum Zug gebracht.
- 3 Passagier- und Mannschaftsliste der SS *Siboney*, 27.3.1941.
- 4 Der Autor dieses Buches, Kurt Kleinfeld selbst und die Organisation One Thousand Children haben versucht, Karl Kohn und Irmgard Salomon ausfindig zu machen, aber bisher gibt es keinerlei Informationen über ihr weiteres Leben.
- 5 Beschreibung nach den Aufzeichnungen des Selective Service System, Record Group Nr. 17, NARA.

Unwertes Leben

- 1 In keinem Bericht über diesen Mord (vgl. Gustav Kleinmanns Tagebuch, Gärtner & Kleinmann S. 19 f.; Carlebach und Mindus bei Hackett S. 164, 171 f.;; Fein & Flanner S. 74) wird ein Grund für Abrahams Tat genannt.
- 2 Gärtner & Kleinmann S. 19.
- 3 Cesarani S. 317; Stein S. 81 ff; Fritz Kleinmann in Gärtner & Kleinmann S. 77 ff.
- 4 Herbert Mindus (Hackett S. 171 f.) behauptet, Hamber sei Bauarbeiter gewesen und der Vorfall habe sich bei den SS-Garagen ereignet. Doch sein Bericht wurde vier Jahre später geschrieben, während Gustav Kleinmanns Tagebuch ein unmittelbares Zeitzeugnis und deshalb vermutlich akkurater ist, wenn auch weniger detailliert. Gustav schreibt, Hamber habe der Transportkolonne angehört (vgl. auch Fein & Flanner S. 74) und der Vorfall habe sich bei der Baugrube des Wirtschaftsgebäudes ereignet. Einige Berichte (darunter Stein S. 288) datieren den Mord auf Ende 1940; tatsächlich fand er im Frühjahr 1941 statt.
- 5 Gärtner & Kleinmann S. 20.
- 6 Sein Name im Register lautet Edmund (vgl. Stein S. 298), aber offenbar nannten ihn alle Eduard (so auch Fritz Kleinmann, Gärtner & Kleinmann S. 81; Mindus bei Hackett S. 171).
- 7 Vgl. Carlebach bei Hackett S. 164.
- 8 Ebd.
- 9 Stein S. 298.
- 10 Gärtner & Kleinmann S. 20.
- 11 Ebd. Gustav spricht etwas rätselhaft von einer Aktion, als hätte es eine konzertierte Widerstandskampagne in der Transportkolonne gegeben, initiiert von Eduard Hamber. Ob es etwas Derartiges gab, geht aus seinen Aufzeichnungen aber nicht hervor. Er hielt sich vermutlich zurück, weil die Folgen für ihn noch dramatischer gewesen wären, wenn man in seinem Tagebuch Angaben über Aktivitäten gegen die SS gefunden hätte.
- 12 Brief an Kurt vom 15.7.1941, DKK.
- 13 Verordnung vom 14.5.1941, zitiert bei Gold S. 106 f.
- 14 Cesarani S. 443.
- 15 Rabinovici S. 136.
- 16 Cesarani S. 418.

- 17 Brief an Kurt vom 5.8.1941, DKK.
- 18 Brief an Kurt vom 15.7.1941, DKK.
- 19 Briefe an Kurt im Juli und August 1941, DKK.
- 20 Gärtner & Kleinmann S. 20.
- 21 Karteikarten 1.1.5.3/6283389, 1.1.5.3, ITS. Für das Jahr 1941 sind vier Pakete vermerkt, je eins für Gustav und Fritz am 3. Mai, eins für Fritz am 22. Oktober und eins für Gustav am 16. November. Alle enthielten Kleidung.
- 22 Gärtner & Kleinmann S. 20.
- 23 Ebd.
- 24 Ebd.
- 25 Ebd.
- 26 William L. Shirer, zitiert bei Cesarani S. 285.
- 27 Vgl. Stein S. 124 ff.; Wachsmann S. 248-258; Cesarani S. 284 ff.
- 28 So der SS-Arzt Waldemar Hoven, vgl. Stein S. 124.
- 29 Gärtner & Kleinmann S. 22; Gustav datiert den Vorfall auf August 1941. Normalerweise sind seine Daten sehr verlässlich, aber in diesem Fall scheint er, möglicherweise am Jahresende, die Ereignisse des Frühlings und Sommers 1941 rückblickend aufgeschrieben zu haben. Seine Chronologie und seine Zahlen sind wohl auch deshalb nicht ganz korrekt.
- 30 Ebd.
- 31 Vgl. Stein S. 59.
- 32 Vgl. Otto Kipp in Hackett S. 212.
- 33 Vgl. Krankenpfleger Ferdinand Römhild, zitiert bei Stein S. 126.
- 34 Tatsächlich waren viele führende Bolschewik! bei der Revolution 1917 Juden gewesen, und es traf auch zu, dass die Sowjetherrschaft die Juden von der antisemitischen Unterdrückung durch die Zaren befreit hatte. Aber die angebliche Verbindung zwischen Judentum und Kommunismus war ein Fantasieprodukt der Naziideologen, schlicht und einfach eine moderne Version der alten Märchen von Blutopfern und so weiter.
- 35 Vgl. Wachsmann S. 260.
- 36 Gustav Kleinmann schreibt in seinem Tagebuch, es habe sich um den 15. Juni gehandelt. Das kann nicht sein, weil der Einmarsch in die Sowjetunion erst am 22. Juni begann. Auch hier stimmen seine Daten nicht, vermutlich, weil er die Ereignisse erst rückblickend aufgeschrieben hat. Alle anderen Details werden jedoch von zahlreichen anderen Quellen bestätigt.
- 37 Gärtner & Kleinmann S. 20.

- 38 Vgl. Stein S. 121–124; Hackett S. 236 ff.; Wachsmann S. 258 ff. Kommando 99 bezog sich auf die Telefonnummer des Stalls.
- 39 Vgl. Stein S. 85; Wachsmann S. 277 ff.
- 40 Vgl. Stein S. 121 ff.
- 41 Gustav (S. 20) spricht von »Justifizierungen«, ein Euphemismus für Justizmorde.
- 42 Gärtner & Kleinmann S. 21.
- 43 Vgl. Wachsmann S. 270 f. Ein ähnlicher Effekt ließ sich unter den Todeschwadronen der Einsatzgruppen an der Ostfront beobachten. Die Erschießung einer großen Zahl von Opfern aus nächster Nähe über einen längeren Zeitraum traumatisierte selbst hartgesottene SS-Leute (Cesarani S. 290). Unter anderem deshalb ging man dazu über, in den KZs Gaskammern zu benutzen und Gruppen von Häftlingen – die sogenannten Sonderkommandos – für die Arbeit dort einzusetzen.
- 44 Stein S. 58 f.; Zeugenaussagen in Hackett S. 71, 210, 230; Wachsmann S. 435.
- 45 Stein S. 58.
- 46 Vgl. Stein S. 200–203; Wachsmann S. 435. Das Typhus-Serum war eine Entwicklung der SS, der Chemiefirma IG Farben und der Wehrmacht. Ziel war es, einen Impfstoff für die deutschen Soldaten zu entwickeln, die in Osteuropa eingesetzt wurden, wo Typhus sehr verbreitet war.
- 47 Gärtner & Kleinmann 79 f.
- 48 *Völkischer Beobachter*, zitiert bei Cesarani S. 421.
- 49 Rees S. 231; Cesarani S. 421 ff.; Anmerkungen zu Nr. 2005.506.3, United States Holocaust Memorial Museum, collections.ushmm.org/search/catalog/irn523540 (eingesehen 30.5.2017).
- 50 Rabinovici S. 110 f.
- 51 Brief an Sam Barnet vom 19.7.1941, DKK.
- 52 Gärtner & Kleinmann S. 83.
- 53 Rees S. 231; Cesarani S. 422 ff.
- 54 Befehl von Heinrich Müller, RSHA, 23.10.1941, vgl. Arad u.a. S. 153 f.

- 1 Gärtner & Kleinmann S. 22.
- 2 Ebd.
- 3 Ebd.

- 4 Dror S. 22. Arnold Frankfurter starb in Buchenwald entweder am 14. Februar (so Czeike Bd. 2, S. 357) oder am 10. bzw. 19. März (so Heimann-Jelinek u.a. S. 152). Er hatte Gustav Kleinmann und Tini Rottenstein am 8. Mai 1917 in Wien getraut (vgl. Hecht S. 209f.).
- 5 Gärtner & Kleinmann S. 23.
- 6 Ebd. S. 82.
- 7 Cesarani S. 445–449.
- 8 Stein S. 128.
- 9 Hermann Einziger in Hackett S. 189.
- 10 Gustav erwähnt Greuel ausdrücklich. Verwirrend ist allerdings, dass er behauptet, der Vorfall sei passiert, als sie Splitt vom Brecher transportierten (S. 23). Möglicherweise waren seine Männer mit beidem abwechselnd beschäftigt. Doch die Tatsache, dass einige von Gustavs Männern nichts trugen, deutet eher auf einen Holztransport hin – der Splitt hätte sich im Wagen befunden.
- 11 Robert Siewert und Josef Schappe in Hackett S. 153, 160.
- 12 Gärtner & Kleinmann S. 24.
- 13 Ebd. S. 50; Fritz schreibt in seinen Erinnerungen, Moses sei 1941 nach Natzweiler gekommen. Aber zu dieser Zeit hatte Natzweiler nur eine ganz kleine Häftlingsbesatzung (die aus Sachenhausen gekommen war). Größere Transporte kamen erst im Frühjahr 1942 dorthin (vgl. Jean-Marc Dreyfus in Megargee Bd. 1B, S. 1007).
- 14 Gärtner & Kleinmann S. 82.
- 15 Das frühere sowjetische Territorium war unter deutscher Besatzung in die Reichskommissariate Ostland und Ukraine aufgeteilt worden. Außerdem gab es noch die größere Kriegszone hinter der deutschen Frontlinie.
- 16 Zu den Anweisungen vgl. Cesarani S. 428; Browning S. 381; Arad S. 159ff. Das Merkblatt wird bei Gold S. 108f. vollständig zitiert. Zur Geschichte eines der Deportierten siehe den Bericht des Wiener Überlebenden Wolf Seiler (deportiert am 6.5.1942), Dok. 854, DOW.
- 17 Die Transporte ins Reichskommissariat Ostland begannen im November 1941. In diesem Monat waren es sieben aus verschiedenen deutschen Städten, darunter einer aus Wien (vgl. Gottwaldt in Barton S. 54). Das Programm wurde aufgrund logistischer Bedürfnisse der Wehrmacht ausgesetzt und im Mai 1942 wieder aufgenommen. Bis Oktober 1942 gingen weitere neun Transporte aus Wien ab (ebd.; siehe auch Gottwaldt & Schulle S. 192–196).
- 18 Vgl. Gärtner & Kleinmann S. 69; Karteikarte 1.1.5.3/6283376, ITS.

- 19 Berthas Mann war im Ersten Weltkrieg gefallen, sie hatte nicht wieder geheiratet (Bertha Rothenstein, Geburtsurkunde vom 29.4.1887; Geburtsbuch IKA; Lehmanns Adressbuch für Wien 1938, WLO; Liste von Gefallenen, *Illustrierte Kronenzeitung* vom 4.6.1915, S. 6; K.u.K. Kriegsministerium, Verlustliste 209, S. 54).
- 20 Wie lange sie tatsächlich in dem Sammellager warten mussten, ist nicht bekannt. Einige Deportierte warteten eine Woche oder länger, aber da Tinis und Hertas Deportationsnummern relativ hoch waren, wurden sie vermutlich spät benachrichtigt und blieben nicht lange dort.
- 21 Das Beladen des Zuges konnte bis zu fünf Stunden dauern (vgl. Polizeibericht über den Transport Da 230, Oktober 1942, DOW).
- 22 Vgl. Liste der Gestapo für Transport 26 (Da 206) vom 9.6.1942, 1.2.1.1/11203406, ITS; einige wenige Daten sind auch in der Datenbank der Österreichischen Holocaustopfer zu bekommen, DOW und YVS.
- 23 Tini Rottenstein wurde am 2. Januar 1893 im Haus Kleine Stadtguttgasse 6 geboren, unweit des Pratersterns (Geburtsbuch 1893, IKA).
- 24 Der Aspangbahnhof wurde 1976 abgerissen. Ein kleiner Platz – Platz der Opfer der Deportation – befindet sich heute an seiner Stelle. Dort gibt es auch ein Denkmal der Tausenden Deportierten, die Wien von diesem Bahnhof aus verließen.
- 25 Zur Route vgl. Gottwald in Barton S. 48–51. Die Fahrzeiten sind Schätzungen aufgrund der Berichte der Wiener Polizei zu Transport DA 230, Oktober 1942, DOW.
- 26 Bei Kriegsbeginn wurden die SS-Totenkopfverbände unter den Befehl der Waffen-SS gestellt. Die bisherigen Wachmannschaften wurden an die Ostfront geschickt und in den Lagern durch neue Freiwillige und Wehrpflichtige ersetzt. Alle SS-Leute trugen den Totenkopf an der Mütze. An den Kragenspiegeln trugen ihn nur die Totenkopfverbände.
- 27 Sipo lautete der informelle Name der vereinigten Einheiten von SS-Sicherheitspolizei und Sicherheitsdienst. Die eigentliche Sipo, eine Kombination aus Gestapo und Kriminalpolizei, war zu dieser Zeit abgeschafft und ins Reichssicherheitshauptamt integriert, aber der Begriff wurde immer noch für Verbände im Osten benutzt.
- 28 Aussage des Überlebenden Wolfgang Seiler (deportiert am 6.5.1942), Dokument 854, DOW; Aussage von Isaak Grünberg (deportiert am 5.10.1942), zitiert in Barton S. 49.
- 29 Vgl. Gottwaldt in Barton S. 51.
- 30 Der Transport, der Wien am 9. Juni verlassen hatte, kam laut Bericht entweder am Samstag, dem 13. Juni, oder am Montag, dem 15. Juni, in

Minsk an. Unterlagen der Reichsbahn deuten auf das erste Datum hin, ein Bericht des SS-Mannes Arlt (16.6.1942, Akte 136, M.38, YVP) auf das zweite. Holocaustleugner begründen mit dieser Diskrepanz ihre Zweifel an dem Massaker von Maly Trostinez. Tatsächlich beruht diese Diskrepanz auf den Arbeitsverhältnissen: Seit Mai 1942 mussten die Bahnarbeiter in Minsk am Wochenende nicht mehr arbeiten; Züge, die am Samstag ankamen, wurden auf dem Bahnhof Kojdanow geparkt bis Montagmorgen. (Vgl. Gottwald in Barton S. 51).

- 31 Brief an Kurt vom 5.8.1941, DKK.
- 32 Unter den hier benutzten Quellen sind auch Sekundärberichte (Steinbacher in Barton S. 31–38; Sagel-Grande u.a. S. 192–196; Gerlach S. 747–760; Rentrop in Barton S. 57–71; Aarons S. 71–76). Hinzu kommen offizielle Berichte (SS-Mann Arlt, 16.6.1942, Akte 136 M.38, YVP) und persönliche Berichte von Überlebenden (Wolfgang Seiler, Dok. 854, DOW; Issak Grünberg, a.a.O.).
- 33 Rentrop in Barton S. 64.
- 34 Vgl. Cesarani S. 356 ff.
- 35 Steinbacher in Barton, S. 31–38; Sagel-Grande u.a. S. 192–196; Gerlach S. 747–760; Rentrop in Barton S. 57–71. Das Lager Maly Trostinez wird in allgemeinen Geschichtswerken über den Holocaust nur selten erwähnt. Selbst die riesige Enzyklopädie des United States Holocaust Memorial Museum (Hg. Megaree) erwähnt es nur in einigen Bemerkungen über das Getto von Minsk (Bd. 2B, S. 1234, 1236). Der Name wird in der Literatur verschieden geschrieben. Im heutigen Weißrussisch heißt der Ort Mały Trościeniec. Im Deutschen wird er manchmal Klein Trostenez genannt.
- 36 Aussage von W. Sailer, Dok. 854, DOW.
- 37 Sagel-Grande u.a. S. 194.
- 38 Aarons S. 72 ff.
- 39 Sagel-Grande u.a. S. 194.
- 40 Aarons S. 72 ff.
- 41 Rentrop in Barton S. 65. Tatsächlich gab es in Weißrussland bis zu acht Gaswagen, aber nur drei oder vier wurden in Maly Trostinez eingesetzt (Gerlach S. 765 f.).
- 42 Sagel-Grande u.a. S. 194 f.
- 43 16.6.1942, Akte 136 M.38, YVP.
- 44 Tini spricht in ihrem letzten Brief an Kurt vom 15.7.1941 über diese Ruderausflüge (DKK).
- 45 Insgesamt wurden lt. Dokumentationsarchiv des österreichischen Wi-

derstandes (www.doew.at), etwa 900 Juden von Wien nach Maly Trostinez deportiert. Nur 17 haben überlebt, soweit bekannt. Die Gesamtzahl derjenigen, die in Maly Trostinez getötet wurden, ist nicht sicher, aber man schätzt, dass dort mehr als 200 000 deutsche, österreichische und weißrussische Juden sowie sowjetische Kriegsgefangene von 1941 bis 1943 ermordet wurden. 1943 wurde das Lager geschlossen (Gilbert, S. 886, Anm. 38).

10

Himmelfahrtskommando

- 1 Einen Bericht über diesen Vorfall gab nach dem Krieg der Häftling Hermann Einziger ab (Hackett S. 189). Er datiert ihn auf April und gibt an, die Arbeiter hätten die Stämme von Hand ins Lager getragen. Gustavs Tagebuch (das ab 1942 wieder chronologisch zuverlässig ist) datiert ihn auf den Sommer und berichtet, die Stämme seien auf einen Wagen geladen worden (Gärtner & Kleinmann S. 24). Einziger schreibt, Friedmann sei aus Mannheim gewesen, Gustav schreibt, aus Kassel. Weitere Details findet man bei beiden nicht.
- 2 Irgendwann war das Verbot, Juden in den Krankenbau zu bringen, aufgehoben worden. Das genaue Datum ist nicht bekannt.
- 3 Vgl. Stein S. 138 f.; Ludwig Scheinbrunn in Hackett S. 215 f.
- 4 Stein S. 36 f.; Hackett S. 313.
- 5 Gärtner & Kleinmann, S. 24.
- 6 Befehl vom 5.10.1942, vgl. Stein S. 128.
- 7 Stein S. 128 f.
- 8 Das war eine Woche nach der Zusammenstellung der Liste am 8. Oktober (vgl. Heymann bei Hackett S. 342).
- 9 Fritz erklärt diese Vorgehensweise in seinen Erinnerungen nicht. Die SS brauchte keine Bestätigung, vielleicht wollte sich Siewert absichern für den Fall, dass man ihn beschuldigte, Fritz unter Druck gesetzt zu haben.
- 10 Fritz spricht (Gärtner & Kleinmann S. 86) von je 80 Mann. Kommandant Pfister hatte allerdings einen Zug mit zehn Güterwagen und einem Personenwagen für das Wachpersonal bestellt (Stein S. 128 f.). Fritz datiert die Abreise auf den 18. Oktober, die Ankunft in Auschwitz auf den 20. Oktober.
- 11 Gärtner & Kleinmann S. 24 f.

Eine Stadt namens Oświęcim

- 1 Jeder Mann in Österreich-Ungarn wurde im Frühling des Jahres, in dem er 21 Jahre alt wurde, zum Wehrdienst eingezogen. Der Dienst dauerte drei Jahre, danach gehörte man noch zehn Jahre lang zur Reserve (Lucas S. 22). Gustav Kleinmann wurde am 2. Mai 1912 21. Die k.u.k. Armee setzte sich aus Truppen aus dem gesamten Kaiserreich zusammen.
- 2 Vgl. Lucas S. 25 f.
- 3 Die 12. Infanteriedivision gehörte zu den Unterstützungstruppen der Ersten Armee und wurde der Vorhut des X. Corps zugeordnet.
- 4 Vgl. Schindler S. 171. Im Jahr 1914 gehörte der nördliche und westliche Teil des heutigen Polen zum Deutschen Reich, der Süden mit Galizien zu Österreich-Ungarn. Der mittlere Teil des heutigen Polen einschließlich Warschau war Teil des russischen Reiches. Österreich grenzte also im Norden und Osten an Russland an.
- 5 Schindler S. 172 ff.
- 6 Schindler S. 200–239.
- 7 Watson S. 193 ff.
- 8 Ebd. S. 200 f.; Zalewski S. 205 f.
- 9 Keegan S. 192.
- 10 Gemeinsames Zentralnachweissbureau, *Nachrichten*, Nr. 190, S. 24; Nr. 203, S. 25. Die genauen Umstände seiner Verwundung sind nicht bekannt, es handelte sich aber um eine Schussverletzung. Die beiden Berichte besagen, dass er in den linken Unterschenkel getroffen wurde (6. Januar) und dass auch sein linker Unterarm verletzt wurde (11. Januar). Gleichzeitige Verletzungen im linken Arm und Bein kamen vor, wenn die Soldaten ihr Gewehr im Knien abfeuerten. Eine derartige Verletzung zog man sich eher während eines Angriffs als im Schützengraben zu.
- 11 Van Pelt & Dwork, S. 59.
- 12 Ebd.
- 13 Der Bericht (Antrag auf Auszeichnung, 3. Feldkompanie, Infanterieregiment 56, 27.2.1915, BWM) besagt, dass der Angriff einzig und allein auf Gustavs und Aleksiaxs Initiative zurückging. Ihr Vorgesetzter war also offenbar abwesend. Vermutlich war er gefallen.
- 14 Österreichisch-ungarischer Armeebericht vom 26.2.1915, *Amtliche Kriegs-Depeschen*, Bd. 2. Online einsehbar unter stahlgewitter.com/15_02_26.htm (eingesehen 1.10.2017).

- 15 Antrag auf Auszeichnung a.a.O.
- 16 K.u.k. Kriegsministerium, Verlustliste 244, S. 21. Die offizielle Liste gibt keine Details über Gustavs Verwundung an, sie erwähnt ihn lediglich. In der Familie hieß es, es habe sich um eine Verletzung der Lunge gehandelt.
- 17 So Rabbi Arnold Frankfurter in anderen Ansprachen dieser Zeit, auch anlässlich von Hochzeiten, vgl. Hecht S. 212f. Dort wird Gustavs und Tinis Hochzeit eigens erwähnt.
- 18 Watson S. 503–506.
- 19 Vor 1944, also vor dem Bau eines Bahngleises und einer Laderampe in Birkenau, stiegen die Häftlinge in der Nähe von Auschwitz I aus dem Zug, noch früher im Bahnhof der Stadt, von wo aus sie zu Fuß ins Lager getrieben wurden.
- 20 Czech S. 255.
- 21 Die Transportlisten sprechen von 405 Männern, aber nur 404 kamen in Auschwitz an (Czech S. 255). Offenbar war einer unterwegs gestorben.
- 22 Auschwitz I bekam später ein eigenes Aufnahmegebäude vor dem Eingang zum Lager (vgl. van Pelt & Dwork S. 222–225); Czech S. 601. Bis dahin gab es nur die üblichen Einrichtungen innerhalb des Lagers.
- 23 Die ersten Vergasungen in Deutschland mit Gaswagen und Gaskammern fanden 1939 im Rahmen des »Euthanasie-Programms« T4 statt (Cesarani S. 283 ff.). Erste Experimente mit Zyklon B wurden im August 1941 in Auschwitz I durchgeführt. Die großen Gaskammern in Auschwitz-Birkenau wurden Anfang 1942 in Betrieb genommen (Wachsmann S. 267f.; F. Piper in Megargee Bd. 1A, S. 206, 210). Ende 1942 hatten sich Gerüchte über die Vergasungen im gesamten Lagersystem und unter der örtlichen Bevölkerung verbreitet.
- 24 Die Entlausung wurde durch Bedampfung mit Zyklon B durchgeführt. Dies war der ursprüngliche Zweck des Giftgases, das die SS dann auch in den Gaskammern einsetzte. Dazu wurde die Herstellerfirma, eine Unterabteilung der IG Farben, angewiesen, den normalerweise zugesetzten warnenden Duftstoff zu entfernen (Hayes S. 363).
- 25 Die ersten Empfänger tätowierter Nummern waren sowjetische Kriegsgefangene, ab Herbst 1941. Die SS hatte schon früh begonnen, ein Stempelverfahren zu erproben, aber das hatte nicht besonders gut funktioniert (Wachsmann S. 284).
- 26 Liste vom 19.10.1942, ABM.
- 27 Die Nummerierung (Auschwitz I, II und III) wurde erst im November

- 1943 eingeführt (Schmaltz in Megargee S. 216), wird hier aber zur Verdeutlichung benutzt.
- 28 E Piper in Megargee S. 210. Auschwitz-Birkenau (Auschwitz II) wurde ab Oktober 1941 gebaut und Anfang 1942 in Betrieb genommen.
- 29 Gustav spricht von der «schwarzen Mauer» statt des üblichen Begriffs «Schwarze Wand», meint aber dasselbe. Der Name bezieht sich auf die schwarz gestrichene Abschirmung, die die Ziegelmauer vor den Gewehrkegeln schützte.
- 30 CzechS. 259.
- 31 Gärtner & Kleinmann S. 26.
- 32 Höss zitiert bei Langbein S. 391 f.
- 33 Vgl. Langbein S. 392. Etwa um diese Zeit geriet Gerhard Palitzsch zunehmend aus dem Gleichgewicht, vermutlich durch den Tod seiner Frau. Die beiden lebten in einem Haus in der Nähe des Lagers, und Palitzsch, der in Fälle von Korruption verwickelt war, brachte gestohlene Kleidung von Häftlingen aus Birkenau mit nach Hause. Im Oktober 1942 infizierte sich seine Frau mit Typhus, vermutlich durch Läuse, die in dieser Kleidung hausten, und starb daran. Palitzsch fing daraufhin an, stark zu trinken, und wurde immer unberechenbarer (Langbein S. 408 ff.).
- 34 Czech S. 255-260.
- 35 Ebd. S. 261. Die Frauen aus Ravensbrück wurden als arbeitsfähig eingestuft und zur Arbeit getrennt von den Männern eingesetzt (ebd. S. 261 f.).
- 36 Gärtner & Kleinmann S. 90; Fritz spricht von einer Woche in Auschwitz I. Im Auschwitz-Prozess sagten er und Gustav aus, sie seien acht Tage dort gewesen (Abt. 461, Nr. 37638/84/15904-06; Abt. 461, Nr. 37638/83/15661-3, FTD). Tatsächlich waren es elf Tage (Czech S. 255, 260 f.).
- 37 Ob das stimmt, ist ungewiss. Für den Bau des neuen Nebenlagers Monowitz wurden unbedingt Arbeitskräfte gebraucht, und die Aufzeichnungen zeigen, dass man schon von Anfang an geplant hatte, die neuen Häftlinge dort einzusetzen (Czech S. 255). Doch die Aufzeichnungen sind nicht eindeutig, und Fritz und Gustav hatten ursprünglich den Eindruck, dass man sie zur Vernichtung vorgesehen hatte. Deshalb hatte man ja auch gerade sie in Buchenwald selektiert und die Bauarbeiter dort gelassen.

Auschwitz-Monowitz

- 1 Zu dieser Zeit bezeichnete man Auschwitz-Monowitz bei der IG Farben noch offiziell als Buna-Arbeitslager bzw. Lager IV (Vgl. Wagner S. 96). Später hieß es dann Konzentrationslager Monowitz oder Auschwitz III. Hier werden die späteren Namen aus Gründen der Klarheit verwendet.
- 2 Anfang September 1942 war die Lageranlage fertig, aber man hatte erst einige wenige Baracken gebaut, zwischen zwei und acht, je nach Quelle. Der Bau der restlichen Lagergebäude wurde aufgeschoben, weil die Buna-Fabrik Vorrang hatte. Das Lager wurde offiziell am 28.10. eröffnet (Wagner S. 95 ff.).
- 3 Die Buna-Werke waren nach dem synthetischen Gummi namens Buna benannt, das hier produziert werden sollte. Das Material wurde für den Flugzeug- und Fahrzeugbau gebraucht, u.a. für Reifen und verschiedene Stoßdämpfer.
- 4 Vgl. Schmaltz bei Megaree Bd. 1A, S. 216 f.; Gärtner & Kleinmann S. 92. Zu gewissen Zeiten umfassten die Häftlinge etwa ein Drittel der gesamten Arbeiterschaft der Buna-Werke. Die übrigen Arbeitskräfte waren bezahlte Zivilisten aus Deutschland und den besetzten Ländern (Hayes S. 358). Viele kamen auch aus Zwangsarbeitsprogrammen, beispielsweise aus Frankreich.
- 5 Gärtner & Kleinmann S. 27.
- 6 Gärtner & Kleinmann S. 99.
- 7 Ebd.
- 8 Ebd. S. 27.

Das Ende des Juden Gustav Kleinmann

- 1 Wachsmann S. 49–52; J.R. White in Megaree: USHMM Encyclopedia Bd. 1A, S. 64 ff.; Esterwegen und die anderen Lager im Emsland wurden 1936 geschlossen.
- 2 Lehmann Angestellten-Liste 1891, WLO; Teichova S. 4.
- 3 Wagner S. 107.
- 4 Der Begriff wurde auch in anderen Lagern verwendet. Sein Ursprung ist nicht bekannt (vgl. Gutmann & Berenbaum S. 20; Wachsmann S. 209 f., 685 Anm. 117; Fejkiel bei Langbein S. 91). Bei der Befreiung der Lager

1944/45 hatten sich die meisten langjährigen Häftlinge in »Muselmänner« verwandelt. Ihr Anblick wurde zum Inbegriff der Opfer des Holocaust. Es gab sie aber schon ab 1939.

- 5 Hayes S. 358.
- 6 Herzog arbeitete ab Mitte 1943 im Büro und war von Januar bis Oktober 1944 leitend dort tätig (Aussage von Herzog im Auschwitz Prozess, Abt. 461, Nr. 37638/84/15891–2, FTD).
- 7 Detaillierter Plan bei Strzelecka & Setkiewicz S. 128–130.
- 8 Vgl. Wachsmann S. 210.
- 9 Primo Levi, der ab Februar 1944 in Monowitz inhaftiert war, sagte über Block 7, kein normaler Häftling habe ihn je betreten (Levi S. 32).
- 10 Gärtner & Kleinmann S. 28.
- 11 Ebd.; Buna wurde häufig als Synonym für Monowitz verwendet.
- 12 Vgl. Wagner S. 117, 121 f.; Langbein S. 150 f.
- 13 Wachsmann S. 515.
- 14 Vgl. Wagner S. 121 f.
- 15 Ebd. S. 117.
- 16 Freddi Diamant bei Langbein S. 151.
- 17 Strzelecka & Setkiewicz, S. 135.
- 18 Ende 1943 besaß Auschwitz drei Nebenlager, in denen Bergbau betrieben wurde: Fürstengrube, Janinagrube und Jawischowitz. Sie lagen zwischen 15 und 100 km vom Hauptlager entfernt (vgl. Megargee Bd. 1A, S. 221, 239, 253, 255).
- 19 Wagner S. 118. Der raffinierte und bei der SS beliebte Windeck hatte schon nach wenigen Wochen eine Position als Lagerältester im Männerlager von Birkenau inne.

14

Widerstand und Kollaboration: der Tod von Fritz Kleinmann

- 1 Wachsmann S. 206 f.
- 2 Vgl. Gärtner & Kleinmann S. 108.
- 3 Die folgenden Details sind ausführlich von Fritz Kleinmann selbst beschrieben worden (Gärtner & Kleinmann S. 108–112).
- 4 Vgl. Langbein S. 142; Długoborski & Piper Bd. 1, S. 128.
- 5 Hayes S. 361 f.
- 6 Gärtner & Kleinmann S. 112.

- 7 Schmaltz bei Megaree Bd. 1A, S. 217.
- 8 Długoborski & Piper Bd. 4, S. 150–153.
- 9 Goltman S. 89 f.
- 10 Fritz berichtet, dass er als Transportarbeiter dort arbeitete (Gärtner & Kleinmann S. 113), geht aber nicht näher darauf ein. Der Begriff ist recht allgemein, vielleicht war er damit betraut, Material für die Techniker in der Fabrik zu holen und zu bringen.
- 11 Vgl. Gutman & Berenbaum S. 490 f.; Długoborski & Piper Bd. 4, S. 153 f.
- 12 Schmaltz bei Megaree Bd. 1A, S. 217.
- 13 Langbein S. 329.
- 14 Langbein S. 31, 185, 322, 329–335.
- 15 In seinen Erinnerungen und im Interview sagt Fritz nur aus, man habe ihn zur Politischen Abteilung gebracht, ohne genauer zu erklären, ob es sich um Auschwitz I oder Monowitz handelte. Da aber Grabner involviert war und angesichts des Ernsts der Anschuldigungen, brachte man ihn wohl in die Hauptstelle. Andererseits schreibt er zum Ende des Verhörs, Grabner sei mit dem Zivilisten nach Auschwitz zurückgefahren (S. 114). Er schreibt an dieser Stelle aber auch, Taute und Hofer hätten ihn ins Lager zurückgebracht. Das deutet wieder auf Auschwitz I als Ort der Folter hin. Insgesamt erscheint Letzteres wahrscheinlicher. In seiner Aussage 1963 im Auschwitz-Prozess (Abt. 461 Nr. 37638/83/15663, FTD) datierte Fritz den Vorfall auf Juni 1944. Da Grabner Auschwitz Ende 1943 verließ, handelt es sich möglicherweise um einen Schreibfehler, und in Wirklichkeit war Juni 1943 gemeint.
- 16 Wagner S. 163–192; Długoborski & Piper Bd. 1, S. 128.
- 17 Der Eintrag wurde nie gefunden, vermutlich wurde er wie die meisten Unterlagen in Auschwitz vor der Befreiung des Lagers zerstört. Einige Krankenregister sind erhalten und zeigen das beschriebene Schema. Das Register mit dem Eintrag über Fritz Kleinmann ging offenbar verloren.
- 18 In seinen Erinnerungen erwähnt Fritz die Selbstmordgedanken nicht, aber im Interview 1997 hat er sie ausführlich und sehr emotional beschrieben.
- 19 Fritz schreibt nicht, wie lange es dauerte, bis man seinen Vater einweihte. In seinen Erinnerungen deutet er an, es sei kurz nach seinem Umzug aus dem Krankenbau in Block 48 gewesen, im Interview 1997 blieb er in diesem Punkt vage und sagte, man habe das Geheimnis längere Zeit bewahren müssen.
- 20 Vgl. Czech S. 537, 542.

- 21 Langbein S. 40; Wachsmann S. 388 f.; Czech S. 537, 812.
22 Bericht über den Häftlingsaufstand, 9.12.1943, zitiert bei Czech S. 542.
23 Gärtner & Kleinmann S. 28.

Unerwartete Menschlichkeit

- 1 Fritz Kleinmanns Bericht darüber weicht in einigen Punkten von Gustavs Tagebuch ab, und beide weisen Unterschiede zu den Akten der Gestapo auf (vgl. Czech S. 481 f.). Die Darstellung hier ist eine Synthese aus allen dreien.
- 2 Gustav schreibt in seinem Tagebuch (S. 28), dass sowohl Eisler als auch Windmüller erschossen wurden (vgl. dazu Czech S. 482). Vermutlich waren das die Informationen, die nach Monowitz kamen.
- 3 Nicht zu verwechseln mit dem Verein Rote Hilfe e.V., der 1975 gegründet wurde. Die ursprüngliche Rote Hilfe wurde 1921 als deutsche Abteilung der internationalen Roten Hilfe gegründet. Sie wurde unter den Nazis verboten und aufgelöst. Viele ihrer Aktivisten endeten in Konzentrationslagern.
- 4 Es ist nicht genau bekannt, was Wocher an der Ostfront getan hatte oder zu welcher Einheit er gehört hatte. Man kann sich allerdings kaum vorstellen, dass er dort nichts von den Massenmorden an den Juden erfahren hatte. Die Waffen-SS und die Einsatzgruppen waren ja nicht allein mit diesen Morden beschäftigt, auch Wehrmachtseinheiten nahmen daran teil. Und selbst wenn Wocher nie direkt damit in Kontakt kam, muss er Gerüchte gehört haben.
- 5 Langbein S. 321 f.
- 6 In Monowitz gab es keine Rampe. Die Züge fuhren auch nicht ins Lager ein. Ab 1942 endeten die Transporte normalerweise auf der «alten Judenrampe» in der Stadt oder auf einem Nebengleis in der Nähe von Auschwitz, ab 1944 direkt an der Rampe in Birkenau. Fritz Kleinmann (Gärtner & Kleinmann S. 129 f.) berichtet aber von einigen Transporten, die direkt in Monowitz oder doch in der Nähe landeten, vermutlich im offenen Gelände ausserhalb des Lagers. Die Männer wurden für Monowitz selektiert und kamen mit ihrem Gepäck ins Lager.
- 7 In Birkenau waren zwei komplette Blocks, die man als «Kanada» I und II bezeichnete, als Lagerräume reserviert. Sie umfassten 36 Baracken. Offiziell wurden die Kolonnen als «Aufräumungskommando» bezeichnet.

net, doch der inoffizielle Name »Kanada-Kommando« prägte sich so sehr ein, dass selbst die SS ihn benutzte (vgl. Gutmann & Berenbaum S. 250 ff.).

- 8 Fritz erwähnt diese Geschichte in seinen schriftlichen Erinnerungen nicht, sagt aber in dem Interview von 1997, er habe gehofft, dass Woher seine Mutter finden würde, und ihm einen Brief an sie mitgegeben.
- 9 In dem Haus gab es 23 Wohnungen. 1941/42 waren nur noch zwölf bewohnt (Lehmann WLO).
- 10 Lehmann WLO. Es ist nicht bekannt, ob Karl Novacek mit Friedrich Novacek verwandt war, der im selben Haus lebte und Gustav und Fritz 1938/39 denunzierte.
- 11 Transportliste Da227, 14.9.1942, DOW. Der Transport kam zwei Tage später in Minsk an, und die Deportierten wurden wie üblich sofort nach Maly Trostinez gebracht und dort ermordet (Barton S. 54).

16

Fern von der Heimat

- 1 Brief an Olga Steyskal vom 3.1.1944, DFK; zitiert in Gärtner & Kleinmann S. 136 ff.
- 2 Ebd. Bei den erwähnten Familien handelt es sich vermutlich um die von Rudolf Rittmann, einem Angestellten der Reichsbahn, und von Schneidermeister Franz Burič. Beide wohnten im selben Haus wie Olga Steyskal (Lehmann WLO).
- 3 Diese Beschränkung galt nur für Monowitz. Im übrigen Lager konnten alle Häftlinge solche Gutscheine erlangen.
- 4 Langbein S. 25; Gärtner & Kleinmann S. 129 f.
- 5 Gärtner & Kleinmann S. 129 f.; Wagner S. 101, 103; Levi S. 32.
- 6 Gärtner & Kleinmann S. 132; Wagner S. 101.
- 7 Die ungarische Regierung widersetzte sich den deutschen Forderungen, Juden zu deportieren. Im August 1941 unternahmen es jedoch ungarische Grenzbehörden selbst, rund 18000 Juden in das von Deutschen besetzte ehemals sowjetische Gebiet zu deportieren. Sie wurden in Kamenez-Podolsk in der Ukraine gemeinsam mit etwa 8000 einheimischen Juden ermordet. Cesarani S. 407–408; Rees S. 292.
- 8 Cesarani S. 792. Etwa weitere 320000 Juden, die in Ungarn lebten, waren früher Bürger der Nachbarländer gewesen, die von den Deutschen Ungarn zugeschlagen worden waren.

- 9 Cesarani S. 707.
- 10 Długoborski & Piper, Bd. 5 S. 203; Wachsmann S. 457–461; Cesarani S. 707–711; Rees S. 381–385; Czech S. 627.
- 11 Rees S. 381 f.
- 12 Długoborski & Piper, Bd. 5, S. 203; Wachsmann S. 457–461; Cesarani S. 707–711; Rees S. 381–385; Czech S. 627.
- 13 Długoborski & Piper Bd. 5, S. 203.
- 14 Cesarani S. 710.
- 15 Wachsmann S. 460 f.
- 16 Gärtner & Kleinmann S. 29.
- 17 Ebd.
- 18 Das scheint im Mai 1944 gewesen zu sein, denn Gustav erwähnt es gleich nach seiner Beschreibung der ungarischen Juden. In Fritz' Erinnerungen ist von Weihnachten 1943 die Rede, aber das Tagebuch scheint hier korrekter zu sein.
- 19 Aufnahmeliste Krankenbau Februar/März 1944, S. 288, 346, ABM. Gustavs Krankheit wird nicht erwähnt, und er schreibt auch in seinem Tagebuch nichts davon, das direkt vom Oktober 1943 zum Mai 1944 springt.
- 20 Gärtner & Kleinmann S. 29.
- 21 Konstantin Simonow, zitiert bei Rees S. 405. Andere Vernichtungslager in der Region, z. B. Sobibor und Treblinka, waren bereits im Oktober 1943 aufgegeben worden, zur gleichen Zeit wie Maly Trostinez.
- 22 Ein weiteres Argument lautete, die Bombardierung aus der Luft sei nicht präzise genug. Eine Bombardierung der Gaskammern in Auschwitz hätte eine so große Menge von Sprengmaterial erfordert, das in einem so weiten Zielfeld hätte abgeworfen werden müssen, dass Tausende von Häftlingen in Birkenau getroffen worden wären. Und dies, ohne dass man sicher sein konnte, die Gaskammern auch tatsächlich zu zerstören. Eine Bombardierung des Schienennetzes war ähnlich schwierig. Schienen waren aus großer Höhe kaum zu treffen, und wenn sie doch zerstört wurden, sorgten die Deutschen dafür, dass sie innerhalb von 24 Stunden wieder intakt waren. Ein Überblick über die Argumente findet sich bei Gilbert; Gutman & Berenbaum S. 569–587; Wachsmann 494 ff. // Auf die Frage »Warum unternahmen die Alliierten nichts gegen den Holocaust?« antwortet der Autor dieses Buches, dass sie durchaus etwas unternahmen; unter Einsatz aller Kräfte führten sie einen Krieg – den sie schließlich auf Kosten von Millionen Toter aufseiten der Alliierten gewannen –, um den Staat, der den Holocaust verübt hat, zu zerstören.

- 23 Luftschutzmassnahmen in Auschwitz wurden bereits während einer Besprechung der Lagerkommandantur am 9. November 1943 besprochen, inklusive der Verdunklungsanordnung, doch offenbar war bis weit ins Jahr 1944 noch nichts davon umgesetzt worden (von Pelt, S. 328).
- 24 Gärtner & Kleinmann S. 29.
- 25 Manche strenggläubige Juden tauschten nichtkoschere Lebensmittel für Brot ein, wenn es ihnen möglich war, einige chassidische Rabbis in Monowitz lehnten nichtkoscheres Essen komplett ab. Sie verhungerten bald (vgl. wollheim-memorial.de/juedische_religion_und_zionistische_aktivitaeten; eingesehen 4.7.2017).
- 26 Gärtner & Kleinmann S. 29.
- 27 Ebd. S. 29 f.
- 28 Gärtner & Kleinmann S. 141 f. «Auch heute noch quält mich der Gedanke, ob es immer richtig war, jungen Häftlingen und Kindern zu helfen», schreibt Fritz Kleinmann dazu. (Ebd.).
- 29 Fritz erwähnt diese Begegnung in seinen Erinnerungen (Gärtner & Kleinmann S. 142), ohne den jungen Mann genauer zu identifizieren. Es handelt sich wohl um den Häftling mit der Nummer 106468, der in der Liste des Krankenhauses von Monowitz auftaucht, aber sonst in keiner Liste. Die Häftlingsnummer gehörte zu einer Gruppe, die am 6.3.1943 aus Deutschland deportiert worden war (Czech S. 347).
- 30 Wagner S. 108.
- 31 Fritz nennt in seinen Erinnerungen nur ihre Vornamen. Die erhaltenen Listen aus Auschwitz zeigen, dass um diese Zeit tatsächlich zwei Brüder mit einem Transport aus Ungarn kamen, Jenö und Alexander Berkovitz (Nr. A-4005 und A-4004); Kranken- und Arbeitslisten aus Monowitz, ABM.

Widerstand und Verrat

- 1 Gärtner & Kleinmann S. 147; Fritz schreibt ohne nähere Erklärung, Pawel sei auch unter dem Namen Tadek bekannt gewesen. Beides waren offenbar falsche Namen. Tatsächlich hiessen die beiden Männer Zenon Milaczewski (Nr. 10433) und Jan Tomczyk (Nr. 126261). Bei dem Berliner handelte es sich offenbar um den in Polen geborenen Riwen Zurkowski (Nummer unbekannt), der in Berlin gelebt hatte (Czech S.619).

- 2 Gärtner & Kleinmann S. 148 f.; Fritz erklärt nicht, warum Goslawski das Päckchen nicht beim Appell direkt an Peiler übergeben konnte. Möglicherweise wurden die Bauarbeiter genauer überprüft, wenn sie die Fabrik betreten. Als Datum wird der 4.5.1944 (Czech S. 619) oder der 3.5.1944 (Tomczyks Akte, ABM) angegeben.
- 3 Czech S. 634
- 4 Datum unbekannt. Dreizehn Polen wurden am 1.6.1944 nach Buchenwald geschickt (Czech S. 638), und es gab auch einige Transporte von August bis Dezember 1944 (Stein S. 156, 166; vgl. auch Dlugoborski & Piper Bd. 5, S. 231).
- 5 Das Datum der Hinrichtung ist unklar, es kann sein, dass sie erst im Dezember stattfand. Der Tod von Zenon Milaczewski (Szenek) wird in den Akten von Monowitz mit 6.12.1944 angegeben.
- 6 Fritz schreibt von zwei Gehängten (Gärtner & Kleinmann S. 150), aber nach Aussage von Gustav Herzog (Auschwitz Prozess Abt. 461, Nr. 37638/84/15893, FTD) waren es drei.
- 7 Gilbert S. 307. Dort heisst es, der Luftangriff habe am späten Abend stattgefunden, aber das klingt höchst unwahrscheinlich, weil die Amerikaner normalerweise bei Tageslicht angriffen. Czech S. 692 spricht vom späten Nachmittag.
- 8 Arie Hassenberg bei Gilbert S. 308.
- 9 Gilbert S. 308; Aussage von Siegfried Pinkus vor dem Nürnberger Militärtribunal, NI-10820
(vgl. wollheim-memorial.de/en/luftangriffe_en (eingesehen 5.7.2017)).
- 10 Levis. 137 f.
- 11 Czechs. 722.
- 12 Gärtner & Kleinmann S. 157.
- 13 Gilberts. 315ff.
- 14 Ebd. S. 326.
- 15 Gärtner & Kleinmann S. 30.
- 16 Ebd.
- 17 Zum folgenden Bericht vgl. Gärtner & Kleinmann S. 157 ff.
- 18 Häftling Nr. 68705, Zugangsliste vom 19.10.1942, Krankenbau-Akte Monowitz, ABM; zu dem folgenden Bericht vgl. Gärtner & Kleinmann S. 157 f.
- 19 Häftlingsnummer 68615, Zugangsliste vom 19. Oktober 1942, ABM.
- 20 Fritz spricht in seinen Erinnerungen (S. 158) nicht von einer Luger, aber es ist fast sicher, dass es sich darum handelte. Er berichtet, es habe sich um eine Waffe vom Kaliber 0.8 mm gehandelt, was wohl ein Irrtum ist.

Die Modellnummer der Luger war P.08, vielleicht ist das der Grund. Die Luftwaffeneinheiten waren während eines Großteils des Zweiten Weltkriegs mit dieser Waffe ausgerüstet. Das Heer und die SS hatten Walther P.38 (Walter, Kap. 12).

- 21 Fritz datiert diesen Angriff irrtümlich auf den 18.11.1944 (S. 159), doch an diesem Tag gab es keinen Angriff. Im Jahr 1944 fanden vier Bombardierungen statt: 20. August, 13. September, 18. und 26. Dezember (Gilbert S. 307–333).
- 22 Obwohl viele Bomben auf offenes Gelände fielen und ein paar auch die umgebenden Nebenlager trafen, wurden bei dem Angriff vom 18. Dezember einige Fabrikgebäude schwer beschädigt (Gilbert S. 331 f.).
- 23 Gärtner & Kleinmann S. 30.
- 24 Ebd. S. 160.
- 25 Czech S. 780.
- 26 Ebd. S. 778 f.
- 27 Ebd. S. 782 f.
- 28 Ebd. S. 783.
- 29 Ebd. S. 786 f.
- 30 In Gustav Kleinmanns Tagebuch ist von Hundertergruppen die Rede (S. 30 f.), während andere Quellen von Tausendergruppen sprechen (vgl. Czech S. 786). Fritz Kleinmann erwähnt drei Gruppen von je 3000 Mann (S. 162).
- 31 Gustav (S. 30) erwähnt Moll ausdrücklich, obwohl der Mann in Birkenau stationiert war und ansonsten keine Aufzeichnungen darüber existieren, dass er in Monowitz gewesen sein soll. Vielleicht war er nur kurz anwesend, um die Evakuierung zu überwachen.
- 32 Am 15. Januar 1945 betrug die Gesamtzahl der Häftlinge in Auschwitz III-Monowitz und seinen Nebenlagern 33 037 Männer und 2044 Frauen (Czech S. 779).

- 1 Insgesamt 50 Häftlinge wurden auf dem Marsch erschossen (Czech S. 786 Anm.).
- 2 Vgl. Megargee Bd. 1A, S. 243 f.
- 3 An diesem Tag verließen vier Züge die Stadt Gleiwitz mit Häftlingen aus verschiedenen Nebenlagern von Auschwitz, darunter Monowitz. Die Häftlinge aus Monowitz wurden auf mehrere Züge aufgeteilt, die in ver-

schiedene Richtungen führen: in die KZs Sachsenhausen, Gross-Rosen, Mauthausen und Buchenwald (Czech S. 797).

4 CzechS. 791.

5 Gärtner & Kleinmann S. 164.

6 Mondphasendaten

vgl. www.timeanddate.com/moon/austria/amstetten?month=1 &year=1945

7 Gärtner & Kleinmann S. 31.

8 Im Interview 1997 sagte Fritz, er habe seine Häftlingsuniform erst nach dem Sprung abgelegt, in seinen schriftlichen Erinnerungen heisst es, er habe sie noch im Zug ausgezogen. Das erscheint wahrscheinlicher, denn die Uniform konnte den verbliebenen Häftlingen noch nützlich sein, um sich zu wärmen.

9 Normale Seife hätte wohl nicht diese Wirkung gehabt, auch wenn man damals noch Karbol benutzte. Rasierseife jedoch enthält Ätzkali (Kaliumhydroxid), einen sehr giftigen Stoff, der bei Verzehr heftige Magen-Darm-Probleme verursacht.

19

Mauthausen

1 Zugangsliste Mauthausen, 15.2.1945, 1.1.26.1/1307365, ITS. Fritz sprang am 26.1.1945 aus dem Zug (so Gustavs Tagebuch, das praktisch mit den Angaben über die Ankunft des Zuges in Mauthausen übereinstimmt: AMM -Y-Karteikarten, PGM. Und er wurde am 15.2.1945 in Mauthausen registriert (Transportliste AMM-Y-50-03-16, PGM). Sein Aufenthalt in St. Pölten muss also elf Tage länger gedauert haben, als er selbst berechnet hat.

2 Registerkarte AMM-Y-Karteikarten, PGM; Zugangsliste Mauthausen 15.2.1945, 1.1.26.1/1307365, ITS. Das KZ Mauthausen hatte aus Auschwitz keine Unterlagen über die Häftlinge bekommen. Deshalb konnte Fritz sich erfolgreich als «Arier» ausgeben. Seine Tätowierung wurde als «besonderes Kennzeichen» vermerkt, die Nummer jedoch, die in Mauthausen keine Rolle mehr spielte, wurde nicht notiert.

3 Die Befreiung von Auschwitz weckte nur wenig öffentliche Aufmerksamkeit, obwohl die Sowjets durchaus Versuche unternahmen, sie bekannt zu machen. Die Informationen aus dem Lager wurden weitgehend als Wiederholung dessen betrachtet, was man im Sommer zuvor in Majdanek festgestellt hatte. Ausserdem nahm die Berichterstattung

- über die Konferenz von Jalta (4.–11. Februar) mehr Raum ein. Am 16. Februar, dem Tag nach Fritz Kleinmanns Ankunft in Mauthausen, wurde Captain Robert M. Trimble (USAAF Eastern Command) als erster westlicher Soldat von sowjetischen Offizieren in Auschwitz herumgeführt (Trimble & Dronfield S. 63 ff.).
- 4 AMM-Y-Karteikarten, PGM; Zugangsliste Mauthausen 15.2.1945, 1.1.26.1/1307365, ITS.
 - 5 Aussage des Ortpriesters Josef Radgeb, zitiert im Museumsführer mauthausen-memorial.org/en/Visit/Virtual-Tour#map23 (eingesehen 10.7.2017).
 - 6 Gärtner & Kleinmann S. 31.
 - 7 Czech S. 797.
 - 8 Nach Angaben von Czech S. 797 Anm. erreichte der Transport Nordhausen am 28. Januar. Das ist aber höchst unwahrscheinlich, denn der Zug kam am 26. Januar in Mauthausen an und blieb einen ganzen Tag lang dort stehen. In seinem Tagebuch gibt Gustav Kleinmann den 4. Februar an, was wesentlich wahrscheinlicher klingt.
 - 9 Gärtner & Kleinmann S. 32.
 - 10 Die Zahl 766 stammt ebenfalls aus Gustavs Tagebuch; zu den anderen Zahlen vgl. Czech S. 797 Anm.
 - 11 Häftlingsliste Mittelbau-Dora S. 434, 1.1.27.1/2536866, ITS.
 - 12 Gärtner & Kleinmann S. 32.
 - 13 Vgl. Megargee Bd. 1B, S. 979 ff.
 - 14 Neufeld (Megargee Bd. 1B, S. 980) behauptet, der frühe Tagesbeginn habe nur für die Sommermonate gegolten, aber Gustav Kleinmanns Tagebuch beschreibt dieselbe Praxis auch für die Monate Februar und März 1945 (S. 32).
 - 15 Inzwischen gab es auch ein kleines Lager direkt in Woffleben (Lager B-12), um Fahrzeit zu sparen (Megargee Bd. 1B, S. 981), Gustav und die meisten anderen wurden jedoch nicht dorthin verlegt, sondern mussten jeden Tag mit dem Zug nach Woffleben fahren.
 - 16 Gärtner & Kleinmann S. 32.
 - 17 Ebd.
 - 18 Gärtner & Kleinmann S. 39.
 - 19 Ebd. S. 32.
 - 20 Langbein S. 374 f.
 - 21 Eine andere Theorie besagt, dass die SS die Freiwilligen als lebende Schutzschilde nutzen wollte, während die regulären SS-Einheiten flüchteten (La Chêne S. 155).

- 22 Fritz hat sich dazu weder in seinen schriftlichen Erinnerungen noch in dem Interview von 1997 geäußert. Auch seiner Familie hat er wohl nichts davon erzählt. Aber in einem Interview 1976 mit dem österreichischen Auschwitz-Überlebenden Hermann Langbein hat er tatsächlich davon gesprochen (Langbein S. 374).
- 23 AMM-Y-Karteikarten, PGM; Transferliste für Gusen II, 15.3.1945, 1.1.26.1/1310718; Transferliste für Mauthausen 15.3.1945, 1.1.26.1/1280723; Häftlingsregister Gusen II, S. 82, 1.1.26.1/1307473, ITS. Langbeins Quellen (siehe dort S. 384) deuten darauf hin, dass der Plan, die SS-Einheiten zu unterwandern, Mitte März 1945 entstanden ist, aber die Episode muss eigentlich schon Anfang März stattgefunden haben, denn Fritz wurde bereits am 15. März nach Gusen überstellt.
- 24 Megargee Bd. IB, S. 919 ff.
- 25 Transferliste für Gusen II, 15.3.1945, 1.1.26.1/1310718, ITS; Haunschmied u.a. S. 144, 172. In seinen Erinnerungen (Gärtner & Kleinmann S. 170), die in diesem Bereich sehr skizzenhaft sind, spricht Fritz irrtümlich von dem Flugzeug Me 109.
- 26 Haunschmied u.a. S. 198, 210 f.
- 27 Vgl. Dobosiewicz S. 384.
- 28 Vgl. ebd. S. 386. Die 700 Häftlinge im Krankenbau, die nicht transportfähig waren, wurden zurückgelassen.
- 29 Haunschmied u.a. S. 134 ff.
- 30 Haunschmied U.a. S. 219 ff.

20

Das Ende aller Tage

- 1 Gustav (Gärtner & Kleinmann S. 33) erwähnt keine weiteren Details. Vermutlich wurde der Kapo von den Zivilarbeitern in den Rüstungsfabriken versorgt.
- 2 Megargee Bd. IB, S. 980.
- 3 Ebd. S. 970.
- 4 Ebd. S. 980.
- 5 Gustav schreibt (Gärtner & Kleinmann S. 33), dies sei in Schneverdingen gewesen, einer Stadt nördlich von Münster in Westfalen. Das ist jedoch unwahrscheinlich, da der Zug dann wieder hätte Richtung Süden fahren müssen, um sein Ziel zu erreichen. Doch angesichts der chaotischen Zustände im Land kann es durchaus so passiert sein.

- 6 Bardgett & Cesarani S. 19 f.
- 7 Gärtner & Kleinmann S. 33.
- 8 Sington S. 14, 18, 28; Phillips S. 195.
- 9 Langbein S. 406
- 10 Gärtner & Kleinmann S. 34.
- 11 Sington S. 180 f.; Phillips S. 62.
- 12 Sington S. 182.
- 13 Celle wurde am 12. April 1945 von britischen Truppen eingenommen.
- 14 Gärtner & Kleinmann S. 34.
- 15 Ebd.
- 16 Ebd.
- 17 Aussage von Captain D.A. Sington in Phillips S. 47–53; Sington S. 11 ff.
- 18 Phillips S. 47, 51; Sington S. 14 f.
- 19 Sington S. 16.
- 20 Ebd. S. 18.
- 21 Sington S. 187.
- 22 Das Original dieses Briefs ist nicht erhalten, aber Edith hat ihn bekommen. Sie erfuhr daraus nicht viel mehr, als dass ihr Vater lebte und in Block 83 in Bergen-Belsen zu finden war (Samuel Barnet, Brief an Leverett Saltonstall, 1.6.1945, War Refugee Board 0558 Folder 7: Requests for Specific Aid, FDR).
- 23 Augenzeugenbericht von Molly Silva Jones in Bardgett & Cesarani S. 57.
- 24 Augenzeugenbericht von Major Dick Williams in Bardgett & Cesarani S. 30.
- 25 Augenzeugenbericht von Ben Shepard in Bardgett & Cesarani S. 39.
- 26 Augenzeugenbericht von Molly Silva Jones in Bardgett & Cesarani S. 55.
- 27 Augenzeugenbericht von Gerald Raperport in Bardgett & Cesarani S. 58 f.
- 28 Haunschmied u.a. S. 219ff; Dobosiewicz S. 387.
- 29 Allerdings ist unklar, wie viele Häftlinge in die Tunnel des Kellerbaus getrieben wurden. Die Zahl der Häftlinge, die sich überhaupt zu dieser Zeit in Mauthausen und Gusen befanden, schwankt ohnehin: Sie wird mit 21 000 (Megargee Bd. 1B, S. 902), 40 000 (Haunschmied u.a. S. 203) und 63 798 (Le Chêne S. 169 f.) angegeben. Und es wurden auch nicht alle in die Tunnel gebracht, allein 700 im Krankenbau waren nicht transportfähig.
- 30 Gärtner & Kleinmann S. 171; Langbein S. 374; Le Chêne S. 165.
- 31 Frieser S. 950–954.
- 32 Le Chêne S. 163 f.

- 33 George Dyer in Le Chêne S. 165.
- 34 Haunschmied u.a. S. 226.
- 35 Langbein S. 82.
- 36 Gärtner & Kleinmann S. 35.
- 37 Gustav schreibt irrtümlich »Ostenholz«, aber dieses Dorf lag südwestlich von Bergen-Belsen, ein ganzes Stück von der Route entfernt, die er und Josef Berger nahmen.
- 38 Gärtner & Kleinmann S. 15.
- 39 Ebd. S. 35.

Der lange Weg nach Hause

- 1 Brief an Sen. Leverett Saltonstall, 1.6.1945; O'Dwyer, Brief an Samuel Barnett, 9.6.1945, War Refugee Board 0558, Folder 7: Requests for Specific Aid, FDR.
- 2 Fritz identifiziert das Krankenhaus nicht näher, aber es muss dieses gewesen sein. Es wurde am 30. April 1945 in Regensburg errichtet und blieb bis zum 20. Mai in Betrieb (vgl. med-dept.con/unit-histories/107th-evacuation-hospital; eingesehen am 16.7.2017). In Regensburg gab es zu dieser Zeit keine anderen Einrichtungen dieser Art.
- 3 Fritz erforschte später das Schicksal von 55 jüdischen und nichtjüdischen Kindern, die vor 1938 mit ihm auf dem Karmelitermarkt gespielt hatten (Gärtner & Kleinmann S. 179). Von den 25 jüdischen Kindern überlebten fünf, einschließlich Fritz, die Zeit in den KZs. Acht, darunter Kurt und Edith Kleinmann, emigrierten oder wurden versteckt. Zwölf wurden in den KZs ermordet. Von den 39 nichtjüdischen Kindern verbrachten 19 den Krieg in oder um Wien. Elf wurden zur Wehrmacht eingezogen; von ihnen überlebten nur drei.
- 4 Gärtner & Kleinmann S. 35; offenbar hatte Gustav nach seiner Zeit in Auschwitz angefangen zu rauchen.
- 5 Ebd.
- 6 Ebd.

Epilog

- 1 Akten zur Einbürgerung von Richard und Edith Patten, 14.5.1954: Connecticut District Court Naturalisation Indexes, 1851-1992: NARA microfilm publication M2081.
- 2 Im Auschwitz-Prozess 1963 gab Gustav seine Religion mit «mosaisch», also jüdisch an. Fritz erklärte, er gehöre keiner Religion an (Abt. 461 Nr. 37638/84/15904-6; Abt. 461 Nr. 37638/83/15661-3, FTD).
- 3 Zur Statistik vgl. Gold S. 133 f.
- 4 Gärtner & Kleinmann S. 160.
- 5 Ebd. S. 192.
- 6 Ebd.
- 7 Pendas S. 101 f.
- 8 Prozess gegen Burger et al. und Mulka et al., Frankfurt, 1963; Zeugenaussage von Gustav Kleinmann (Abt 461 Nr 37638/84/15904-6, FTD) und Fritz Kleinmann (Abt 461 Nr 37638/83/15661-3, FTD). Gustav wurde hauptsächlich zum Todesmarsch und über den Lagerältesten Jupp Windeck befragt. Fritz' Aussage beschäftigt sich im Wesentlichen mit Windeck und SS-Hauptscharführer Bernhard Rakers.
- 9 Gärtner & Kleinmann.

Bildnachweis

Kurt Kleinmann: 25, 30, 148, 212, 394, 405

Peter Kleinmann: 29, 397, 400

Visual History Archive: 60, 108

USHMM: 238, 257, 263

Reinhold Gärtner: 399, 402